

# Bernard von Brentano Wo in Europa ist Berlin?

Bilder aus den  
zwanziger Jahren  
suhrkamp  
taschenbuch



**Hier hat man jeweils auf engem Raum  
Brentanos frisches, kühles, abwägendes und  
keckes Naturell. . . . Das Ironische, Distan-  
zierte trifft sich mit dem Enthusiastischen,  
Liebevollen, das bewunderte Berlin in sei-  
ner Glanzzeit ist Brentanos Thema.**

**Darmstädter Echo**

**st**

Bernard von Brentano (1901-1964) stammt aus der romantischen Dichterfamilie. Er studierte in Freiburg, München und Berlin und war von 1925 bis 1930 Berlin-Korrespondent der *Frankfurter Zeitung*. Seiner politischen Überzeugung wegen musste Brentano 1933 nach Zürich emigrieren. Seit 1949 lebte er in Wiesbaden. Veröffentlichungen: *Der Beginn der Barbarei in Deutschland*, 1932; *Berliner Novellen*, 1934; *Tagebuch mit Büchern*, 1943, sowie der 1936 im Schweizer Exil entstandene gesellschaftskritische Zeitroman *Theodor Chindler* (st 892).

Der Lyriker, Dramatiker, Erzähler, Romancier, Essayist und Journalist, von Karl August Horst zur Gattung des «streitbaren homme de lettres» gezählt, unterzeichnete seine Feuilletons in der *Frankfurter Zeitung* unter dem Titel stets mit bB und gab den Namen der Hauptstadt und den Monat an. Bereits 1928 stellte Brentano aus Beiträgen vorwiegend des Jahres 1926 ein Buch zusammen, das Berlin in zwölf Monaten erkundet, abschildert, kritisiert und liebt: «von den Bürgern geschaffen, vom Proletariat geformt, die schönste Stadt in Europa», gab ihm ein dichtes atmosphärisches Vorwort und – liess es liegen.

In Buchform erscheint, was damals hervorragender Tagesjournalismus war, heute als Kulturgeschichte. Der homo politicus, der in der Zeit der Gleichschaltung das Land freiwillig verliess, gibt seinen Kommentar zu jedem der beschworenen Bilder: kurz, treffend, unvergesslich.

Umschlagbild: Berlin, Alexanderplatz, 1926.  
Historia-Photo, Hamburg

suhrkamp taschenbuch 1388

Erste Auflage 1987

© Insel Verlag Frankfurt am Main 1981

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des Insel Verlags,  
Frankfurt am Main

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen

sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von  
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

1 2 3 4 5 6 – 92 91 90 89 88 87

## *Inhaltsverzeichnis*

### **Zeitgenössische Hochschule**

Vorwort 9

#### **Januar**

Der gespaltene Mensch 15

Atelier 19

Kirchstrasse 9 20

An der Waisenbrücke 22

Metropolis 25

Liebe 28

Das Capitol von Berlin 30

#### **Februar**

Berufsbälle 34

Der Mensch als Gegenstand 37

Der Weg zur Zwangsversteigerung 40

Masken und Menschen 42

Erstaunte Gegner 46

Schicksale und Menschen 49

Goldtausch 52

#### **März**

Sonntag 56

Nicht bewährt 58

Protestversammlung 61

«Mussestunden» 64

An der Fischerbrücke 66

Kein Hetzfilm 68

Nach dem Potemkin-Film 72

## **April**

- Das Vergnügen zu fahren 76
- Die künstliche Landschaft 80
- Der Weltkrieg als Ufa-Film 84

## **Mai**

- Der Ritter und die Kanone 88
- Über den Wert von Dokumenten 91

## **Juni**

- Berlin – von Süddeutschland aus gesehen 95
- Wo in Europa ist Berlin? 103
- Sechstage-Rennen der Luft 106

## **Juli**

- Strand von Berlin 109
- Theaterskandal 112
- Der Herr, der verzweifelte 114
- Zu Fuss nach Indien 118

## **August**

- Lebendiges Panoptikum 122

## **September**

- Der Eiffelturm von Berlin 125
- Die Götter handeln 127
- Beleuchtete Finsternis 130
- Markt 132
- Berliner Postämter 134
- Mitten im Leben 137
- Eine gute Sache und keine gute Sache 141
- „Berlin“ 144

### **Oktober**

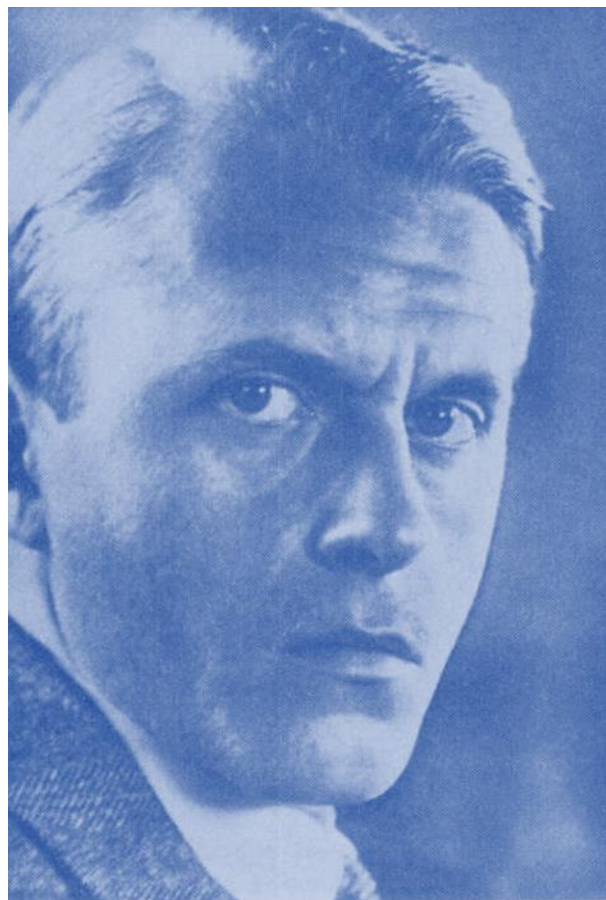
- Zwanzigtausend Wanzen 148
- Die Zeit stellt sich aus 150
- Kabarett der Namenlosen 153
- Der Film vom ‚Faust‘ 158

### **November**

- Der Eispalast 161
- Getanzte Grotesken 163
- Alle zusammen 165
- Berliner Antwort 169

### **Dezember**

- Warum haben wir nicht gelacht? I. 174
- Warum haben wir nicht gelacht? II. 177
- Kampf mit der Armut 179
- Verständigung 190
- Aus fremden Ländern 194
- Das Gesetz 197
- Javanische Spiele 200
- Die blauen Blusen 202
- ‚Sein Mahnruf‘ 204
- Sichel und Liebe 207
- Der Film des Intendanten 210
- Sonderbare Ereignisse 214
- «Es lebe der König» 217
- Ein Trauerspiel 220





# Zeitgenössische Hochschule

## Vorwort

Es wird mit der Veröffentlichung der folgenden Berichte, deren kompagniemässige Aufstellung der Leser bereits im Inhaltsverzeichnis betrachtet hat, nicht der Versuch gemacht, das Vergängliche zu erhalten, das Vergangene zu wiederholen, das Einmalige wichtig zu nehmen.

Eine breite, eiserne Brücke verbindet Halensee mit dem Grunewald. Der Verkehr hört nicht auf, sie zu erschüttern. Nach Gesetzen, welche sich Menschen ausgedacht und in Büchern niedergeschrieben haben, rollen in vorgeschriebener Reihenfolge die Eisenbahnzüge unter der Brücke hindurch, in kurzen Abständen die Züge der Ringbahn, in grösseren Abständen die Tegeler, Spandauer Fernzüge. Weisser Dampf kommt aus dem Schornstein der Lokomotiven unter der Brücke hervor und pudert das grosse Elida-Plakat, welches jenes bekannte schöne Mädchen sechs Stockwerke lang an einer Hauswand zeigt. Wie ein Fluss, breiter als die Spree, liegen die Schienen der Eisenbahnen unter der Brücke zwischen den Häusern der Stadt. Mit grünen Bäumen durchwachsen liegt der Grunewald da, rechter Hand; wenn man auf der Brücke steht, sieht man das schmale Gerüst des Witzlebener Funkturms und sein kleines Licht, das unaufhörlich, sich wie ein Kreisel drehend, am Himmel erscheint. /

Auf einem kleinen, grünschimmernden Wagen, der mitsamt seinen vier Pferden hoch oben auf einem Haus am Nollendorfplatz steht, kann der Lenker nicht einen Schritt weiterfahren, ohne unweigerlich Gefahr zu laufen, mit allem, was er da in der Hand hat, in die Tiefe zu stürzen. Eingeschachtelt in die benach-

barten Häuser steht das Theater Piscator unter seinen Pferden da, protzig wie eine Badeanstalt, errichtet von einer Zeit, welche stolz auf ihren Verbrauch an Toiletteseife war. Aber der Eingang zur Direktion des Theaters ist rechter Hand durch den Torbogen über einen langen Hof durch eine Glastür, mehrere Stufen abwärts, wo man im Keller, einzeln hinter merkwürdigen Gängen versteckt, die Zimmer der Direktion und der Verwaltung findet. Von hier aus wurde das erste zeitgenössische Theater der Zeit nach dem Kriege Europas geplant und durchgeführt. Die abendlichen Vorstellungen des historischen Schauspiels ‚Rasputin‘ bezeugten auf einmal, einfach und ohne dass es allgemein verstanden worden wäre, die Genialität Shakespeares, der von jetzt ab in Berlin wieder spielbar und anregend sein könnte.

Wider schlechteren Willen von Männern enteignet, die ihn lieber kommenden Geschlechtern erhalten hätten, liegt der Platz Tempelhofer Feld mitten in Berlin. Auf das gestampfte Feld, das Generationen von Soldaten festgetreten hatten, gehen in sanftem Flug die Flugzeuge Europas nieder, welche die ohnehin nicht überlebensgrossen Dimensionen dieser Vereinigten Staaten normalisieren. Man hat einige Schuppen errichtet, in denen die Flugzeuge übernachten. Man hat eine andere Halle errichtet, auf deren flachem Dach Tische und Stühle stehen. Dort, mit der Lektüre neuer Zeitungen beschäftigt, sitzend, kann man den Verkehr Europas betrachten, dessen Maschinenlärm, immer nur wenige Minuten hörbar, nicht störend ist. Schon am Rande des gewaltigen Flugfelds werden die abfliegenden Maschinen dem blossen Auge unsichtbar. Undeutlich nur zu erkennen sind hier, mitten in Berlin, die Umrisse der nächstgelegenen Häuser. Aber ein Fussmarsch von lächerlich wenig Stunden führt geradeaus durch einen kleinen Park, genannt der Volkspark, zum Belle-Alliance-Platz, über die Friedrichstrasse, mitten ins Herz einer der grössten Städte der Welt. Unvorstellbar ist die Vielfalt der

Gesichter, die einem begegnen. Immer vorüber an grauen, 5-6 Stockwerke hohen Häusern, welche vom Keller bis zum Dachboden von der Arbeitskraft und der Müdigkeit dieser Menschen erfüllt sind, führt der Weg.

Jedoch auch die Müdigkeit des dahinwandernden Fussgängers nimmt zu. Es werden ihm keine Erfrischungen gereicht. Selbst Denkmale, um vor öffentlichen Gebäuden lachend zu schweigen, sind selten. Kein besonderes Interesse ist bei ihm wach. Das ist Berlin, teilte ihm bei seiner Ankunft am Bahnhof ein Plakat mit. Nichts Schriftliches ist ihm sonst über diese Stadt vor Augen gekommen. Unsterblich, aber unberühmt, hat sie keinen Biographen gefunden.

Derweil er schweigend dahingeht, schweigt die verschlossene Stadt. Niemals gegründet, einstmals aus zwei Dörfern zusammengesogen, später aus mehreren, zuletzt in unseren Tagen aus vielen grossen Städten vereinigt, heute, da diese Zeilen geschrieben werden, zehn Jahre, oder wenn man will vierzehn Jahre alt, denn geboren im Krieg 1914, getauft im roten Blut 1918, ein Findelkind, Waise, Aschenbrödel, Metropole, von Wenigen gehegt, von Niemand geliebt, ausser von den Winden der Ostsee, ist dieses Gebirge von Häusern für sich selber gewachsen. Nach keinem Plan aneinandergereiht, machte kein Haus dem anderen Platz; doch der Mächtigere verdrängte den Schwächeren, riss ihn weg, nahm seinen Platz, füllte ihn aus, mit seinem Gesicht, seiner Zeit, seiner Persönlichkeit. Aus vollen Jahrhunderten ist nichts übriggeblieben. Die halbe Welt und ihre ganze Geschichte findest du in den Kanälen der Museen; nichts von Berlin. Alles ist Gegenwart. In verschollenen Gräbern beerdigt, schweigt die Vergangenheit; noch nicht einmal Steine gibt es, die reden könnten. Und die Gegenwart hat noch keinen Ausdruck. Jedoch, derweil man schweigend dahingeht, brüllt die verborgene Stadt. Wer achtet darauf? Wer versucht, ihre neue Sprache zu verstehen? Gibt es doch alte, unbekannte Sprachen genug. Der durch mangelnde Kenntnisse unterernähr-

te Fussgänger durch endlose, gleichförmige Strassen müsste ein Mönch sein, um jenen selbstverständlichen Heroismus aufzubringen. Niemand hat ihm dazu geraten.

Derweil er schweigend dahingeht, brüllt die arbeitende Stadt. Menschen begegnen ihm; Männer, Frauen, Mädchen. Männer in Autos, auf Wagen, zu Fuss. Frauen in Autos, auf Wagen, zu Fuss. Mädchen in Autos, auf Wagen, zu Fuss. Männer, mit denen er sich unterhalten könnte über den Krieg, der noch unbesprochen daliegt, ein Buch, zu dick für die Zeitungen; über Gott, der unsichtbar geworden ist; über die Welt, die anfängt, sichtbar zu werden; Männer, mit denen er ein Glas Bier trinken und Geschäfte machen könnte, nebenan in der Kneipe, die ausgezeichnetes Bier ausschenkt. Frauen begegnen ihm, von denen er etwas lernen könnte; alte, schöne, müde, junge Frauen, Tausende, Tausende kommen, gehen vorüber, und man ist niemand. Mädchen begegnen, die kleinen, verschiedenartig gewachsenen Menschlein, von denen nur zu sehen ist, dass sie elegant sind. Sie tragen kleine Hüte, die ihre Haare verdecken, kleine, kurze, pelzbesetzte Mäntel und helle seidene Strümpfe, kleine Blumenstengelchen, die sich im Wind ihrer Laune blitzschnell bewegen. Aller Bewegung zusammen ergibt die Bewegung der Stadt. Alles ist beschäftigt; alles läuft einem Ziel zu, das in einem fort überall und nirgendwo ist. In gleicher Richtung strömen die ungeheuren Kolonnen der grossen Fahrzeuge, die schön in der Masse und durch ihre Bewegung sind. Alles flimmert und glitzert, die grossen und die kleinen farbigen Schau Fenster, die Lichter der Lichtreklame, nichts ist beständig, wechselnd wie die Gedanken der Menschen, die alles beleben, wird immer ein Ding wieder vom andern belebt.

Beachten Sie die Einzelheiten: die täglich neuen Formen der kleinen Automobile und der grossen Autos. Irgend etwas ist praktischer und einfacher an ihnen geworden; von gestern zu

heute. Betrachten Sie die milde Aufdringlichkeit der Schaufenster; irgendetwas ist gefälliger geworden oder hat plötzlich den Sprung ins Ordinäre gemacht, frech und plump, ohne Rücksicht auf Verluste. Der Verluste wegen. Das Unvergängliche scheint keine Zeit zu haben zu entstehen.

# Januar

## Der gespaltene Mensch

Seit Jahren schon stehen in Berlin die Tanzschulen in Blüte; man müsste mehrere besuchen, um sich ein Bild dessen zu machen, was dort geschieht. In einer kleinen Villenstrasse in Wilmersdorf steht ein einzelnes Haus. Es ist weiss, gross und flach und erinnert schüchtern an den neuen Bauwillen einer neuen Generation, wie ihn Gropius in Dessau predigt. Dieses Haus ist eine Tanzschule; zwei Tänzerinnen bewohnen es, und von morgens bis abends haben dort junge Berlinerinnen Unterricht. Es wurde mir gestattet, einigen Stunden beizuwohnen. In dem grossen Tanzsaal begannen die Mädchen damit, nach der rhythmischen Musik eines Klavierspielers zu gehen. Sie gingen rasch und rascher; sie trugen ihre Arme und ihre Hände mit sich wie Blumenvasen; sie machten es sehr hübsch, und man wünschte sofort, alle Frauen in Deutschland könnten so gehen. Sie begannen zu tanzen: Die Musik spielte walzerartige Takte, und die Lehrerin forderte Ausdruck. Die Mädchen begannen jene Empfindungen auszudrücken, die sie nicht hatten. Sie sprangen mit kleinen Sätzen durch den Raum, den Kopf in den Nacken geworfen, die Arme erhoben, sie drehten sich, sie bildeten Gruppen, kurz, sie tanzten. Man konnte nicht mehr verstehen, was da vor sich ging; es war hübsch anzusehen, aber es war gleichgültig; es hatte mit Tanz nichts zu tun. Zwei wesentliche Kräfte waren nämlich nicht in diesem Tanzsaal: Religion und Erotik. Hätte man zu mir gesagt, bitte, tanzen Sie, ich hätte es ebensowenig gekonnt wie diese jungen Bürgerinnen, die hier nach den Klängen einer völlig gleichgültigen Musik, die weder erregend war noch irgendeine tiefere Bedeutung hatte, ihre Glieder be-

wegten. Man wird mir einwenden, dies sei sehr scharf, vielleicht sogar ungerecht gesagt, aber je länger ich über das nachgedacht habe, was ich in diesem weissen Haus sah, umso schrecklicher wird mir die Erinnerung. Ich glaube, dass direkt nach uns eine Generation kommen wird, die wieder tanzen wird können. Warum?

Am gleichen Abend noch fuhr ich mit der Lehrerin dieser Schule nach dem Norden. Über die breiten Treppen einer eiskalten verlassenen Volksschule, die grau wie eine Bastille in der Strasse stand, stiegen wir zur Aula hinauf. Der Raum war schlecht geheizt. Auf den Bänken sassen junge Leute, junge Arbeiter und Arbeiterinnen, welche ihre Lehrerin erwarteten, die von acht bis zehn Uhr abends zu ihnen kam, um mit ihnen einen Sprechchor einzuüben, der in der Volksbühne aufgeführt werden soll. Er wurde von Bruno Schönlanck geschrieben und heisst «Der gespaltene Mensch». Könnte er anders heissen? Selbstverständlich nennt ein Schriftsteller, der der Vorkriegszeit angehört, einen Sprechchor, der die Sehnsucht des Proletariats nach einer neuen, besseren Zeit ausdrücken soll, «Der gespaltene Mensch». Denn er, noch belastet mit den Problemen der Vergangenheit, weiss nicht, dass das Volk auf einem Umweg um seinen Geist zu einem einfachen, einheitlichen Willen gekommen ist.

Mit Feuereifer machten sich die jungen Leute daran, den Saal auszuräumen, und stellten sich in Reih und Glied auf. Einige, die sich Tanzkittel angezogen hatten, waren blau gefroren vor Kälte. Junge Männer hatten sich wie Schiffsheizer bis auf die Hose entkleidet, die sie mit einem Riemen um ihre schmalen Hüften hielten. Es waren junge Menschen, kleine, hässliche, verknorpelte Gestalten, schöne, blühende Mädchen und Jünglinge, eine grauhaarige Frau sah ich darunter, alle waren Feuer und Flamme, und die Arbeit begann. Mit diesen Menschen zu arbeiten, war ein Vergnügen, und die Lehrerin wusste es.

Ich habe vergessen, welchen Inhalt die Dichtung eigentlich hatte, die hier in gesprochenes Wort und Bewegung zugleich aufgelöst wurde. Sie handelte von dem Leben des Arbeiters, der an die Maschine gekettet ist, Tag um Tag, der aber von einem freien, menschenwürdigeren Dasein weiss und seine Sehnsucht nach einem solchen Dasein ruft. Es war belanglos literarisch, was diese Dichtung in den Arbeiter hineinsah, aber was die Takte der Musik, wenn sie etwa einen Marsch spielte oder das Hämmern der Maschinen auszudrücken versuchte, in diesen jungen Menschen lebendig machten, und was durch die Bewegung der Tanzenden, wenn sie ihren Kampf mit den Maschinen und ihre Sehnsucht nach einem menschenwürdigeren Dasein ausdrückten, gestaltet wurde, war erschütternd. Hier fand das Volk, das für Religion Weltanschauung hat, sofort einen sicheren Ausdruck für seine Empfindungen. Und die kleine, kühle, sachliche, erotische Spannung zwischen diesen jungen Menschen, welche die Triebe des Lebens früh kennen und ertragen lernen, schuf eine echte, ergreifende Spannung zwischen Zuschauer und Darsteller.

Einige Vorgänge im Chor, die etwas schwieriger darzustellen waren, wurden von den Schülerinnen jener Tanzschule ausgeführt. Noch einmal konnte ich den Unterschied erkennen. Ihre Bewegungen waren besser studiert und fleissiger durchgearbeitet; sie konnten mehr, aber sie hatten weniger zu sagen. Sie huschten tanzend herüber und hinüber – und störten. Wo die anderen der Gruppe standen, in der Erde verwurzelt, sich selber hingegen, da standen sie nur dabei. Kamen die Bewegungen der Arbeiterinnen aus ihrem Beruf, so kamen die Bewegungen der Tänzerin aus dem, was sie Berufung nannten, einer sehr privaten Verfassung von Berufslosigkeit.

Nach dem gespaltenen Menschen wurde noch an einem zweiten Gedicht probiert, *weil* es von einer der Mitwirkenden verfasst worden war. Es hiess: ‚Masse‘ und begann so:



Die Nacht senkt ihre Leere  
Und zehret von unserem Blut,  
Der Tag brennt auf in Schwere,  
Viel Tropfen fallen zum Meere,  
Anbrandet graue Flut.

So hilflos und sinnlos geht es weiter. Aber die jungen Leute fühlten den Sinn dahinter, den die Verfasserin nicht auszudrücken vermocht hatte. Sie wussten alle, was gemeint war ihr Leben. Und das konnten sie durch ihre Bewegungen ausdrücken, in Gruppen vereint, in Masse vereint.

Also sprachen sie, vorwärtsschreitend in dieser kleinen Aula mit der Gewalt riesiger Bataillone, vorwärtsschreitend mit einer Wucht der Bewegung, die im nächsten Augenblick alles wegfeigen konnte, was vor ihr stand, also sprachen sie dazu sinnlose, leere Worte, die niemals gedacht, niemals verstanden werden konnten. Der gesplaltene Mensch, hier war er.

Es gibt viel Not in Europa; die Armee der Armen könnte davon jeden beliebigen Tag einen Kampf ruft anstimmen, der die Gewalt eines Trommelfeuers hätte. Aber über aller Not, über den Armen *und* über den Reichen lagert die geistige Not. Wir wollen sagen, was uns bedrückt, wir wollen es ganz schlicht und einfach aussprechen. Es geht nicht. Deutschland ist ein sehr revolutionäres Land. Alle unsere Vergnügungen haben einen tiefen Sinn und eine tiefere Bedeutung. Jene Schülerinnen aus der weissen Villa, die ihren Körper suchen, weil sie den Kopf über die Augen voll Bildung haben, und jene Arbeiterinnen, welche den Kopf suchen, den denkenden, klarstehenden Kopf, weil sie einen arbeit-zerschundenen Körper haben, es ist eines und dasselbe. Grosse Dinge bereiten sich in der kleinen, ungeheizten, scheusslichen Aula vor; die Schulzeit in dieser Schule ist nicht mehr am Tage; sie ist in der Nacht.

Der Tag ist vorüber; jetzt ist Nacht, aber die Uhr geht weiter, und ein neuer Tag kommt herauf. Verzeihen Sie diesen Schluss; man kann ihn nicht ganz verstehen.

### Atelier

Nahe dem Wittenbergplatz, so zwischen dem alten und dem neuen Westen, in einer Seitenstrasse linker Hand, steigt man im Gartenhaus eine nicht gerade hochherrschaftliche Treppe hinauf. Von einem schmalen Gang weg, wie zum Trocknen aufgehängt, schaut eine Reihe von Zimmern in den grauen Hof hinab. Zwei davon, die am Ende des Gangs liegen, bilden, untervermietet, das Atelier. Seine Bewohnerinnen sind drei junge Mädchen; sie sind, was man hier nennt, «vom Lande». Das besagt, sie stammen aus alten angesessenen märkischen oder pommerschen Familien. Sie haben sich ergänzt, als sie sich vereinten. Die eine ist klug, von Erfahrungen beraten, kann zeichnen, versteht etwas von Geld und Wirtschaft; die nächste ist so energisch wie sie hübsch ist und chic und kennt sich in der Welt aus; die dritte ist lieb und fleissig. Optimistisch wie ihre wenigen Jahre, gläubig wie ihre blauen Augen. Die Konkurrenz dieses Ateliers bilden alle Schneiderfirmen von Berlin. Diese Konkurrenz ist mächtig, aber unser Atelier ist vorsichtig. Vielleicht ihre etwas literarische Vorstellung vom Ernst der Zeit könnte den jungen Schneiderinnen gefährlich werden. Jedoch die Tatsache, dass sie sich, wie sie sitzen und nähen, ihr Geld zum Leben verdienen müssen, bleibt ein unnachgiebiges Fundament.

Potsdam ist in Berlin an Land gestiegen. Der Halteplatz der Freundinnen entspricht durchaus den gegebenen Verhältnissen. Sie wohnen in der grossen Stadt möbliert, so wie sie einstweilen

noch im Dasein auf Anstellung gastieren. – Es gibt auch anderswo Grossfürstinnen, die Damenmäntel anfertigen. Man geht besonders in Paris nicht ohne Schauer und Belehrung an ihren Läden vorüber. Die konnten gerade noch ihr Wappen als Reklameschild vor die Tür hängen, von der Vergangenheit in die Zukunft spekulierend. In Deutschland, wo Herr Stinnes auf seine Weise den Lenin spielte, ist keine Gelegenheit zur herzbewegenden, kundenbringenden Geste. Hier ist, was man oft wie eine schwankende Brücke spürt, nur Gegenwart. Deswegen wird in dem Atelier nahe dem Wittenbergplatz gearbeitet.

Drei Nadeln stechen durch schöne Stoffe. Drei junge Mädchen, die wenig verloren haben, wollen viel gewinnen. Drei junge Leute sind in die Arbeitskommandos der Zeit eingeschwenkt. Drei Arbeitnehmer sind mehr in Berlin.

## Kirchstrasse 9

Ein Haus, fünf Stockwerk hoch, sieben Fenster breit, mit Balkonen, Läden und geschwungenen Türbogen, mit Hinterhäusern und Höfen, von vielen Menschen bewohnt, ist vor einigen Tagen in die Luft geflogen oder zusammengestürzt. Viele Menschen haben den Tod gefunden, noch mehr schwere Verletzungen davongetragen. Die Zahl der Toten ist noch nicht bekannt.

Denn so sind diese Häuser in Berlin: von Menschen bewohnt, die einander nicht kennen, von Schicksalen erschüttert, die nie ein Fremder erfährt, jedes einzelne ein Schiff voll Auswanderer, die über den bewegten Ozean ihres Lebens ein Leben lang fahren. Die Kirchstrasse, in Moabit gelegen, ist eine wie hunderte hier sind. Baumlos und grau, was ihre Lage im Norden oder

Osten kennzeichnet, gerade, breit und wenig befahren. Erst das Unglück hat sie bevölkert. Im Takt der Rufe: «Bitte, weitergehen, meine Herrschaften, nicht stehenbleiben», die unaufhörlich die Schutzleute mehr einander weitergeben, als den Passanten zurufen, rollt eine gedrängte, neugierige Menge vorüber an der Stelle des Unglücks, an der es wenig zu sehen gibt. Ein Zaun ist vor dem Schutthaufen errichtet, wie ein Verband über einer eiternden Wunde. Noch sollen Tote unter dem Geröll liegen, unter einem meterhohen Grabhügel aus Steinen, Eisen, Papier, Büchern, Kleidungsstücken und Hausgerät, unter dem Eigentum, das mit ihnen zerstört wurde, als es seine Besitzer zerfetzte oder die Eingeschlossenen erstickte. Durch die Brandmauer links geht ein gewaltiger Riss; wie ein hartes Brot ist sie gebrochen, und wie ein Puppenladen, mit dem die Kinder spielen, stehen fünf Zimmerwände aus fünf Etagen offen. Flügeltüren, die in eine grausige Tiefe gehen, sind angelehnt. Im obersten Stock an der Wand baumeln Kleider, schneebedeckt im Wind, weiter unten ein rotes Küchentuch, wie eine Fahne.

Arbeiter räumen noch auf, und schon bringen Glaser neue, glänzende Platten für die gehöhlten Löcher im Hinterhaus. Diese geschäftig, schippen jene bedächtig an dem Geröll, das jeden Augenblick ein neues Geheimnis offenbaren kann, das Ende eines Schicksals freigeben. Männer stehen herum und beraten. Sie schimpfen auf das Gaswerk und ärgern sich mit Fassung, dass ihrem mathematischen Gefühl das Unerwartete das  $X$  einer Gleichung ist, die nicht aufgehen will. Auch vom Kriegsministerium, wie man hier das Reichswehrministerium noch nennt, waren Herren schon da und haben geforscht und geprüft. Wie das Unglück kommt, entflieht das Geheimnis niemals allein.

So ist der Krieg. Die Händler, die, an den Ecken stehend, Postkarten der «fürchterlichen Explosionskatastrophe in Moabit» verkaufen, sagen es nicht. Die Leute erzählen es einander, alte Weiber und verhungerte Jungfern, die nie einen Schützen-

graben, nie eine zerschossene Stadt gesehen haben, aber Bescheid wissen vom Herzen her und die Männer belehren, die vergesslichen, dummen. Eifernd, erklärend, selber von Leid so voll, wissen sie Leid abzuschätzen in dieser grauen, fröstelnden Welt. «Warum fragen Sie mich?» sagt der Chauffeur, der nicht weit davon seinen Halteplatz hat. «Ich bin von der Zeitung.»

Zwei Menschen hat er gekannt, die hier gewohnt haben, und beide jetzt tot sind, einen alten und einen jungen. Aber es interessiert ihn nicht. Weder das Haus noch das Unglück. Er denkt an den Krieg. «Schreiben Sie das, mein Herr. Sie werden sich den Dank von vielen armen Menschen verdienen.»

An der Ecke, noch einmal zurückschauend, erkannte ich die Strasse wieder. Im Frühjahr letzten Jahres ging eine kurze Notiz durch die Zeitung vom Selbstmord eines auffallend schönen Mädchens. Sie hatte sich in der Kirchstrasse aus der Dachkammer eines Hauses auf die Strasse gestürzt. Damals ging ich hierher, um nachzufragen, aber keiner wusste Bescheid, niemand hatte sie gekannt. Nur, dass sie schön war und abends, wenn die Tage länger und wärmer wurden, manchmal sang, wussten zwei junge Leute.

Sehr schön war sie und hiess Grete, sagte der Eine. Aber sie sprach nicht mit uns, mit keinem überhaupt, sagte der Andere. Aber sehr schön war sie, das ist wahr. Wie von einem Bild. Sie war nicht von hier.

### **An der Waisenbrücke**

Im Märkischen Museum, an der Waisenbrücke, ist eine kleine Ausstellung eröffnet worden: Zilles Werdegang, zur Feier des 70. Geburtstages von Heinrich Zille. Im Stil von Raubritterbur-

gen erbaut, wie sie die Kurfürsten von Brandenburg niemals besessen haben, steht das Märkische Museum, ein klotziger, roter Backsteinbau, an der Spree. Die Türen sind mit Eisen beschlagen; die Gänge und kleinen Räume sind, kurz gesagt, schlecht beleuchtet. In vier Sälen des Erdgeschosses hat man eine Reihe von Bildern, farbigen und nichtfarbigen Zeichnungen des Meisters, zusammengetragen, angefangen von seinen frühesten Versuchen bis zu seinen letzten berühmten Milieuschilderungen, die so berühmt sind und so beliebt, dass die Berliner niemals aufhören werden, den dargestellten Figuren zu gleichen.

Die Ausstellung ist gestern eröffnet worden. Die Stadt Berlin holte Zille in ihrem Auto ab, und als der Meister ankam, waren schon so viel Leute anwesend, dass er sich nur mühsam zu seinen eigenen Bildern begeben konnte. Einen Tag, 24 lange Stunden nach der Eröffnung, die immer etwas für Neugierige ist, pflegen hier Ausstellungen nicht mehr überfüllt zu sein. Bilder oder Zeichnungen gelten als schwer verständlich. Als ich aber heute die Zille-Ausstellung betrachten wollte, musste ich mich schon an der ersten Tür des ersten Saales anstellen, als wollte ich auf der Post Briefmarken kaufen oder, besser noch, als wäre ich eine Hausfrau im Jahre 1916 und stünde vor einer Gemischtwarenhandlung. Es war genauso, wie ich es später, im letzten Saal, von Zille gezeichnet sah; es waren seine Typen gekommen, sich selber zu betrachten. Männer standen da mit hohen steifen Kragen, deren Ränder vorn übereinandergehen, mit Lodenmänteln und Glacéhandschuhen; Hausfrauen und Bürgerinnen, wie sie in den oberen Kreisen ausgestorben sind, mit Einholtaschen und hohen Stiefeln, drängten sich ernst und ungeheuer sachlich interessiert vor den Zeichnungen. Junge Leute betrachteten mit unverhohlenem Vergnügen Zeichnungen, die etwas unanständig waren: biedere, dicke Berliner Mädchen im Badekostüm.

Im ersten Saal lagen unter Glas und Rahmen kolorierte Blättchen. Jedes hatte eine Unterschrift, zum Beispiel: Die Mutter des Künstlers (aus einer Bergmannsfamilie im Erzgebirge stammend) oder: Der Vater des Künstlers (an seinem 70. Geburtstage aus der Fabrik heimkehrend) oder: Aus Zilles Militärzeit (Sonnenburg 1882). Diese Unterschriften gehörten unbedingt zu der Ausstellung. Sie wurden gelesen, bedacht und verstanden. Es waren Daten und Bezeichnungen aus dem Leben der Berliner Bevölkerung überhaupt. Im zweiten Saal waren Zeichnungen Zilles aus Alt-Berlin: die friderizianische Parochialstrasse (die es bald nicht mehr geben wird), kleine verfallene Budiken, alte Winkel, wohlvertrautes Berliner Gerümpel. Im dritten Saal gab es auf einmal Zilles Vorläufer in der Biedermeierzeit, kleine kolorierte Witzblättchen, die leicht dramatische Szenen aus dem Leben der Berliner Bevölkerung darstellten. Soviel ist sofort zu sehen, dass Zille nicht an diese «Tradition» angeknüpft hat. Zwischen jener Zeit und der seini- gen lag die Entwicklung des Menschen zur Persönlichkeit. Als Zille anfang zu arbeiten, hörten die Künstler auf, kollektiv zu denken, bürgerlich zu fühlen; wenn Zille aufgehört haben wird zu arbeiten, werden die Künstler wieder dort Weiterarbeiten, wo er nicht weiterarbeitete, allerdings auf einer anderen Ebene. Im vierten Saal lagen die Zeichnungen: Zille und sein Milljöh. Es stimmt. So war Berlin. So wie das Blatt «Spandauer Arbeiterzug 1906» war die grosse Zeit der deutschen sozialdemokratischen Bewegung. Sehr viele Blätter hängen in diesem Raum, viele Kriegszeichnungen. Schaffnerinnen, Kohlenträgerinnen, Strassenkehrerinnen, alle diese weiblichen Ersatztypen aus der Ersatzzeit. Jede einzelne hat Zille festgehalten. Jetzt sind sie da und werden für immer dableiben.

Das Volk, das diese Zeichnungen betrachtet, so betrachtet, wie es einmal Rembrandts Zeichnungen betrachtet haben wird, etwa wie Photos, aber wie lustige, menschliche Photos, begabt

mit kleinen Feinheiten, wie sie der Photograph nicht auf die Platte bekommt, das Volk macht mit seinen besten Kleidern Besuch bei sich selber, wenn es zu Zille geht.

Im zweiten Saal (wo die Unterschriften sind) steht unter einem kleinen Blatt, das eigentlich nichts anderes zeigt als eine etwas verfallene Treppe: Schauplatz von Gerhart Hauptmanns «Ratten». Damals muss eine grosse Berliner Zeit gewesen sein. Damals trafen sich die Maler und Bildhauer und die Dichter in den Vorstädten Berlins und schrieben und zeichneten miteinander. Kaum gewonnen, ist das alles verlorengegangen. Aber heute fängt es wieder an zu entstehen, und ein junger Mann, der in Berlin leben will, muss sich die Zille-Ausstellung ansehen, um sich in Berlin auszukennen, das mit der Zeit Wilhelms II. eigentlich gar nichts zu tun hatte. Langsam taucht die Stadt auf aus dem Konfettiteich der Vorkriegszeit durch die Not der Gegenwart hindurch.

## Metropolis

Die Uraufführung des Films ‚Metropolis‘ war eine Welturaufführung. Dieses neue Wort ist gross; ohne zu übertreiben, zeigt es die Chancen an, die ein Film heute hat. Die Uraufführung fand im Ufapalast am Zoo statt, im grössten Ufatheater Berlins. Die Plätze kosteten 10,20 und 30 Mark. Das Theater war voll besetzt. Eine Reklame von fast amerikanischem Format hatte ihre Wirkung getan und eine nicht zu unterschätzende Spannung erzeugt, mit der man den neuen Grossfilm erwartete. Am Schluss des zweiten Teils des dreiteiligen Spieles war der Beifall für alle, Verfasser, Hersteller, Schauspieler, stark. Der dritte Teil fiel – beim Publikum – ab und mit den Massen dieses Films ge-



messen kann man den Erfolg der Premiere im ganzen keinen grossen nennen.

Zwei Jahre lang, 1925 und 1926, hatte der Regisseur Fritz Lang an diesem grossen Werk gearbeitet, den Roman und die Idee der Schriftstellerin Thea von Harbou zentimeterweise ins Filmische übertragen. Man spürt es so, dass man beinahe etwas anderes lieber spüren mochte, dass hier mit grossem Fleiss und altem Können ein ungewöhnliches Stück Arbeit geleistet wurde. Nun ist Liebesmüh nie verloren; nur kann sie zu *spät* kommen. Dieser Film kommt wenigstens drei Jahre zu spät. Er stammt als Einfall wie als Fabrikat aus der Inflation. Er entspringt so verblüffend echt den stark übertemperierten (aber lauwarmen) Vorstellungen jener Epoche, dass er bereits historisch wirkt. Man könnte auch sagen: wissenschaftlich interessiert. Er ist ein rechter Vetter des ‚Dr. Mabuse‘ (mit Klein-Rogge in einer Hauptrolle). Nur ist er ein Mabuse, der nicht mit der sogenannten Wirklichkeit, sondern mit der sogenannten Allegorie gemacht ist. Dünn geht es nicht. Er ist auch, im Gegensatz, ein langweiliger Mabuse. Dass er in einer traurigen Weise eine gute Sache, nämlich alte Wahrheiten, kompromittiert, muss später noch erwähnt werden.

In der Zukunftsstadt Metropolis haben sich die Klassen sauber geschieden. Die Arbeitnehmer sind unter die Erde gezogen; die Arbeitgeber wohnen über der Erde. Hoch oben in unbehaglichen Wolkenkratzern, die einem aufgestockten Kurfürstendamm ähnlich sehen. Solche Spannung der Gesellschaft fängt an, unerträglich zu werden. Der Mensch im Keller geht in Gärung über. Es braucht, nach dem Text, zwischen Hirn und Händen einen Mittler: das Herz, welches die soziale Frage lösen soll. Hier beginnt, wie man leicht errät, eine Geschichte von Liebe. Es haben sich der Sohn des Millionärs und eine sonderbare Arbeitnehmerin gefunden. Dieses Mädchens, Maria, gefährliche

Tätigkeit besteht darin, dass sie den Arbeitern gut zuredet, sich nicht zu Gewalttaten hinreissen zu lassen, sondern auf den Mittler zu warten. Jetzt kommt ein *Einfall*: Dem Millionär und Herrn gefällt das Mädchen, aber nicht seine Redeweise. Sein Freund, der Erfinder Rotwang, kommt ihm zu Hilfe. Der fängt sich Maria (in der besten, hervorragend gemachten Szene des Films) und schafft in seinem Laboratorium nach ihrem Ebenbilde den künstlichen, den Maschinenmenschen. Dieses böse Geschöpf erregt endlich die langerwartete Unruhe in der Arbeiterschaft. Es kommt zur Revolte. Ein paar Maschinen werden zerschlagen, eine kleine Überschwemmung tritt ein, die den Arbeitern gefährlich werden könnte. Die falsche, künstliche «Heilige» wird von der «rasenden» Menge auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die echte rettet sich aus den bösen Händen des Erfinders in die liebenden Arme des Millionärs. Sie haben vermittelt. Ein Handschlag löst die soziale Frage. Der Film ist aus. Die Stelle ist gekommen, wo das Publikum der Premiere keine rechte Lust mehr am Klatschen hatte und einige Zischer ungestört liess.

Die Schauspieler hatten es in ihren (solchen) Rollen nicht leicht. Das wird man a priori in Rechnung zu stellen haben. Abermals hat es die Ufa mit einem Neuling versucht, mit der Entdeckung, mit einem jungen, sehr hübschen, ungelerten Mädchen: Brigitte Helm. Brigitte bekam geich eine Doppelrolle und meisterte beide wirklich. Niemand wird von ihr enttäuscht sein. Aber begeistert? Ich hoffe. Ich hoffe auch später. Ich freue mich darauf. Überraschend war Brigitte nur, als sie tanzte. Sie war eine entzückende Tänzerin und zeigte dabei, dass sie eine ungewöhnliche Schauspielerin ist. Die anderen: Abel, Fröhlich, Klein-Rogge, Loos, besonders Heinrich George fallen aus ihrer Rolle. Sie fallen deswegen heraus, weil diese Rollen auch für kleinere zu klein, für schmalere zu eng gewesen wären. Wo sie ganz auffallend herausfallen, wie zweimal George, sieht man

plötzlich einen anderen Film, einen, der uns angeht, einen menschlichen für Zuschauer.

Metropolis ist nämlich eine Stadt im Mond. Ein rasend gewordenes Dorf. Berlin, Frankfurt sind vielleicht nicht so hoch wie Metropolis, aber sehr viel tiefer. Und bereits in höheren Lagen unheimlicher. Das fehlende Fundament fehlte auch dem Regisseur. Manche Szenen, die Fritz Lang geschaffen hat, hat er wirklich gezaubert. Sie sind die Produkte eines Zauberkünstlers, der aus nichts über den Weg von etwas wieder nichts macht. Wahrlich, eine seltene Kunst. Aber nichts, klagt der Zuschauer, ist halt nichts.

Sein Manuskript trifft eine Anklage. Man könnte während des Verlaufs der Verhandlung mehr Fragen stellen, als alle Weisen beantworten möchten. Aber wer hat Lust, sie zu hören? Man hat überhaupt keine Lust. Man kehrt aus Metropolis nach Berlin zurück. Man ist froh, zu Hause zu sein. Zuvor erschrickt man noch vor der unerhörten Sensation einer heraneilenden Auto-droschke.

Die Musik von Huppertz war nicht sehr originell. Sie hätte dem Film helfen können. Stattdessen erschwerte sie ihn. Ausgezeichnet war das Magazin und Programmheft der Ufa. Es war ein kleiner, bescheidener, spannender Film. Ein Trost im Leid.

## Liebe

Die Herzogin von Langeais liebt den Marquis von Montriveau. Ihre Tugendhaftigkeit nennt die Pariser Gesellschaft Kälte; aber man warnt den Marquis vergebens vor solcher Schönheit. Zu spät erfährt durch erschrockene Verwandte die unglückliche Herzogin, dass man heimlich und im verborgenen sich manches erlauben darf, was öffentlich getan Sünde und Verstoß ist. Zu

lange tugendhaft, hat sie den Geliebten beleidigt und unwiederbringlich verloren. Die Verlassene flieht in ein Kloster und tötet sich, als sie dort, nach Jahren, von dem Marquis entdeckt wird.

Immerhin: die Novelle, nach der Paul Czinner seinen Film «Liebe» (Elisabeth Bergner-Film der Phoebus) drehte, ist einmal von Balzac geschrieben worden. Man spürt das, und ich muss obendrein gestehen, dass mir nicht erst das Spiel der Bergner diese sozusagen altmodische Liebesgeschichte ergreifend machte. Es ist alles wahr in diesem romantischen Ereignis: der Mann, die Frau, die Wahrheit und die Lüge.

Die Leistung der Bergner ist gross. Ihr dritter Film ist ihr bester. Freilich scheint es mit Absicht gemacht, dass von der Erzählung Balzacs nur mehr die Figur der Herzogin übrigbleibt: dass, um es deutlicher zu sagen, der Zuschauer erstaunt, während des Spiels die Dargestellte mit der Darstellenden allmählich zu wechseln beginnt. Es ereignet sich fast nichts in den anderthalb Stunden Spieldauer. Es ist nur zu sehen Elisabeth Bergner. Wie sie geht, lacht, weint, liebt, – wie sie lebt.

Dies muss bei einer schauspielerischen Leistung, wie sie hier geboten wird, gerade noch gestattet sein. Jedoch: noch mehr Elisabeth Bergner wäre gar kein Film mehr gewesen. – Darf man fragen? Die berühmteste deutsche Schauspielerin spielt seit zwei Jahren eine dramatische Angelegenheit (auf dem Theater), die nicht der Rede wert ist. Sie spielt sie gross und entzückend, aber – das weiss man ja. Ist die berühmteste deutsche Schauspielerin nicht zu sparsam mit dem Kapital ihres Ruhmes? In ihren Rollen? In ihrem Mut? In ihren Schöpfungen? In ihrem Dabeisein? Und in diesem Film? In diesem Film vom Leben und Lieben und Sterben einer schönen Frau ist auf das erstaunlichste an grossen Szenen gespart worden. So leise, so nur angedeutet, vollzieht sich hier ein Schicksal, dass ein Zuschauer auf den Gedanken kommen könnte, er sässe nicht vor, sondern hinter der Szene,

und erblicke die Schauspielerin nur dann, wenn sie von der Bühne abgetreten, hinter den Kulissen oder in ihrer Garderobe auf ihr Stichwort wartet.

Erblickt man jedoch nebenan im Ufapalast am Zoo den «Aufstieg» einer «Dubarry von heute», so bleiben einem alle Einwände im Füllfederhalter stecken. In diesem (Felsom-)Film der Ufa, von Korda gemacht, erklimmt ein Mädchen aus Paris (Maria Corda) ganz ohne Grazie und ohne Klugheit die schöne Leiter, auf deren Spitze angelangt, sie die Wahl zwischen einem Milliardär und einem König hat. Die Qual hatte der Zuschauer. Er bedankte sich nicht.

### Das Capitol von Berlin

Derweil ein gutes Lustspiel die Berliner Theatersaison zu retten scheint, kommen zu Hauf die *guten Filme* heran. Das Wunder geschieht. Die Theater reichen nicht mehr. Doch je mehr gebaut werden, desto mehr werden besucht. Es lässt sich nachprüfen, es stimmt und bleibt unverständlich.

Am grossen Platz an der Gedächtniskirche, direkt neben dem Ufa-Palast am Zoo, ist das Capitol erstanden. Seinen Namen hat es aus Rom, seine Form aus der Neuzeit. Eine niedrige, braune Wand, lang wie ein Zaun gegen die Kirche gestellt und durch grosse Schaufenster belebt, macht es diesen hässlichen Platz, romanische Geste Wilhelms II., fast schön. Ein Stil rüttelt die Stillosigkeit auf. Das Schöne, unter das Hässliche gestellt, gibt Gesicht. Es muss gebaut werden in Berlin.

Poelzig hat dieses Kinotheater gebaut. Es hat 1'500 Sitzplätze, bequem und richtig angeordnet, hübsche Logen, breite Gänge, ein Foyer, durch dessen gläserne Wände sich die unauf-

hörliche Bewegung des Platzes bricht, den sie spiegeln – und eine goldene Kuppel, höher als die mancher hiesigen Kirche hinauf gewölbt. Gold ist eben in den Lichtspieltheatern Mode. Es macht sich gut, wenn es so gut gemacht ist wie von Poelzig. Warum soll auch der Film nicht protzig sein, wo er doch protzig ist? Man kann auch prunkvoll sagen, aber man kann es nicht schreiben.

Douglas Fairbanks, seit Valentino in Berlin als der schönste Filmschauspieler Amerikas gefeiert, wohl der zweitschönste, eröffnete in dem phantastischen Film: «Der Dieb von Bagdad». Ganz Amerika war ein Jahr lang begeistert von diesem Film und von Douglas' schnigem Oberkörper, den kein Gewand verhüllt. Das Märchen aus Amerika könnte als Untertitel stehen. Aber unglaublicher als die Märchen der tausend Nächte sind die Einfälle amerikanischer Regisseure. Unglaublicher, nicht wunderbarer! Die Phantasie, die nicht mit der Zeit rechnet, wird durch die Technik, die die Geschwindigkeit braucht, ausgewechselt. Wenn dieser Film nicht im Tempo eines D-Zuges abrollte, würde er wirkungslos sein. So verblüfft er. Der erste und der letzte Akt sind sehr schön. Als wären die Fürsten Asiens aus ihren palastenen Gräbern aufgestanden, bewegen sich die Schauspieler in ihren vorzüglichen Masken. Anna May-Wong, die Dienerin der Prinzessin, bald Gesicht grosser, lichtloser Augen, bald ein geschmeidiger Körper, ein seltenes Tier, eine Schlingpflanze – was schreibe ich nur? Eine fabelhafte Schauspielerin. Die andern, sehr sparsam mit ihren Bewegungen, immer in ihrer Rolle, aber so, als müssten sie anderswo spielen, und gingen hier nur vorüber einen Augenblick stehenbleibend.

Dann wird auf weissen Pferden über die Wolken galoppiert, auf einem Wunderteppich fliegen sie über die Wüste, buchstäblich aus der Erde gezaubert wachsen Armeen, und der Zuschauer ist froh, wenn endlich Schluss ist und er nach Hause gehen darf. Tolle Welt.

Im ‚Walzertraum‘ darf er sich ausruhen. Diesen anstrengenden Tanz, den keiner mehr dem Foxtrott vorzieht, dem sein Kragen lieb ist, hat Ludwig Berger in Bilder verwandelt. Noch ist Wien so schön (und schöner), wie man es hier sehen kann, noch gibt es Heurigen, solche Menschen und eine Prinzessin, wie Mädy Christians. In diesem Film muss sie die Fremde spielen, die sich nicht auskennt und nicht verstanden wird. Derweil ihr Mann ein fesches Mädchel liebt, das alle Wiener Walzer geigen und tanzen kann, sitzt sie zu Haus und übt für ihn – in einer schauspielerisch grossartigen Szene – den Walkürenritt, um mit dieser Musik den Geliebten zu gewinnen. Da kommt ganz ahnungslos das schöne Mädchen, die kleine Nebenbuhlerin, und richtet diese fremde Frau zu: schneidet ihr die Haare ab und den Rock kürzer, und spielt mit ihr, bis sie sich selber das Glück und die Liebe verspielt.

Dieser Film ist wie die Stadt Wien (wie sie sein soll?), wie ihre Musik und ihre Menschen, die unsere Eltern begeisterte und unsern Kindern eine Sage sein wird. Unterdessen: ein Film!

Und *Deutschland*? Es hat sich wieder einen Film der Deutschen für die Deutschen gedreht. Es verehrt seine Helden im – im Schlafrock, es preist seine Gedichte – «wie ich es auffasse», es photographiert sich selber, wie es sich sieht.

Bismarck, ein schlechter Filmschauspieler, ein Säufer, ein Grobian, ein Mann ohne Manieren, ein Verliebter, der im Wald umhergaloppiert, ein Diplomat, der auf den Tisch haut – das ist hier Bismarck. Dieser grosse, einsame Mann durch die Anekdote gesehen. Dieser Jüngling, der mitten ins Leben ging, um sich zu bilden, als Hausvater verewigt. Die Könige weinen, wenn sie nicht gerade auf das Volk schiessen lassen, 1848, und das Volk trinkt Bier aus Waschschüsseln, wenn es nicht gerade in Zwischentexten seinen Abscheu gegen Politik kundgibt. Mit

dem Krieg fängt der Film an. Französische Soldaten überfallen und plündern Bismarcks Elternhaus und vergewaltigen die Frau. C'est la guerre, wird dem Knaben erklärt. Mit dem Krieg 1870 hört der erste Teil dieses Films auf.

Er ist zu langweilig, um eine erlogene Begeisterung wecken zu können. Dagegen sei ihm kein Kampf angesagt. Anton von Werner könnte Regie geführt haben, aber Winfried Wolf hat die Musik dazu geschrieben. Doch dieser Film, der sich selbst ein Film der Deutschen nennt, ist ein Film der Preussen. Als ob seit Jahren nichts geschehen wäre, baut er uns allen zum Trotz eine Grenze an den Main. Trottelig sind die Österreicher, und Schwätzer die Begeisterten in Frankfurt. Dieser Film ist nicht der Deutschen Film. Er ist von Herrn Koslowsky und Herrn Cöböken. Verstimmt geht man in die Nacht hinaus. Der Film der Deutschen ist der Zuschauerraum, ist der *Kurfürstendamm*.

...



# Februar

## Berufsbälle

Und abermals sind wir heiter. Heil! kann man sagen, der Fasching ist da. Immer lustiger werden die Plakate in den Untergrundbahnhöfen, die unsre ernsten Augen betrachten. Es gab unter anderen einen Ball in Berlin, der hiess: *Filmball*. Kameraden dieser Nacht, war der schön! Einige tausend Mitbürger versammelten sich in einem einzigen Festraum des Zoologischen Gartens. Wer einen Tisch hatte, sass, blieb sitzen und sass. Wer keinen hatte, wurde noch zeitiger müde. Die Bowle der Stimmung war laut Programm mit diversen Filmstars angesetzt worden. Versüssen sollte ein Wettbewerb. Der konnte anlocken. Sein süsser Preis war für drei Damen und drei Herren je ein Engagement bei einer Filmgesellschaft. Kurz, ehe bei diesem Wettbewerb alle Herren leer ausgingen, erschienen besagte diverse Filmstars. Sie trugen ihre Köpfchen hoch. Der Ernst der Stunde und die Verantwortung ihres Einkommens beschatteten ihre Augen. Sie mussten sich miteinander verabredet haben, der lästigen Zudringlichkeit des Publikums diesmal zu entgehen. Nun aber, da das Publikum gar nicht zudringlich war, entgingen sie trotzdem. Sie waren unüberwindlich unnahbar. Sie hielten ihren Ruhm im Arm. Weil sie mit ihm nicht tanzen konnten, liessen sie es ganz sein. So war wieder jeder unter sich, und alle machten Gebrauch davon. Rauschende Unterhaltung von Ehepaaren füllte die Halle. Graziös, ohne eine Serviette vor den Mund zu nehmen, teilten Begegnende einander mit, es sei langweilig. So ging die Zeit dahin, und wir mit ihr. Man hätte nach Haus gehen können und sich schlafen legen. Aber man blieb. Man schlief auch so.

Ganz ohne Umschweife begann der Morgen zu grauen. Dann ging man nach Hause.

Es gab ein anderes Fest, das hiess: *Presseball*. Es fand auch dieses Jahr, wie seit urdenklichen Zeiten, am letzten Samstag des Januar und in den gesamten Räumen des Zoologischen Gartens statt. Veranstaltet von dem Verein Berliner Presse, hatte es so ein Zugereister, ein Fremdling, Ausländer, Wichtigtuer und Kollege wie ich, schwer und teuer, den Frack dort spazierentragen zu dürfen. (Berufsmässig.) Ein freundlicher Zufall stellte mich von zehn bis elf Uhr an die Eingangspforte, Lichtensteiner Portal. Ich hatte dort einen Freund zu erwarten. Die Mehrzahl der ankommenden Gäste hielt mich für eine Art Empfangschef. Ich merkte dies daran, dass sie alle, Damen wie Herren, unsäglich stimmungsvoll zu lächeln begannen, wenn sie sich von mir betrachtet sahen, um gleich darauf den Umständen entsprechend, ihren ernstesten Spaziergang in die Garderoberräume fortzusetzen. Links von mir gab es Herren-, rechts Damenspenden. Den geschenkten Gäulen wurden alle Zähne plombiert.

Es kamen Kanzler, Minister des Reiches und des Staates, Diplomaten, Künstler, Staatssekretäre, Bankiers, Grossindustrielle, Kaufleute, Schauspieler, Schauspielerinnen. Es kam, sagen wir, alles. Es sassn miteinander die schönsten Kleider und die höchsten Stellungen. Dazwischen bewegten sich die bekannten Namen.

Manchmal wurde getanzt. Aber es war sehr eng. In den Sälen, in denen die Minister und die Filmschauspielerinnen nicht sassn, war eine erregte Spannung deutlich zu spüren. Entschlossen beabsichtigte jeder, seinen schlechten Platz zu verlassen. Was, so begründete er sich, sollte er auch mit sich selber anfangen? Er erriet es nicht. Hier war viel Trauer beisammen.

Hinter der Tombola hing die Wand voll Bilder. Rechts sah man einen Blüthnerflügel, links einen Hermelinschal. Ab und

zu hupte ein Spassvogel an einem hellblauen Automobil, das ebenfalls zu gewinnen war. Jedoch das Los kostete fünf Mark. Der harte Stuhl, auf dem ich sass, wurde weicher.

Auf einmal bewegte sich, von einer Jazzkapelle, die hübsche Knaben besorgten, geführt, ein Festzug durch die Säle. Ein junger Mann, ziemlich normal, aber mit Geschmack gekleidet, hob von einem kleinen Pferd eine bekannte Tänzerin. (Wer war sie nur?) Als sich flugs ein Kreis aus Zuschauern gebildet hatte, begannen die beiden zu tanzen. Es dauerte eine Weile und war entzückend. Dann zog das Trüppchen in einen anderen Saal und das Pferd wieherte.

Kommen Sie, sagte jemand. Es war der bekannte Schriftsteller B. Er zog mich aus dem Marmorsaal in den Kaisersaal. Dort hatte der bekannte Theaterdirektor S. einen Einakter von ihm mit einigen Schauspielern in die Szene gesetzt. Die Sache dauerte eine halbe Stunde. Alle Leute lachten. Ein Minister, dem man einen Stuhl in die vorderste Reihe gestellt hatte, kam sich beinahe vor wie Hamlets Vater. Aber es war ganz harmlos. Ich betrachtete sein Gesicht. Neben ihm sass die Frau eines jungen Verlegers. Ich kannte sie doch! Dennoch konnte ich nicht auf ihren Namen kommen. Die Stimmung wurde reizend. Herren von der Berliner Presse, die mächtigen allwissenden und allbekannten Chefredakteure der ersten, allwissenden, und allbekannten deutschen Zeitungen bedauerten nicht, die Veranstalter und Gastgeber zu sein. (Sie nannten sich so, denn diesmal brauchte sie der Eintrittspreis von 25 und 50 Mark, den einige tausend Berliner erlegt hatten, nicht zu bedrücken). Sie eilten durch die Räume und machten Mitbürger miteinander bekannt, von denen sie annehmen konnten, dass es beide Teile interessieren würde. Richtig: es interessierte beide Teile.

Der Graf von Monte Christo erschien, um mich seiner Kusine vorzustellen. Wie nett von ihm.

Ich erwachte.

Noch immer wanderten die Tausende durch die Räume. Es war zwei Uhr. Die Logen waren leer. Auf allen Tischen häuften sich Speisereste. Keiner konnte den andern. Das Gedränge belästigte die Tanzenden. Also fuhr man fort, sich weiter zu betrachten. Man dachte nach. Man hätte miteinander sprechen können. Man ging vorüber.

Und man ging nach Haus.

## Der Mensch als Gegenstand

In einer grossen Berliner Zeitung lese ich von einer Ausstellung: Die Frau im Gefängnis. Diese Ausstellung beschliesse ich zu besuchen. Ich erfahre, dass sie im Deutschen Lyzeumsklub gezeigt wird. Die Pförtnerin dort erweist sich als wenig unterrichtet. Dennoch bin ich im I. Stock am Ziel. Die ‚Ausstellung‘ ist rasch besichtigt; sie besteht aus einem einzigen Bild. Das Bild hängt gross und breit und nicht zu übersehen in einem etwas zu behaglich möblierten Raum an der Wand und passt in seine Umgebung wie meine Faust auf Ihr Auge. Es besteht aus zwölf Zeichnungen mit nebenstehendem Text; alles zusammen umschlossen von einem gemeinsamen Rahmen. Die Bilder sind von Käthe Kollwitz, Hedwig Weiss, Clara Siewart u.a. und zeigen Geschichte und Entwicklung des Strafvollzuges in den Frauengefängnissen von Beginn des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Wie er war, wie er ist, wie er sein sollte.

Der Reihe nach vorzugehen, beginnt man links oben: dort sieht man, von Käthe Kollwitz gezeichnet, ein schauerliches Kellerloch, das von unmenschlichen, weiblichen Gestalten gefüllt ist. Eben bringt ein schnauzbärtiger Weibel einen neuen Schub, Frauen, Kinder, Mütter, Dirnen, Kupplerinnen, Schuld-

ge, Unschuldige. Das nächste Bild zeigt, etwa dreissig Jahre später, den ersten Fortschritt im Strafvollzug: der Gefängniswärter ist durch die Aufseherin ersetzt worden. Es leuchtet ohne Weiteres ein, vom aufgeklärten Zuschauer aus gesehen, dass dies eine Besserung der Lage der Gefangenen zur Folge haben kann.

So geht es weiter und aufwärts. Langsam, mit den Jahren, wird die Gefangene erkannt, als Frau, als Mutter, als Bürgerin, als Arbeiterin, als Mitglied der arbeitenden Klasse, der durch Arbeit geholfen werden kann. Die einfach und zur Sicherheit hinter Schloss und Riegel gesetzte Verbrecherin wird – wenn auch unfreiwilliges – Mitglied einer neuen Gemeinde; die an Kraft und durch Machtmittel überlegene Aufseherin verwandelt sich in eine gebildete Lehrerin. Nicht mehr durch die Peitsche, sondern durch erarbeitetes Verständnis mächtiger, sind ihre Rechte beschränkt und ihre Pflichten sehr gross geworden. Sie trägt Verantwortung und hat, statt zu strafen, zu lehren.

Dies alles ist auf den folgenden Tafeln zu sehen. Fürwahr, ein einziges Bild macht hier eine interessante Ausstellung. Während ich noch stehe, betrachte und nachzudenken versuche, erklärt mir Fräulein Tekla Friedländer ihr Werk. Nach ihren Plänen und einer zwanzigjährigen Erfahrung ist diese Tafel hergestellt worden. Die Arbeit ihres Lebens war es, die Lage der Frauen in den Gefängnissen zu studieren und zu heben, wie diese selber. Ich dachte so: der dargestellte Fortschritt ist unzweifelhaft ein Fortschritt, und wenn er so ist, wie er hier dargestellt ist, sogar ein grosser Fortschritt. Bloss scheint er mir ein wenig einseitig zu sein. Ich sehe nämlich auf dem ersten Bild Gefangene wie auf dem letzten; was sich ändert, ist lediglich die Umgebung. Und wenn dies auch nicht wenig ist, so ist es, meine ich, auch nicht viel. Mir missfällt an dieser Ausstellung zunächst einmal die feststehende Tatsache der Gefangenen. Mich wundert diese bekannte Grösse in einer Rechnung,

die gar nicht aufgeht. Und ich erschrecke vor so viel Wissenschaft. Ich denke so: In fünfzig Jahren wird ein Nachkomme dieser Tafel zwölf weitere Bilder hinzufügen. Dann wird, geht es so weiter, wie es hier weitergeht, das letzte Bild ein Frauengefängnis zeigen, das von einer Hochschule kaum mehr zu unterscheiden ist.

Der Staat als Herberge und der Mensch als Gegenstand, gerade das ist es, was ich hier sehe und was mir immer missfallen hat und mir von Tag zu Tag mehr missfällt. Der Mensch als Kind, als Mann, als Frau, als Arbeiter, Bankbeamter, Staatsminister, Feuilletonist, Gefangener, Zuchthäusler eingeordnet, rubriziert, erkannt und behandelt – von wem eigentlich frage ich, von wem erkannt?

Ich, so gehe ich fort, auf die Strasse, den neugestalteten Lützowplatz, denke mir mit Anstrengung, wie das ist: der Mensch als Mensch. Wahrhaftig: das ist eine uralte Sache und eine völlig neue Aufgabe. Es bleibt dabei: unsere Gefängnisse, alle, sollen besser werden, als sie sind. Und wenn sie tadellos sind, sind sie noch lange nicht gut genug. Jedoch den Stand der Gefängniswärter zu heben, die Peitsche durch das Lehrbuch zu ersetzen, die Gewalt der rohen Fäuste durch die Überlegenheit des trainierten Gehirns-ich sage nichts gegen diese Verbesserung, aber ich leugne jetzt mit Überzeugung den Fortschritt.

Je komfortabler, im Geistigen!, die Gefängnisse werden, desto tiefer steht im Verhältnis das Niveau ihrer Insassen. Je wichtiger im Verkehrsproblem die Strassenbahnen werden, desto häufiger werden ihnen Passanten zum Opfer fallen. Man sieht, hier wie überall, ist es die Not, aus der eine Tugend gemacht wird. Die Not aber ist es, die Not, die man bedenken, nicht die Tugend, die man preisen soll. Und der Fortschritt auf der einen Seite ist es, der den Stillstand auf der anderen zum Rückschritt macht.

## Der Weg zur Zwangsversteigerung

An einem der letzten Tage, an dem es so kalt war wie in Sibirien, und die Kälte, zum Überfluss mit östlichen Winden verbündet, einem die Ohren abzubeissen drohte, wenn man an einer zugigen Ecke stehenblieb, musste ich nach dem Norden.

Im Westen waren die Strassen leer. Als flüchteten sie vor der Kälte, jagten die Autos die grauen Dämme herunter, und bis an die Nase in Pelze gesteckt, mit unbeschreiblich zornigen Gesichtern, hasteten die wenigen Passanten ihrem Ziel zu.

Am Alexanderplatz aber rauschte, ununterbrochen, von keiner Witterung oder Tageszeit gehemmt, der dunkle Strom von Menschen, die wir Arbeiter nennen. Seit einiger Zeit hat er sich, wie ein Fluss bei Hochwasser, ein neues Bett gegraben, das er füllt: den Weg vom und zum *Arbeitsnachweis*.

Stempeln gehen heisst in diesen Strom springen, der zum Arbeitsnachweis führt: einem hohen, hässlichen, aus roten Backsteinen errichteten Haus, das einem Fabrikgebäude aus einem altmodischen Film gleicht. Es ist auch mit seinen Höfen und Gängen, den Zimmern, Kammern und Vorplätzen, mit den Wächtern, die herumspähen und den Arbeitsamen, die es betreten, eine Fabrik: eine Druckerei der Not, eine Walze der Verzweiflung, eine Presse der Flüche, ein Laboratorium der Chemiker vom grünen Tisch. Mit den Händlern, die es umsurren, wie die Bienen die Frucht, den Klugen, die wissen, dass nur die Armen kaufen, ist es auch ein Rummelplatz der Zeit.

Hierher zu gehen, ist ein Beruf. Er füllt die Seele, das Herz und den Verstand aus, mit Trauer, mit Unlust und mit Müdigkeit. Nur den Tag lässt er leer, der zwanzig Stunden hat, wenn man keine Wohnung besitzt.

An den besten Ecken, wo man Pelzmäntel auf der Strasse kaufen kann oder Fahrräder, und wo die Miete schon hoch ist, nisten die *Kinos*, die auch vormittags spielen. Nicht zum Vergnügen sind sie eigentlich da, das besorgen ihre Schaufenster, vor denen sich die Jugend drängt, sondern zum Wärmen oder zum Schlafen. Ich sah einen Film, in dem ein sechsjähriges Mädchen durch seine rührenden Bitten zwei Verbrechen verhindert; dann war der Film zu Ende und fing von Neuem an. Eine Frau, das einzige weibliche Wesen unter den Zuschauern, weinte laut und rief: Kätchen! Ausser ihr sah nur noch ich den Film, die Anderen schliefen und murmelten im Schlaf unverständliche Worte.

Die *Kneipen*, eine neben der anderen, sind leer, wie die Läden und die Buden. Nur die Kaffeestuben sind voll Menschen. Einer trinkt eine Tasse Kaffee zu 15 Pfennig und zwei andere halten ihre Hände daran, der eine die rechte, der andere die linke Hand. Einer hat eine Zeitung, das heisst, ein Stück von einer Zeitung. Er liest den Handelsteil, langsam, intensiv, mit dem Finger tastend. Unerhört spannend, wie ein Roman, wie ein Film, sind die wenigen Anzeigen für ihn auf dieser Seite: dass elektrische Backöfen für 48 statt für 68 Mark zu kaufen sind bei... Bis er zu Ende gelesen hat und ein anderes Stück bekommt, vielleicht den Roman, der ihn langweilt, die Fürstenabfindung oder den Prozess in München mit den sieben schwarzgekleideten Witwen des Jahres 1919, was er alles nur dunkel versteht.

Hier benachbart, in einer Seitenstrasse, liegt die *Pfandkammer*. Wie zum Arbeitsnachweis die Menschen, verschlägt hierher die Materie die Not der Zeit. Im grossen Hof ist Platz. Ein Möbelwagen hockt auf drei Rädern und der Schnee radiert am Namen des Besitzers. Weiss er, wie es der Materie zumut ist? Autodroschken sind da, Kinderbetten, Schreibmaschinen, Korbessel. In sechs Sälen ist *Zwangsversteigerung*. Durch ein Ge-



hölz von Gegenständen krümmen sich die Neugierigen und die Händler. «4 Sessel, 2 Tische, aus Rohr geflochten, gepolstert 6 Mark, 6 Mark zum ersten, 10 Mark, 12, 14, 15, 16 Mark zum ersten, zum zweiten und zum dritten.»

Viele stehen hier, die sich nie im Leben auf einem eigenen Stuhl ausgeruht und von den Preisen der Dinge reden, wie wir von den Regeln der Sprache oder den Büchern Goethes. Sie wärmen sich am Kampf der Händler und Versteigerer. Sie streicheln mit Worten die Ware, die zu billig, viel zu billig abgeht und verfluchen mit saftigen Ausdrücken die Gegenstände, die Einer, sicher ein Neuer, ein Unbekannter, viel zu teuer ersteigert hat.

Die *Ware* lebt hier, nicht der Mensch. Sie gilt. Sie steht unter Dach, weil sie kostbar ist und draussen Unwetter herrscht. Lebendiger als die Gewürfelten, die sie umstehen, thront sie und reguliert den Strom des Lebens: Reichtum bringend oder Armut und Untergang.

Unverwüstlich, verrostet noch wertvoll, zerbrochen, taxierbar, zertrümmert begehrt, stinkend höher gewertet, listig in ihrer Verwundung, die nur dem Kenner den Wert verrät. Denn sie gewinnt, wenn der Mensch fällt, und der Mensch erlaubt ja nicht, dass sie fällt, wenn der Mensch gewinnt.

## Masken und Menschen

Jedes Jahr, am letzten Samstag im Januar, gibt der *Verein der Berliner Presse* sein Fest: den *Presseball*. Jedes Jahr wird er glänzender. Jedes Jahr prominenter. Die Zahl der bekannten und berühmten Männer und Frauen wächst bedrohlich an. Wo soll das hinführen? Denn es macht den eigentlichen Inhalt dieses Festes aus, dass sich zwei Parteien bilden, die sich gegensei-

tig amüsieren. Die Bewunderten, die immer mehr, und die Bewundernden, die immer weniger werden, was nicht angeht. Denn sie sind auf diesem Fest dazu da, in einem fort herumzugehen und sich bekannte Persönlichkeiten zu suchen, so lange, bis sie die letzten, die sie nicht entdecken können, andern Tags, sich erinnernd, in der Zeitung lesen. Dieses Kontingent Besucher ist, wie gesagt, im Aussterben.

Dieses Jahr war es noch recht ansehnlich. Es besteht aus gutgekleideten und wohlhabenden Zeitgenossen in Frack und Abendkleid, deren Beruf nach Feierabend dringende Verpflichtungen sind. Und aus anderen. Sie stehen in den Sälen herum. Die Stühle nämlich oder die Logen sind unerschwinglich teuer und vergeben, an Minister, sehr berühmte Leute und Geladene. Diese, Minister und Geladene, die Sterne von Bühne und Film, von Theater und Kunst (und Dekoration), von Namen und Klang, und Prinzen sitzen zur Freude aller, laut in einem fort beim Namen genannt, in den Logen, wo man sie sitzen sieht. Sie übersehen, die sie betrachten, und beobachten die Tanzenden. Oder die Gewinner. Die Glücklichen von der Tombola, die alles enthält vom Perlenkollier bis zur Niete. Aber mehr Nieten.

Trotzdem ist dieses Fest sehr schön. Es ist so dezent. Es wird viel Walzer getanzt. Es ist auch bunt. Aus seinen Farben sollte man die Fahne der Republik bilden. Die würde getragen.

Trotzdem ist dieses Fest sehr schön. Man lernt sich kennen. Der Deutsche sieht hier aus der Nähe, wie ein Kanzler oder ein Staatssekretär aussieht und dass ein Minister auch die Nase putzt, wenn er Schnupfen hat. Oder lacht, wenn einer einen guten Witz macht. Das erscheint vielen schon unglaubwürdig. Der Deutsche könnte sogar sehen, dass er auch Minister werden könnte, denn schliesslich hat er ja auch einen Frack. Oder

Staatssekretär. Was ihm mit Recht schwieriger scheint und der Weg dazu nicht bekannt.

Trotzdem ist dieses Fest sehr schön. Es dient auch einem guten Zweck. Der Überschuss der Kasse kommt *Armen* zugute. Damit wird das Gleichgewicht wiederhergestellt, das einigermaßen gestört wird, wenn man, bei der Anfahrt aus dem Auto steigend, dichtgedrängt, staunend, das *ärmste Proletariat* Berlins vertreten sieht, das mit ungläubigen Blicken soviel Glanz und Reichtum hinter einer Drehtür von Glas verschwinden sieht, die unaufhörlich in Bewegung bleibt, von 8 Uhr abends bis 12 Uhr nachts und wieder von 1 Uhr morgens bis 6 Uhr früh.

Zur gleichen Zeit und am gleichen Tage findet auch jedes Jahr noch ein anderes Fest statt: der geheimnisvoll bekannte *Sozialistenball*. Von diesem Fest geht der Ruf, dass es das schönste unter den zahllosen ist, die hier, aus Pflicht- und Gewinngründen, im Lauf der Saison gefeiert werden. Sozialisten sind genausowenig da wie Leser der Sozialistischen Monatshefte, von denen dieses Fest veranstaltet wird, zusammen mit der rührigen Frau Helene Bloch, die ein Fest zu geben versteht.

Nicht nur kostümiert, sondern auch maskiert müssen die Gäste kommen, die geladen sind, und kommen auch so. Dieses Jahr war es sehr schön. In Reih und Glied aufgestellt, hätten die schönen Mädchen ein unüberwindliches Bataillon gebildet. Aber sie dachten gar nicht daran, sich so aufzustellen. Sie huschten treppauf, treppab, von einem Saal in den anderen, vier- oder fünftausend Menschen, bunt durcheinander, tanzend, mal lachend, tanzend, redend, tanzend und tanzend.

Das kann man nämlich hier und tut es auch: tanzen. Sich unterhalten? Wozu? Lachen? Worüber denn? Den Hof machen?

Zu welchem Zweck? Lustig sein? Aber man tanzt ja. Ja, man tanzt. Immer dasselbe mit demselben. Nach einer ungeschriebenen Ordnung und mit der Tugend Treue, die man den Eheleuten als Muster stellen könnte. Prominente sind auch da. Die Prominentesten, die rechtzeitig vom Presseball herüberkommen, und die andern, die gar nicht erst hingehen. Viele Künstler, Dichter, Maler, Musiker und solche, die es erst werden wollen, einstweilen aber ihren eigentümlichen Reiz von sich geben.

Im Übrigen tanzt man. Auf einem Fleck, den jedes Paar beanspruchen kann, selber ein Fleck, ein bunter, von oben, von der Galerie aus gesehen, aber ein hübscher. Nach ungefähr acht Stunden werden die ersten schon müde und setzen sich. Weil die Stühle vor Tischen stehen, welche ein Kellner, mit Weinkarte bewaffnet, bewacht, setzt man sich auf die Treppen.

Es beginnt die Liebe. Die selbstverständliche Zuneigung zu einem guten Tänzer oder einem schönen Kostüm nach so viel Stunden trauten Beisammenseins. Ihre Form ist unbeschreiblich, nur deswegen, weil sie keine hat. Ihr Ziel ist verschieden. Ihre Anstrengung richtet sich weniger auf den geliebten Partner als auf die zahllosen Hindernisse, die sich entgegenstellen: neugierige, habgierige und neidische Augen, einen Rest von Erziehung in beiden Gemütern, Wirrwarr im Gehirn, alles frisch aus der Zeit. Auf einer Stufe sitzend, die nächste als Lehne im Rücken, und Geflüster wie Musik in den Ohren, wird mancher auch zum Betrachter. Vorüberschwebend ist immer noch das Mädchen so strahlend, mit dem russischen Kopftuch, dem roten Jäckchen und den grünen Hosen, am Arm ihres grossen, lockigen Jungen. Älter als er ist sie und verliebt. Wie sich das unterstützt. Töricht bereit, ihm zu gehorchen. Freudig entschlossen, jetzt endlich das zu tun, was sie gelesen hat: zu lieben.

Bis die Kellner die Fenster öffnen und ein lustiges Künstlervölkchen vertreiben: schlecht bezahlte Angestellte, Tipp-

mädchen, Bürgerstöchter, Bewohner kleiner Kammern, Berufstätige... hinaus in die Morgenluft, die man hier Schichtwechsel nennt.

### Erstaunte Gegner

Man hätte auch zu Fuss in die *Arena am Kaiserdamm* gehen können, obgleich sie fast vor den Toren der Stadt liegt. Denn mit dem Auto kam man nicht schneller voran. Immerhin konnte man sich die Zeit damit vertreiben, schon unterwegs das Publikum zu betrachten, das dem gleichen Ziele zustrebte. Das wanderte in grosser Prozession den abendlichen Damm hinunter, seit Wochen schon aufgeregt, oder fuhr, eingekeilt wie ich in zahllose Gefährte. Die Männer waren weitaus in der Mehrzahl; die Berliner Gesichter, die im Reich noch kein Typus sind, aber hier in der Stadt, manchmal, bei solchen Gelegenheiten, in Mengen auftauchen, sind wie von einem Maler gemalt, aber nicht zu definieren oder zu benennen.

Im Vorraum der weiten Halle, die für solche Veranstaltungen nicht taugt, weil sie zu gross, zu weit auseinanderfliessend ist, veränderte sich bereits der Ausdruck der Zuschauer. Die Neugier wurde zur Spannung. Es ist noch nicht 8 Uhr, und wie die Pilze bei Regenwetter schiessen Gerüchte aus diesem fruchtbaren Boden. Ein Stichwort fällt immer wieder: Breitensträters Name, der im letzten Augenblick den lange vorbereiteten Kampf abgesagt hat. Überstürzt hat man sich den Spanier aus Paris geholt. Wird er in Form sein? So kurze Zeit nach dem Pariser Kampf, der allerdings keine zwei Minuten gedauert hat? Auch dies gibt Grund genug für viel Vermuten und Voraussagen. Die Unterhaltung mit dem Nachbar, der rasch ein Freund

wird, fließt ohne Punkt und Komma. Kurz nach acht Uhr beginnt der Kampf. Die Halle ist nicht wie sonst bis auf den letzten Platz gefüllt. Für solche Kämpfe taugt allein der Sportpalast, und es gibt ein gewisses Publikum, das sich in diesen Fragen nichts vorschreiben lässt. Aber die Reihen sind voll. Viele Tausende sitzen wartend da. Die teuren, die sehr teuren Plätze sind ganz ausverkauft.

Der erste Kampf, Max Diekmann gegen Max Schmeling, bleibt unentschieden. Diekmann enttäuscht mit seinen hitzigen, unüberlegten Schlägen. Eigentlich könnte Schmeling Sieger genannt werden. Der zweite Kampf, Ludwig Haymann gegen Mehling, ist interessanter, wenn auch Mehling kein Gegner für Haymann ist, der ihn schliesslich besiegt. Haymann sieht übertrainiert aus; er sollte sich schonen, einem Kämpfer seiner Klasse muss das gesagt werden.

Um den Bogen zu Überspannen, gibt es hier fünfzehn Minuten Pause. Es haben sich schon Gruppen gebildet, die sich aufs Schärfste bekämpfen. Wird Paolino siegen? Von seinen Freunden, vor allem dem interessanten Descamps begleitet, erscheint Paolino, Meister von Spanien, Sieger in 34 Kämpfen, ein ungeschlachter Riese, dem man Bärenkräfte ansieht. Uninteressiert, ohne sich zu rühren, in einen braunen Bademantel gewickelt, mit dem Boxerblick, der von dem gesenkten Kopf über die Augenbrauen schießt, lässt er die Photographen gegen sich vorgehen, die diese gute Gelegenheit restlos ausnutzen.

Mehr Licht! schreit die Galerie im Chor. Mehr Licht! Die Leute haben ganz recht. Der Kampf kann fünf Minuten dauern, da darf nichts stören. Die Lampen über dem Ring werden sämtlich angezündet, als Diener erscheint, feiner, nervöser, aber auch mehr erregt als Paolino. Mit ihm sein Manager Sabri Mahir, dem er viel zu danken hat.

Der Kampf beginnt. Paolino, reserviert, abwartend, prüft, was von diesem Gegner zu halten ist. Diener hält sich, als ginge

er am Draht, streng an die Weisungen Mahirs, auf Durchhalten, auf Punktwertung zu arbeiten. Paolino quittiert durch Lächeln und Kopf schütteln. Man merkt ihm sein Erstaunen an, dass dieser Diener ein solcher Gegner ist. In der vierten Runde bricht sich die Spannung im Haus zum ersten Mal Bahn. Rechts hinten auf den Tribünen verlassen die Leute ihre Plätze und stürmen vor, um besser zu sehen. Gleichzeitig teilt Diener seine ersten, gutsitzenden Schläge aus. Die Begeisterung ist grenzenlos. Die ganze Halle heult auf vor Jubel. Der Bann ist gebrochen. Hier ist ein echter, grossartiger Kampf zu sehen. Mag Diener auch unterliegen, er wird bis zum äussersten seinen Mann stehen. Die deutsche Sache ist gut vertreten.

Aber Diener unterliegt nicht. Sehr gut deckt er die meisten Schläge ab, wird er getroffen und hat er Schmerzen, kämpft er auf Distanz und nutzt seine langen Arme aus, so dass ihn oft die Schwinger und Linken des Basken gar nicht berühren. Die letzte Runde wird ein Kampf mit der Uhr. Wie zwei Lager sind die Köpfe im Saal gerichtet: ein Teil schaut auf den Ring, der andere auf die elektrische Uhr, die ruckweise den grossen Zeiger fallen lässt – bis der Kampf zu Ende ist und Diener unbesiegt dasteht.

Der letzte Kampf, Rösemann gegen Lari Gains, den Neger, ist wie eine Erklärung des grossen Kampfes. Hier unterliegt ganz jämmerlich der eisenstarke, körperlich überlegene, aber dumme Rösemann gegen den flinken, aufmerksamen Gains, der dreimal zuschlägt, ehe sich Rösemann einmal besinnt.

Wunderbar zeigt sich und überlegen die geformte Kraft, der kommandierte Muskel gegen den gefüllten, aber gefesselten, ungerегelten. Gewiss kann Paolino viel vertragen und scheint selbst von fürchterlichen Schlägen nicht berührt, aber der geistvolle Mahir weiss ihm beizukommen. Franz Diener weiss, was er tut, als er seinen Freund am Schluss des Kampfes umarmt und küsst.

## Schicksale und Menschen

Es gibt ein neues Wort, das heisst Gestaltung. Jeder kennt es, und wir alle gestalten. Wir gestalten Schaufenster und Feuilletons, Umzüge und neue Dramen, Ehen und Ausstellungen, das Strassenbild und die Weltanschauung. Berufsmässig gestalten die Gestalter. Bereits wenn man dieses Wort (oder Wörtchen) *gestalten* hinschreibt, kommt einem eine gestaltende Handbewegung aus dem Leib: eine, die beide Hände leicht gekrümmt durch die Luft aufeinander zufahren lässt, leicht schwingend, die Berührung nicht vollziehend. Einer, der gestalten sagt und es gleich gestaltet, sieht beim Reden aus wie ein Mann, der die Luft knetet.

So ist es auch: man knetet die Luft. Vorzüglich beim Film, wo die alten Gestalter, Schriftsteller, durch die neuen, Regisseure, ersetzt worden sind. Dass dies ein merkwürdiger Vorgang ist, hat sich noch nicht weiter herumgesprochen. Wie kommt das? Nun, ich wette, es würde sich auch Folgendes erst später herumsprechen: noch sind die Stenographen im Reichstag verpflichtet, wörtlich niederzuschreiben, was über ihren Köpfen der Redner spricht. Fielen aber eines Tages aus Mangel an Einfällen diese Reden aus, könnte es geschehen, dass sich die Stenographen in Schriftsteller verwandelten. Notwendig ist, würde man sagen, dass etwas in die Zeitung kommt; hier liefern wir euch Reden. Fragt nicht, von wem sie sind. Und durch nichts (O Situation!) wäre a priori zu beweisen, dass diese Reden schlechter sein müssen, als andere. Man sieht: es muss etwas geschehen. Die Rotationsmaschinen dürsten. Lasst uns ihr Fresken gestalten. Das Publikum erwartet. Es fragt sich nicht, was das Publikum erwartet.

Fast ohne vorbereitende Reklame, still, selbstverständlich, eine unter vielen, fand die erste Aufführung des französischen



Films: «Mensch unter Menschen» statt (Ufa- Theater am Kurfürstendamm). Der Regisseur heisst Henri Fescourt. Die Handlung wurde wörtlich dem Roman «Les Misérables» von Victor Hugo entnommen. Die Aufnahmen sind teils vorzüglich, teils mangelhaft. Manches, wie die Grossaufnahmen der Helden, ist ins Kitschige abgeglitten. Auch die Schauspieler spielen nicht einer wie der andere: als vorzüglich fallen auf Gabriel Gabrio und das Kind Andrée Rolane. Man wird sich beide Namen merken müssen; besonders für die kleine Rolane wird der Fachmann wie der Laie einige Coogans (aus Amerika) hergeben. Dieser französische Film, der in Berlin, wie die Dinge nun einmal liegen, sicherlich kein Aufsehen machen wird, ist grossartig. Er verdient an sich, als Film wie er steht, eine besondere Würdigung. Er verdient sie doppelt, weil er wie ein Blattschuss ins Schwarze einer dunklen Filmsituation geflogen kommt. Er ist nämlich gar nicht gestaltet. Der Zuschauer erlebt, während er vor der Leine wand sitzt, die Geschichte eines entlassenen Sträflings. Langsam ansteigend zieht dieser Mensch seine irdische Bahn. Selber ein guter und ein böser Mensch, begegnet er guten und bösen Menschen. Sein Weg führt über Wege und Landstrassen; durch Städte, Dörfer, Hütten und Paläste. Mehr ist vom Inhalt dieses Films nicht zu sagen. Jeder wird ihn sich ansehen.

Dieser Film ist von einem Schriftsteller und nicht von einem Regisseur. Darum zeigt er nicht nur, was er hat (dies brauchte man schliesslich ja nur zu loben), sondern er zeigt auch, was uns fehlt, und das muss man von Zeit zu Zeit feststellen. Es ist der alte Unterschied zwischen dem Urwald und dem Potsdamer Platz, auf dem auch Gras wächst, also zwischen Fülle und Leere, den der Zuschauer plötzlich wieder bemerkt. Und man sieht mit Spannung, dass der Regisseur, um nicht mehr zu sagen: der Film, ein Manuskript braucht, nach dem er arbeiten kann. Man merkt das schliesslich einmal; man merkt es

schliesslich, wenn der Verfasser endlich einmal Victor Hugo heisst. Denn selbstverständlich kommen alle Kraft und Wucht, Atem und Tiefe, Spannung und Erschütterung dieses Films nicht von Herrn Fescourt, sondern von Hugo. Dass sie jedoch kommen, durch unsere Augen in unsere Herzen schlüpfen, ist Herrn Fescourts Werk. Der hat seine Aufgabe erstaunlich gelöst. Er zeigt sich hier als Filmregisseur, das heisst, nicht als Mittler zwischen Einfall und Publikum, sondern als Mittler zwischen Manuskript und Leinwand. Und das heisst auf Deutsch gesagt als *Photograph*. Er tut, was seines Amtes ist: er überträgt den im Buch vorliegenden Text auf die Leinwand; er übersetzt das geformte Wort, welches für Leser geformt wurde, in ein geformtes Bild, das auf Zuschauer, das heisst auf Augen, wirken soll. Er ist weder ein Gestalter, noch ein Dramatiker, er ist ein Filmregisseur. Und was erntet er für seine Bescheidenheit? Vorwürfe. Denn, sagt da jeder, wozu diese Plagerei des Herrn Fescourt? Ich kann ja lesen. Das können Sie, Herr? Dann lesen Sie ruhig und lassen sich nicht stören. Wozu aber dann Film? fragt der böseartig. Und notgedrungen antwortete man auf diese dumme Frage: es ist nur einstweilen noch Victor Hugo, der verfilmt wird. Morgen werden es Schriftsteller sein, deren Bücher nur auf der Leinwand zu lesen sind. Und da haben wir's, Schriftsteller müssen sein.

Lasst uns bis dahin aufhören, die Gestaltung zu gestalten. Noch immer macht das Linsengericht satt, und nicht die preussische Porzellanmanufaktur. Noch immer kocht die Suppe auf dem Feuer und nicht der Topf. Das klingt wie gegen die Regisseure gesagt und ist für die Schriftsteller gemeint. Es muss aber einmal ganz leise hingeschrieben werden; so für die Katz; damit es niemand liest und sich nichts ändere: noch immer macht das Linsengericht satt und nicht die preussische Porzellanmanufaktur. Schaufenster müssen sein und Feuilletons, Umzüge und neue Dramen, Ehen und Ausstellungen, das Strassenbild und

eine Weltanschauung. Dann mögen sich einige ihre weissen Mäntel anziehen.

## Goldrausch

*Ein Film, verfasst und inszeniert von  
Charlie Chaplin*

Dem Apparat, dem Zuschauer entgegen marschiert eine endlose Kette von Männern, einer hinter dem andern, jeder schwer bepackt, bergauf, keuchend unter der Last des Proviantes, getrieben von Abenteuerlust und dem Hunger nach Gold. Ihr Weg führt durch die Schneewüsten Alaskas über Gebirge und Gletscher.

Einer unter diesen Goldsuchern erscheint: Chaplin. Er geht seine eigenen Wege. Mit dem steifen Hut, dem Cutaway, dem Spazierstöckchen und einem Sack um die Schultern, weil es so kalt ist, wandert er voran, auf schwindelnder Höhe, an Abgründen vorbei und Tiefen, gleichmütig, jeden Augenblick in Lebensgefahr, gefolgt von einem dicken braunen Bären, dem solche Menschen sympathisch sind. Links drohen die Felsen, hart und spitz wie ein Kontorstuhl, scharf, glatt und hoch wie ein Geschäftshaus, rechts gähnt die Tiefe, unermesslich wie eine Grossstadt, der Himmel steht darüber, lockend wie Lichtreklame, aber verdüstert von Schneetreiben wie der Himmel.

So beginnt dieser Film: grossartig und grotesk. Seine Handlung ist der Weg des Menschen: die Reise zum Reichtum. Chaplin wandert und seine Bewegungen sind die eines Pfahlbürgers, der ein Auto besteigt oder eines Grossstädters in einem Dorfwirtshaus.

Chaplin ist unter die Goldsucher gegangen. Vom Schnee gejagt, findet er Rettung in einer Hütte und dort zwei Leidensge-

fährten. Das Unwetter hält länger an als ihr Proviant; der Hunger beginnt. Die Verzweifelten ziehen das Los: einer muss gehen, Nahrung suchen. Chaplin und Big Jim bleiben zurück und hungern sich durch, bis sich das Unwetter legt. Am Kreuzweg trennen sie sich und Chaplin wird in die Goldgräberstadt verschlagen. Dort findet er Unterschlupf und verdient sich kümmerlich durch Schneeschippen sein Brot. Auf einem Fest in der Diele «Monte Carlo» sieht er Giorgia und verliebt sich in die schöne Tänzerin. Dabei überrascht ihn Big Jim, der sein Gedächtnis verloren hat und seine Mine nicht wiederfinden kann. Er schleppt ihn fort, findet nach manchen Irrfahrten und Abenteuern seine Mine wieder und teilt mit Chaplin seine Beute. Als Millionäre, in der I. Klasse eines Luxusdampfers, kehren beide zurück. Auf diesem Schiff ist – zufällig – auch Giorgia, und Chaplin verlobt sich gleich mit ihr, unter den Augen der Photographen, die diesen Augenblick tatsächlich festgehalten haben.

Denn dieser Film ist Chaplins Leben. Chaplin aber, der Schauspieler, ist der ehrliche Mensch, der Angst hat, wenn man ihn schlägt, der traurig ist, wenn er liebt, der immer Pech hat, weil alles ihm so gerät, wie es geraten soll, und nicht wie er es gerade wünscht. Die Handlung, so durchkomponiert, dass dem Zuschauer auf jede Frage eine Antwort wird, setzt gleichmässig, auf breiter Basis der Geschehnisse, die Szenen an und ab. Das Gesetz des Dramas, das nur die wesentlichen Ereignisse auf dem steilen Bogen der Handlung aneinanderreicht, ist wunderbar erfüllt.

Die Schönheit vieler Szenen ist fast unbeschreiblich. Chaplin als Schauspieler ist in diesem Film grösser geworden als man ihn je sah. In der Szene, da er Giorgia zum ersten Mal sieht, steht er mit dem Rücken zum Zuschauer. Aber nie sah ich so gut den Schmerz eines Menschen gespielt, der eine Geliebte anreden möchte und es nicht kann, der lieben möchte und so arm

ist. In der Hütte, als ihn der Hunger plagt, kocht er seinen Schuh. Kunstgerecht dreht er ihn im Topf und serviert ihn dem entsetzten Big Jim auf Schüssel und Teller. Er bekommt die Sohle, Big das Oberleder und fängt an zu essen mit Appetit und Lust, die Schuhnägel wie Fischgräten benagend und die Schnürsenkel wickelt er sich als Spaghetti um die Gabel.

Die Zuschauer lachen, dass das Haus dröhnt. Dieser Film ist auch der komischste, den man bisher gesehen hat. Er ist unerhört wirklich, und alle merken auf einmal, wie komisch es ist, ein Stück bedrucktes Papier Geld zu nennen und anzubeten.

Wiederholt wird, aber das ist abgekartetes Spiel, die grösste Szene des Filmes. In seine Hütte in der Goldgräberstadt hat Chaplin Georgia und ihre Freundinnen geladen. Vom letzten Geld hat er Braten, Lichte, Wein und jeder ein Geschenk gekauft. Selig vor Glück erwartet er die Gäste, die nicht kommen, die diesen armen, lächerlichen Teufel längst vergessen haben. Am Tisch sitzend schläft er ein und träumt sein höchstes Glück: diese Gäste bei sich zu haben. Er isst und spricht mit ihnen, und als er nicht mehr weiter weiss vor Glück, erhebt er sich und sagt: Ich bin so glücklich, dass ich eine Rede halten möchte. Weil ich aber nicht reden kann, werde ich Euch vortanzen. Dann nimmt er zwei Brötchen, spiest sie auf zwei Gabeln und lässt sie vor sich auf der Tischplatte einen Blues tanzen.

Chaplin ist Europäer. Damit ist nichts gegen Amerika gesagt, das ein grösseres Land, ein tieferes seit diesem Film für mich geworden ist. Aber es erklärt manches und scheint mir wichtig zu sein für unsere Einstellung zum Film. Chaplin, den viele für einen Romantiker halten werden, wenn sie ‚Goldrausch‘ gesehen haben, ist nur modern (und das ist noch nicht definiert). Er versteht die Lage der Menschheit, aber er hat, weil er unserer Generation angehört, nicht mehr die Absicht, sie zu ändern. Er weiss, dass er sie ja ändert, indem er ihr Bild erschafft, deutlich, aufrichtig und schön.

Der Film lief zum ersten Mal im ‚Capitol‘ als Sonderveranstaltung des ‚Vereins Berliner Presse‘. Unter den Zuschauern sah man viele bedeutende Köpfe aus dem geistigen Leben Berlins.

# März

## Sonntag

Man erwacht statt um sieben um neun Uhr. Ausgeschlafen wie man ist, erinnert man sich daran, dass man heute ausschlafen darf, weil Sonntag ist. Also legt man sich wieder aufs Ohr und versucht weiterzuschlafen. Das Bett ist warm und schön, schöner als der Schreibtischstuhl oder der Sessel am Bücherbrett, aber die Müdigkeit ist weg und die Faulenzerei schliesslich doch literarisch. Kleine Wachträume füllen die Zeit und zerdösen den Kopf. Wunschträumchen schleichen sich ein und spannen ab. Das Frühstück gegen halb elf Uhr schmeckt ausgezeichnet; die Zeitung ist dick, könnte aber viel dicker sein. Sich anzukleiden besteht keine dringende Verpflichtung, und unentwöhnt bleibt man noch, wie man ist. Wie still es heute ist.

Das Telephon schellt nicht; ein für allemal hat der Briefträger die Post abgeliefert; es könnte kein Telegramm kommen; es ist sehr still; die Strasse sieht ganz grau aus; sie schläft und lässt sich nicht wecken. Manchmal fährt ein Auto vorbei; die Läden sind alle geschlossen. Heute möchte man Einkäufe machen. Glocken läuten. Es ist zwölf Uhr durch. Die Glocken läuten durchs Fenster hindurch. Selbst ein Mann ist einen Augenblick in Gefahr, in Tränen auszubrechen. Grund genug, verdammt, ist in jedem Busen vorhanden. Liegt links liegen gelassen auf jedem Schreibtisch, wurde mit der Frau nicht besprochen, wurde des Morgens im Bett bedacht. Die Glocken drücken ein Gefühl vorzüglich aus. Sie läuten so unverständlich, wie man sich selber ist. Aber sie läuten nicht lange. Wieder ist es gut und angenehm zu essen. Die Suppe schmeckt am besten. Dann ist man eigentlich satt. Der Nachmittag ist viel länger als der Vormittag.

Man könnte manches unternehmen. Man überlegt, und viele Pläne machen sich leicht. Dabei vergeht auch die Zeit. Einstweilen ist es doch für alles, was man unternehmen könnte, zu früh. Die gesammelten Werke im Bücherschrank erschweren wirklich die Auswahl. Die Einzelbändchen sind alle gelesen. Und man muss an die Luft gehen. Die Seitenstrassen sind wirklich öd. Zum Fürchten, zum Davonlaufen, zum Angstkriegen. Die Tauentzienstrasse ist überfüllt. Zwei Säulen, vier und fünf Menschen breit, Tausende tief, schieben sich aneinander vorbei; wie Kolben einer Schiffsmaschine, gut, glatt, surrend, geölt. Es sind die Leute aus der Fabrik, Kontor, Büro, Werkstatt, Strassenbahn, die Leute vom Samstag, die Leute, die Werktag machen, wenn man mit ihnen zusammen ist. Aber Menschen sind gut. Das Geräusch der Stimmen, am Ohr vorüberwehend, erfrischt endlich wie eine Brise Wind. Anderer Leute Gedanken verscheuchen die eigenen, die man nicht haben will, weil man sie doch nicht hat. Dieser Leute Kleider machen die eigenen schön. Gross ist die Welt. Welch eine Stadt ist Berlin! Weisst du, kann man jetzt sagen, und beginnt fliessend zu reden. Unendlich lockend sind Kinos. Theater ein wenig fern, und ungeschickt, dass sie um 8 Uhr beginnen, zu spät am Nachmittag, zu früh am Abend. Unendlich lockend sind Kinos. Ein Cowboy selbst, die einfach lächerlich verlogene Plakatfigur – ein Pferd, ein Pferd! reitet mancher Mann dem endlich gefundenen Hafen der Seele zu. Der das Gehirn wohltätig ausfüllt, von der Gedanken Blässe säubert; das Herz bewegt, das heute zuviel Sonntag macht, zu sehr bewegt, zu wenig schlagend. Ein Cowboy überzeugt schon. Wie locken da Russland, Amerika, Tragödien, Kämpfe und, trotz alledem, die schönsten Frauen des Planeten für eine, für höchstens zwei Mark zu erleben. Der Sitz ist weich. Diese Leinwand spricht. Der Einzelne ist weg.

Was soll er tun, wenn nicht Nacht ist, wo man schläft, nicht Tag ist, wo man arbeitet, nicht Land ist, wo man spazierengeht,



nicht Wasser ist, wo man schwimmt? Wo Sonntag ist und einem immer wieder nur sein eigenes Bild im Spiegel erscheint? Die Stadt ist zu gross für einen. Vielleicht. Zuviel, zu weit, zu tief. Und die Welt ist zu gross. Auf der Leinwand ist Liebe. Blödsinnige, süsse, liebe Liebe. Auch Hass. Guter, durchaus berechtigter Hass. Von Wiesen, Wäldern, Häusern, Hütten, Schiffen, Autos, Frauen, Kindern, Männern ganz zu schweigen.

Musik kommt an. Das Herz ist offen. Der Einzelne ist wieder da. Er reckt sich auf. Empfindet tief. Fühlt glühend. Lacht, weint und kritisiert. Zwei Stunden lang. Von 5 bis 7.

Dann ist der Abend da. Mit elektrischen Sternen, rot, grün, gelb, mit neuem Geschrei, dem Lärm der Welt. Der Heimweg ist gut, die ersten Zeitungen erscheinen, das Leben beginnt; man rührt sich, zu essen, zu schlafen, zu arbeiten.

## Nicht bewährt

Erstaunt über meine Neugier betrachtet mich der Gerichtsdienner, während er das Schild von der Tür abhängt, das der Öffentlichkeit den Zutritt zum Verhandlungsraum verbietet. Die eigentlichen Jugendgerichtssachen, die auf Verabredung der Richter in Berlin immer unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattfinden, sind zu Ende; was noch ansteht, sind Einzelrichtersachen, bei denen die Anklage junge Leute über 18, aber unter 20 Jahren trifft. Weil mir die kleinen Angeklagten also verborgen bleiben, will ich wenigstens ihren Richter kennenlernen. Zur Verhandlung steht der Fall M.

Der junge Mann sass auf dem Vorplatz neben mir, als wir noch vor dem Schild warteten. Er war leicht auf etwa 19 Jahre

zu taxieren. Den Hut hielt er, ein wenig voreilig, schon draussen in der Hand. Sein Kopf, von dem zwei lange Ohrlöffel weit abstanden, war fast rund. Seine Hautfarbe war ungesund. Aber seine Augen leuchteten kräftig und verrieten einen lebendigen Menschen. Seine Hände waren leicht blaurot und wohl kalt. Sie waren zierlich für die Hände eines Proletariers und verrieten allein seine Nervosität und Angst. Bis dahin hatte ich ihn für einen Mann gehalten, den gleich mir ein Geschäft hierherführte, nun wusste ich, dass er ein Angeklagter war. Wir gingen zusammen in den Saal. Der Staatsanwalt stand am offenen Fenster, durch das ein gewaltiger Lärm in den kleinen Raum drang. Die Strasse vor dem Gericht musste miserabel gepflastert sein. Der Tag war schön. Hellblau, wie Wasser stand der Himmel über den niedrigen Dächern der Häuser. Der Richter schaute aus den Akten auf und begrüßte den M. als einen Bekannten.

«Sie haben», begann er, «sich *nicht bewährt*». Vor drei Jahren hatte dem Jungen ein kleiner Diebstahl eine Strafe von zwei Wochen Gefängnis eingetragen, für die ihm eine dreijährige Bewährungsfrist zugebilligt worden war. Kurz aber ehe die drei Jahre um waren und die Strafe verfiel, beging der M., als ritte ihn der Teufel, drei Missetaten, eine ärger als die andere und eine hinter der anderen. In vollem Umfang geständig, weiss er nun nicht, was er sagen soll. Er hat nur einen Entschuldigungsgrund, wie der Richter sagt, einen schlimmen Freund. Diesen L., der noch keine 18 Jahre zählt, folglich noch ans Jugendgericht zuständig ist, lernt er kaum kennen, als er ihm auch schon verfallen scheint. Zuerst treiben sich die beiden auf dem Schlachthof herum und stehen, als die Gelegenheit günstig ist, einem Lohnschlächter Stücke Schweinefleisch. Das Fleisch wird selbigen Tages verkauft, das Geld verjuxt. Wenige Tage später steigen sie beim Jugendamt ein. Der M. weiss genau, dass das Jugendamt für ihn und seine Kameraden, die erwerbslosen

Jugendlichen, sorgt. Aber nun ist er einmal ausgerechnet beim Jugendamt eingestiegen und kann nur zuhören, als ihm der Richter dafür eine besondere Rede hält. Sie wollten Lebensmittel stehlen (Büchsen, um sie zu verkaufen), und weil sie sich dort auskannten, suchten sie das Amt aus. Gefühlslosigkeit ist nicht dabei, weil überhaupt kein Gefühl dabei ist. (Und es ist schwer, die lieb zu haben, die einem Gutes tun.)

Dieser Diebstahl bleibt ein Versuch wie der nächste, der einem Pferdestall gilt. Der Staatsanwalt spricht kurz: 6 Monate alles in allem, aber teilweiser Straferlass, wenn sich der Angeklagte gut führt. Das Gericht steht auf; der Richter und die jungen Assessoren ziehen sich zur Beratung zurück. Der Staatsanwalt geht wieder ans Fenster und frühstückt ein wenig. Der Gerichtsdienstler schläft. Studentinnen, die in der Ecke sitzen, unterhalten sich laut. Der Junge steht vor dem leeren Tisch, den Blick unverwandt dahin gerichtet, wo der Richter sitzt. Nur den Hut dreht er in einem fort in der Hand um und um. – Sein Vater trinkt; manchmal ist er tagelang von Hause fort. Die Mutter arbeitet. Ein Bruder heiratet demnächst. Ein anderer ist arbeitslos. Der und die Schwester waren in Fürsorgeerziehung. Er ist der Jüngste.

Der Richter kommt zurück. Der Staatsanwalt geht wieder an seinen Platz. Die Mädchen verstummen und huschen auseinander. Der M. bekommt seine 6 Monate plus den 2 Wochen, da er sich nicht bewährt hat. Damit er nicht ausrukt wie sein Freund L., der auf und davon und seitdem spurlos verschwunden ist, wird er, als er das Urteil angenommen hat, gleich dabehalten. Im Jahre 1910 gab es unter 7 Millionen Jugendlichen 108'000 Vorbestrafte in Deutschland. Im Jahre 1921 gab es in Preussen 61'583 Fürsorgezöglinge. Das sind lange Zahlen.

Der Junge wird abgeführt und geht willig mit. Sein blasses Gesicht ist jetzt leicht errötet. Er hat in seinen Bewegungen etwas von einem Tier, das genau weiss, was ihm geschieht, sich

aber nicht rührt, sich totstellt wie ein Käfer, oder den Kopf hängen lässt wie ein Esel. Der Richter sagt: Er ist, scheint es, ganz zufrieden mit seinem Urteil. Niemand antwortet etwas darauf, aber, man könnte sagen: der Junge ist nicht zufrieden, aber auch nicht unzufrieden. Halb sieht er ein, dass hier auf Schuld Strafe folgt, halb spürt er, dass hier Macht gegen Macht steht und dass er der Schwächere ist.

### Protestversammlung

Der Reichsverband ambulanter Gewerbetreibender Deutschlands rief zu einer Protestversammlung ins Stadthaus. Ich ahnte nicht einmal, was ambulante Gewerbetreibende sind, viel weniger noch wusste ich, wogegen zu protestieren sie zusammenkamen. Aber ich ging hin, weil ich den Abend frei hatte und verliess den Saal, den ich um sieben Uhr betrat, um zehn Uhr, um einige wesentliche Kenntnisse bereichert. *Die Jahrmarktsbudenbesitzer*, unter denen ich schweigend Platz nahm, zeigten sich als kluge und sympathische Mitbürger und was ich nicht gewusst hatte, erfuhr ich, dass nämlich ihre Interessen die von uns allen sind. Herr Schiele nämlich, so schnitt der erste Redner gleich bis auf den Kern der Sache, holt ein Gesetz von 1925, da er zum ersten Mal Minister war, wieder hervor, und der Reichstag soll ihm helfen, den *Jugendlichen* bis zu 18 Jahren den *Besuch von Rummelplätzen* und Jahrmärkten *zu verbieten*. Bereits der erste Redner, der, wie ich sogleich nachfühlte, nicht wenig zornig war, sprach eine Stunde. Er stand in einer Loge im ersten Stock des ungewöhnlichen Raumes, der eine Mischung in grauem Stein aus Theater und Kirche ist. Man musste das Kinn zur Decke heben, um ihn zu sehen. Jedoch die Versammlung ver-

zichtete und beschränkte sich darauf, ihn zu hören, so dass der Saal voll Menschen den Eindruck eines Eisenbahnwagens machte, der langsam durch eine langweilige Ebene fährt. Von oben aber floss der Strom der Worte auf die Hörer. Der Wortschatz der Redner war nicht sehr gross. Fürchterlich stolzierten die Phrasen einher, jedoch die Versammlung hörte das, was sie zu hören gekommen war, und wurde immer zorniger auf den Minister, was sich in Händeklatschen ausdrückte.

Man brauchte den Gesetzentwurf nur zu lesen, um ihn schon restlos abzulehnen. Warum, fragen wir, soll im Jahre 1927 auf einmal plötzlich, ausgerechnet heute, den jungen Leuten verboten werden, was ihnen seit tausend Jahren gestattet ist, und ein Gewerbe geschädigt werden, das so alt ist wie die Welt, jedoch lustiger und angenehmer als diese? Warum? fragt man da nur. Und (was mich freute), fragte die kluge Versammlung gleich: wozu? Auf diese Frage «wozu» wurde die Antwort von meiner Versammlung kaum oder nur sehr unbeholfen formuliert, aber jedermann wusste auch ohnedies genau Bescheid. Das ist nämlich wieder solch ein Gesetzentwurf, der nicht weit vom Stamm fiel. «Nur noch Jünglingsvereine und Sportplätze sollen den jungen Leuten offenstehen», rief ein Redner nach dem andern und hatte gar nicht Unrecht. Das neue Wort Ertüchtigung spukt mächtig im Vaterland. Und der Schutz der Jugend, wie man ihn heute bei uns auffasst, ist nur ein negativer Drill. Weil man die Buben nicht mehr marschieren lassen kann, sollen sie auch nicht Karussell fahren. Man macht sich auf, höheren Orts bei uns, das heisst in den Ministerien, das Gift aus dem Volkskörper zu saugen. Das Gift ist die Freiheit.

Wer mehr als 500 Mark monatlich verdient, kann seinen Kindern Spielzeug kaufen, wer weniger verdient, kann das nicht. Weniger verdienen neunzig von hundert Deutschen. Und die neunzig trifft das Gesetz. Die nämlich wollen auch spielen, weil

sie Menschen sind, und ihr Plus an Lebenskraft, Gesundheit und Lust hat mit der Erstehung der ersten Gemeinde auch den ersten Jahrmarkt ins Leben gerufen. Denen soll jetzt gründlich am Zeug geflickt werden; da fragt man wiederum: wozu? Wozu eigentlich? Der Grund ist ja einfach: der ist die deutschnationale Mentalität des Herrn Schiele und seiner Geheimen Räte. Diese schauerliche Mentalität, die eine Partei, die an sich nicht unbrauchbar wäre für die Waage des Staates, so völlig undiskutabel macht, ist ja bekannt. Schrecklich bleibt nur dieses Verbie-

ten. Sogar ein Millionär weiss heute, wie schwer und anstrengend das Leben in der Grossstadt ist. Der arme Mann – von einem monatlichen Einkommen von tausend Mark abwärts – spürt das. Und in den Zeitungen steht, die Volksmoral sei durch den Krieg schlechter, gar schlecht geworden. Das ist übertrieben, obgleich es richtig ist. Aber, kann man da nur sagen, lasst uns aufhören, Kriege zu führen. Herr Schiele jedoch ist in diesem Punkt anderer Ansicht. Und verbietet. Dies einförmige *Verbieten*, das jetzt bei uns wieder möglich ist, zeigt sich auch so ganz ohne *Einfälle*. So wahrhaft arm an Gedanken, wie ein studierter Minister heutzutage wirklich nicht sein dürfte.

Eine Resolution wird einstimmig angenommen, welche gegen das Gesetz protestiert. Meinen Jahrmarktsbudenbesitzern ist ein wenig angst und ziemlich bange. Es gibt ziemlich viele in Deutschland; ein guter Teil hatte sich, als ich dessen Zeuge war, im Stadthaus versammelt. Sie rückten eng zusammen, wie Mensch und Tier bei Gefahr. Die Gefahr ist da, und man sieht sie nicht.

Wir brauchen eine grosse, langanhaltende Freiheit in Deutschland. Was schlecht ist, darf nicht verboten, sondern muss durch etwas Gutes ersetzt werden. Die Jugend muss nicht geschützt werden von dem Staat, der gar nicht schützen kann; sie muss nur unterstützt werden. Dazu muss Herr Schiele zu-

nächst einmal Wohnungen bauen lassen, damit nicht zehn Menschen in einem Raum wohnen und schlafen, der 20 oder 25 Quadratmeter hat. Denn kein Rummelplatz ist so verderblich wie solch ein Rummelplatz.

### «Mussstunden»

Das süsse Nichtstun ist längst sehr bitter geworden. Der Arbeitslose führt heute ein Leben, das ihn fast den Gefangenen beneiden lässt, der arbeiten darf. Denn er darf nicht; er könnte schon. Aber in der Reihe seiner Vordermänner am laufenden Band der Produktion ist einfach kein Zentimeter Platz für ihn – in einer Zeit, in der sogar Millionäre und Berufsbettler, hart und angestrengt, Tag für Tag tätig sind. Man weiss bei uns zu wenig von einem solchen Schicksal, von dieser Epidemie in Industriestaaten, die ihre Opfer oft monatelang und wie eine böse Krankheit quält. Man kennt viel eher und leichtfertig niederträgliche Behauptungen von Arbeitsscheu und Faulenzerei als ein Quentchen der nahen Wirklichkeit und der Situation. Für welche Wochenschau wäre dieses Thema ein Thema? Jedoch nur durch Zufall kann man in einem Hinterhaus in der Pappelallee in Berlin NO., nahe der äussersten U-Bahnstation Nordring, eine Ausstellung entdecken, die wie wenige aktuell und wichtig ist und mit ihrem vollen Namen genannt wird: *Aus dem Schaffen jugendlicher Erwerbsloser*.

Ich steige meine vier Treppen hoch bis unters Dach. Ein Mädchen am Eingang bittet, den Namen in eine aufliegende Besucherliste zu schreiben. In der Rubrik: Beruf finde ich fast nur Arbeiter, wenige Angestellte, keine Bürger und, wie mir auffällt, keine Studenten, die hier wohl lernen und viel begreifen könnten. Die Ausstellung zeigt, in zwei Räumen über Tische

gebretet, Produkte jugendlicher Schreiner, Schuster, Buchbinder, Schlosser und, in einem Raum für sich, Blusen, Kleider, Wäsche und Spielzeug, von Mädchen hergestellt. Nebenan werden Lichtbilder vorgeführt. So erfährt man auch gleich, wie und wo die Gegenstände gefertigt werden: Schuhe, Pantoffel, kleine Tische, kleine Schränke, Skier, Bucheinbände, Schreibunterlagen, Schlittengestelle, Schürhaken usw.

Die kleinen Photos zeigen eine ausgezeichnete Einrichtung der Stadt Berlin. Das *Jugendamt* der Stadt hat in allen Bezirken Lokalitäten gemietet. Jeder solche Raum wird zu einer Werkstatt eingerichtet; jeder Werkstatt wird als Lehrer ein gelernter Arbeiter vorgesetzt, unter dessen Anleitung die jugendlichen Erwerbslosen zwischen 14 und 18 Jahren des Bezirks zusammenkommen, etwas lernen, arbeiten. Bezahlt werden sie nicht; dafür sitzen sie warm, werden mittags von der Volksspeisung gepflegt, sind beschäftigt und angeregt. Die Gegenstände, die sie fertigen, werden von einer Stelle aus verteilt: so reparieren die Schuster die Schuhe der Kollegen, die Schreiner fertigen ein Küchenschränkchen für den Kochkurs der Mädchen, die Mädchen Spielzeug für die Kindergärten. Die einzelnen Gruppen schliessen sich in sich zusammen. Von Zeit zu Zeit gehen sie auf Fahrt. Der Ausdruck stammt nicht zufällig aus der Jugendbewegung; man merkt sie überall hier.

Den Besuchern zeigen die einzelnen Gruppen sehr stolz ihre Werke. Es sind erstaunlich viele, tadellos gearbeitete Stücke darunter, wenn man bedenkt, dass sie von ungelernten Burschen mit der Hand hergestellt sind. Im Bezirk Prenzlauer Berg, der diese Ausstellung (und was sie zeigt) gemacht hat, ist es den jungen Arbeitslosen freigestellt, zu einer Gruppe zu gehen oder nicht. Anderswo werden sie dazu gezwungen, indem sonst keine Unterstützung gezahlt wird. Die Freiheit scheint auch hier kömmlich zu sein. Ihr Schwung jedenfalls ist überall zu spüren.



Vom Handwerk kommt, dass der einzelne Gegenstand lebt. Keiner darf ja für Geld oder für sich arbeiten. Alles ist für alle. Der Austausch bringt die Gruppen einander nahe und vermittelt eine gewisse Kenntnis des Lebens und der Lage, die wertvoll ist.

Der Ausstellungsraum ist werktags die Schlosserei. Eine Esse im Hintergrund ist heute mit grünen Topfpflanzen zugeeckt, die man sich aus städtischen Gärtnereien geliehen hat. Die Wände sind frisch gestrichen, mit Ornamenten, die dem Weissbinder selber eingefallen sind und mir auffallen. In der Buchbinderei liegen die gebundenen Bücher, kleine zerlesene Heftchen und Bändchen, aber fast nur politische Literatur und einwandfreie Belletristik, zweimal, dreimal darunter, wie ich mit Staunen sehe, die Verfassung der Republik. Hier wird also gearbeitet und freiwillig gearbeitet.

### **An der Fischerbrücke**

Wie ein Mönch sieht dieser Seemann aus in seiner braunen Lederkutte, an der ihm das Wasser in Strömen herunterläuft, wenn er sein Netz voll Karpfen über den Buckel wirft. Die armen, wohlschmeckenden Tiere schlagen verzweifelt, aber vergebens um sich: ihr letzter Weg führt aus dem Wassertrog in den breiten Spreekahn über die Waage zum Wagen. Haufenweise zapeln sie da zur Schlachtbank. Neugierige und Neidische betrachten in Menge diesen Vorgang; ich betrachte auch die Landschaft. Vom Molkenmarkt zog es mich her. Das ist ein kleiner, wunderbarer Platz im nördlichen Zentrum; eigentlich ist der ganze Platz eine breite Brücke über die Spree, mit Häusern drauf, Wagen, Autos und Menschen und einem Lärm wie in

Mailand. Vor mir steht ein kleiner, hässlicher Turm, eine Art gemauerte Ritterrüstung, made in Deutschlands grosser Zeit, aber hinter dem Türmchen liegt weit und breit und grossartig, wie ich es nie von ihr erwartet hätte, die Spree. Das Flüsschen krümmt hier einen breiten Buckel, einen richtigen Hafen in die Stadt hinein, Häuser und Strassen weit auseinanderbiegend. Das gibt, was hier so selten ist und was dem Betrachter wohl tut, *Ferne*.

Linker Hand, dicht ans Wasser heran, stehen Blöcke von sehr alten grauen, arg zerschlissenen Häuschen, winzig vor die drohenden Dächer dahinter gebückt. Geradeaus im Hintergrund, sehr weit weg, liegt flach eine zweite Brücke, auch voller Menschen und Verkehr, und über sie hinweg braust, eine Etage höher, ein Stadtbahnzug, wie eine Katze von Haus zu Haus über die Strasse huschend.

Die Farben sind alle weich, ineinanderfliessend. Viel Grau ist darin, schmutziges Weiss und ein wenig Blau. Aber die Bewegung des Ganzen ist wie eine neue Farbe. Dieses Bild hier, aus neuen Elementen gemischt, ist noch unbekannt. Es gehen wie anderswo auch die Menschen hier und fahren die Wagen, aber hiesig ist die Bewegung der stummliegenden Kähne im Wasser, die abwartend schaukeln, die Verhaltenheit der Häuser, die um ihren Gebrauch wissen und stillhalten. Es entziehen sich die Eisenbahnen, die nicht wissen und denen es keiner gesagt hat, wie gut und schön sie fahren. Grau und gleichgültig ist das Wasser der Spree, und selbstbewusst ist die Hafengebucht, in der nie andere Schiffe lagen als diese unförmigen, alten arbeitsamen Lastkähne; nie eine Gondel, nicht einmal ein Motorboot landete hier.

In der Strasse, die am Hafen entlang geht, steht nur *ein* Haus, das keine Kneipe ist: ein grosser, grauer Kasten, wie eine Ritterburg anzusehen, scheusslich, aber durch Alter gerechtfertigt und durch Gebrauch. Denn dieses Haus ist ein Standesamt und vor der Tür, von einem Säulchen herab, schiesst ein kleiner Amor einen verwitterten Pfeil auf einen Haufen alter Marktwei-

ber, die, so nahe am Wasser, eine Art Platt sprechen. Die Kneipen werden von Fischern besucht. Die Wirte zeigen das an: in jedem Fenster sitzt, ein deutliches Wirtshausschild, ein Schiffsmodell, eines schöner und grösser als das andere.

Ich schaue noch einmal zurück, den Weg herauf, den ich gekommen bin, zum Molkenmarkt hin. Wie unbeschreiblich hässlich ist das einzelne Haus. Wie gut stehen sie schon zusammen, wie bindet das Wasser, und wie formt die Bewegung. Ein Gebäude ist da, von dem man noch reden soll, weil es nicht zu übersehen ist. Eine Burg aus rotem Backstein mit einem Turm, eine Festung aus der Zeit Wilhelms II. Wie von ihm gebaut, von ihm dem Tower nachgebildet, so mit Türmchen und Zinnlein steht da efeubewachsen die Sparkasse der Stadt Berlin. Wie haben hier Zeit und Zeiten das ihrige getan. Steht dieses Haus nicht fest in seinem Boden, von Schuld hineingepresst? Wer glaubt es nicht? Wer will da ästhetisch kommen? Das ist ein Gebäude wie der Tower, ärger als die Bastille, voll Schicksal wie der Kreml. Wie viele Millionen sind für Tausende vor ein paar Jahren unter diesem Turm verschwunden, spurlos verschwunden? Millionen für Tausende und Tausende für Millionen. Das stimmt, das ist so, und dieses Haus steht auf einmal da am Molkenmarkt, in der Geschichte der Menschheit ein Haus.

Für Fremde soll es zwei Sterne im Baedeker haben.

### **Kein Hetzfilm**

Gestern fand in den Kammerlichtspielen am Potsdamer Platz nachmittags 5 Uhr die Uraufführung des (Deulig-) Films «Aus Oberschlesiens schwerster Zeit: Land unterm Kreuz» statt. Das

Publikum bestand nur aus geladenen Gästen, die das grosse Theater bis auf den letzten Stehplatz füllten. In der Ehrenloge sassen der Herr Reichskanzler Marx, die Minister Hergt, Keudell, zahlreiche Abgeordnete, Beamte, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens. Vor der Leinwand erwartete ein Rednerpult, das mit den Farben der Republik und des schlesischen Landes geschmückt war, den Abgeordneten Ulitzka. Während der Ouvertüre erschien jedoch ein Diener und entfernte ostentativ das Pult, worauf der Abgeordnete Ulitzka heraustrat und seine Rede begann. Seine Worte waren kein Ohrenschmaus. Die alten Versicherungen, die niemals bezweifelt werden, dass Oberschlesien deutsch sei und deutsch bleiben werde, vermochten nur schwach zu zünden. Man kam nicht aus der Übung, lange Sätze und wenig Worte schweigend zu erhören. Nicht zuletzt angeregt durch den kleinen Vorfall mit unserer Fahne, hatte der Zuschauer während dieser Rede und der ausgezeichneten Wiedergabe der Egmont-Ouvertüre Zeit, sich manches zu überlegen. Den Film hatte unsere über viele Zweifel erhabene Oberprüfstelle im ersten Gang glatt verboten. Wünsche des A. A. wurden dabei vorzüglich berücksichtigt. In zweiter Sitzung gab man ihn frei. Es musste so kommen; der Protest der Presse war einmütig, und gerade wir wünschen ja keine Zensur in der Republik.

Darauf begann der Film. Es ist nicht möglich, seinen Inhalt hier wiederzugeben. Er hat keinen. Er besteht aus einer endlosen Zahl von einzelnen Photos, die 12 Stunden später aufzuzählen, kein Gedächtnis imstande ist. Im ersten Akt sieht man viele Aufnahmen von Landschaften, Häusern, Schlössern, «Hütten und Palästen» (malerisch zu sehen, nicht sozial), von lieben Bauern und fleissigen Bergleuten, Grossaufnahmen von Industriewerken, Fabriken, Hochöfen, Gruben, Förderanlagen, alles ein wenig bunt durcheinander, alles durchaus einwandfrei gemachte

Ansichtspostkarten von Schlesien. «Eine seltene Filmaufnahme folgt, ein Unglücksfall, der Einsturz eines Schachtes, der zwei Arbeiter vor den Augen der Filmleute (und des Publikums) begräbt.» (Zitiert aus dem Programm.)

Der dritte Akt bringt Bilder aus der jüngsten Vergangenheit, den Jahren 1919 bis 1921. Nach einem langen, herzerwärmenden Vorspiel beginnt der Film, sich seinem Ziel zu nähern. Man sieht auf einmal Versailles und wird daran erinnert, dass man uns dort ganz Schlesien nehmen wollte. Die Bilder der Volksabstimmung folgen. Eisenbahnwagen voll Menschen, die aus allen Teilen Deutschlands nach Schlesien fahren, Versammlungen, Massendemonstrationen. Die Abstimmung fällt zu unseren Gunsten aus. Etwas über 60 Prozent der Bewohner stimmen für Deutschland, der Rest für Polen. (Die Zahlen im Film sind nicht ganz richtig.) Den Polen missfiel, wie wir wissen, das Ergebnis der Abstimmung; sie gehen zum bewaffneten Angriff vor. Und sie hausen, wie man sagt, und wie man weiss. Davon ist nur das Allernotwendigste angedeutet im Film. Aber des Zuschauers Gedächtnis reagiert auf kleine Hilfen. Der deutsche Selbstschutz marschiert über die Leinwand, die Musik im Kino stellt sich entsprechend ein, das Publikum steht auf, man singt das Deutschlandlied. Obgleich nicht besser gemacht als die anderen Szenen des Films, ist diese Szene die beste. Sie ist richtig berichtet, wahr, tapfer und übereinstimmend mit der sonst ängstlich verschwiegenen Weltanschauung der Verfasser.

Es folgen neue Photos, Zeichnungen, die zeigen, was wir verloren haben. Was wir besessen haben. Und es folgt, weil dies alles nicht nur nicht wirkungsvoll ist, sondern wirkungslos, weil sich kein Herz anschlagen lässt durch Photos von Hochöfen und Maschinenteilen, es folgt kurz gesagt das wirkungsvolle Elend. Derweil in Oberschlesien die Kinder hungern, verkommen, krank werden ohne Nahrung, ohne Wohnung (zeigt der Film),

tanzen anderswo die Leute auf Kostümfesten (zeigt der Film). Und in Breslau tanzt man nicht oder in Ratibor, fragt niemand?

Man ist sehr geneigt, wenn die Sache um ist, diesen Film gleichgültig zu behandeln. Man ist Geschmacklosigkeit auf der Leinwand gewöhnt, wenn auch nicht gerade solche Geschmacklosigkeiten, wie die mit der Gegenüberstellung von Kellerwohnungen und Atelierfesten, und wenn auch nicht gerade in «Kulturfilmen». Aber man spürt, dieser Film schmeckt nicht nach Krieg, wenn einem auch die Polen nun wirklich unsympathisch sind, nein, ein Hetzfilm, sagt man, ist das nicht, ein Hetzfilm ist anders. Ein Hetzfilm ist ehrlich. Dieser Film aber ist von der gefährlichen Verlogenheit, die, statt die Unwahrheit zu sagen, die Wahrheit *verschweigt*. Er verschweigt, was er soll, was er will, was er ist. «Die Abstimmung in unserm deutschen Oberschlesien hat zu Deutschlands Gunsten entschieden; mit der Abtrennung ist uns Unrecht geschehen. Nicht mit Blut und Eisen wollen wir es wiedergutmachen, aber wir werden das Unrecht und die deutschen Brüder jenseits der Grenze nicht vergessen.» Diese Worte aus dem Vorspruch des Abgeordneten Prälaten Ullitzka sind die eine Tendenz des Filmes, die keine ist.

Die andere Tendenz des Filmes ist bitterer. Es erscheint da auf der Leinwand gross, lang und breit ein Stein wie ein Grabstein. Überblendet, folgt in Flammenschrift das Wort «verloren». Wieder erscheint der Grabstein und trägt eingemeisselt etwa folgende Worte: 1 Million Menschen, 1 Milliarde Tonnen Kohlen, x Fabriken, x Hochöfen, x Werke, x Anlagen und reihunter alle Wertgegenstände. Während der Zuschauer noch stauend eine solche Grabschrift liest, wird der Stein überblendet und verwandelt sich in ein Kreuz, in ein Feldkreuz, das traurig über der schlesischen Landschaft steht. An dieser Stelle stand niemand auf und pfiß gellend. Denn sie war kein Angriff gegen Polen, sondern nur eine Blamage für Deutschland. Sie war sehr deutschnational.

Man dient einer schlechten Sache nicht mit einer schlechten Sache. Die Sache Schlesien ist arg. Sie ist ein Problem, das wächst und schwillt und lebt. Sie läuft quer durch die Gemüter von Millionen Menschen ebenso unsinnig wie die Grenze in Schlesien mitten durch Häuser, Güter, Höfe, Gruben, immer so gehässig wie unpraktisch, mitten durch etwas läuft. Aber dieses Problem ist nicht erst von gestern und wird vielleicht immer von morgen sein. Zu ihm aber äussert sich Deutschland anders, als es sich die Kulturabteilung der Deulig vorstellt.

### Nach dem Potemkin-Film

Es laufen zur Zeit vier russische Filme in Berlin. Das ist viel. Bedenkt man, wie schwer es dem einzigen Potemkin noch fiel, zu laufen, so ist es auch bedeutsam. Jedoch Potemkin der alte, oft zitierte, hat am Kurfürstendamm Schule gemacht, auf seine Weise allerdings und nicht etwa bei unserer Produktion, sondern bei unserem Verleih. Sogar die Ufa zeigt in einem ihrer hiesigen Theater einen Original-Sowjet-Film: «Matrosenregiment 17», eine arg verbogene Episode, welche den Import nicht lohnt.

Den Film «Streik» sieht man im Tauentzienpalast. Er zeigt, dass auch Meister Eisenstein nicht mit dem Potemkin vom Himmel fiel. Dieses Werkchen, früh entstanden, ein Vorläufer also, ist in den Teilen bereits gut gemacht, aber im ganzen schlecht zusammengesetzt. Der Versuch einer starken Begabung selbst bleibt im Film doppelt Versuch. Es ist schwer, einen historischen Film zu machen. Die Leine wand will es nicht, und der Versuch, eine vergangene Zeit zu stellen und zu photographieren, zeigt im Endeffekt immer den *Regisseur* und nie jene Zeit;

also die liebe Gegenwart und nicht die Vergangenheit. Es sei denn, man hat gar keine historische Einstellung wie die Russen, nur eine menschliche. Dann kann man, ohne damit allzu vielen eine Freude zu machen, historische Filme herstellen. Filme mit Ereignissen so bunt, wie deren Kostüm, aber mit einer längst verstorbenen, unwirksamen Problematik. Ein solcher Film läuft im Kapitol und heisst «Iwan der Schreckliche». Er ist voller Handlung und Spannung und voller ausgezeichnete Schauspieler. Besser würde man sagen, Gesichter.

Denn diese Gesichter, diese Typen sind es, die einen schlechten russischen Film noch beachtenswert machen. Einen langweiligen noch amüsant, einen niederträchtigen noch menschlich, das heisst begreiflich machen würden, und alles Verlogene, nur Gespielte, Gestellte, Künstliche, Gesinnungslose ausschliessen. Diese Gesichter von Frauen und Mädchen, Dicken, Dünnen, Grossen, Kleinen, von Männern und Buben, diese Fülle von Welt, dieses Geflimmer von Augen, Gestrüpp von Händen, Gehölz von krummen und schiefen Rücken – es ist, man gebe es zu, das beste Material zur Kunst, das man in der Welt hat. Es braucht nur einer zu kommen und es zu ordnen, schon ist die überwältigende Arbeit getan. Es ist wieder einer gekommen, ein junger Regisseur namens Pudowkin, und hat nach dem Roman «Die Mutter» von Maxim Gorki einen (gleichnamigen) hervorragenden Film gedreht. (Im Phoebus-Palast.) Dieser Pudowkin, dessen Film in Berlin einen ausserordentlichen Erfolg gehabt hat, ist der Regisseur der wichtigen Kleinigkeit. Er ist wie ein Arzt, der mit dem Stab am menschlichen Modell deutet: hier ist das Herz, hier die Lunge, was den weniger orientierten Zuschauer spannt, verblüfft, hinreisst. So hebt Pudowkin nur die wichtigen Momente der Handlung heraus, beleuchtet sie kurz und kräftig von der richtigen Seite und geht zur nächsten weiter. Das gibt seinem Film einen schönen Schwung und ein seltenes Tempo. Manche hier stellen ihn als Werk über den Potemkin.



Es lohnt nicht, da mitzustreiten, dessen Freunde werden auch seine werden.

\*

Das Folgende gehört nicht zur Sache. Es hat mit diesen vier russischen Filmen gar nichts zu tun.

Einem Zeitungsleser in Berlin möchte Folgendes auffallen: Wenn ein deutscher Verlagsprokurist, Fritz Schälke, Bücher eines deutschen Schriftstellers, Kurt Kläber, druckt, so wird er zu einer nicht unerheblichen Freiheitsstrafe verurteilt, weil der Oberreichsanwalt den Charakter von Kläbers Büchlein mit folgenden Worten als einen hochverräterischen kennzeichnet: «In fünf dieser Erzählungen werden die Kämpfe streikender oder ausgesperrter Arbeiter mit der Polizei oder Soldaten geschildert, in der sechsten das handgreifliche Vorgehen aufgeregter Frauen von ausgesperrten Arbeitern gegen den Arbeitgeber ihrer Männer. In diesen Schilderungen wird alle Schuld an der traurigen Notlage der Arbeiter den Arbeitgebern zugeschoben, und zwar bewusst in einer Weise, dass in dem Leser Empörung und Hass gegen die Arbeitgeber und gegen die nach den Schilderungen lediglich für diese kämpfenden Polizisten und Soldaten wachgerufen werden muss.»

Wenn aber so mächtige Gesellschaften wie die *Ufa* und die *Phoebus* aus Russland Filme beziehen, deren Thema der Klassenkampf ist, in denen wie nie zuvor Kämpfe streikender und ausgesperrter Arbeiter mit der Polizei und Soldaten gezeigt werden, auch das handgreifliche Vorgehen aufgeregter Frauen von ausgesperrten Arbeitern gegen die Arbeitgeber ihrer Männer, und in denen selbstverständlich die Schuld an der traurigen Notlage der Arbeiter den Arbeitgebern zugeschoben wird, dann geschieht nichts, ausser dass die gesamte Presse mit Fug und Recht diese Filme als *notwendige und wertvolle Kunstwerke*

*lobt*, das Publikum, dem das Problem der Zeit in der Seele brennt, die Kinos stürmt und alle Beteiligten gute Geschäfte machen, zehnmal bessere als der Verleger des Kurt Kläber auf jeden Fall.

Dies aber beleuchtet den peinlich altmodischen Kampf gegen den Geist, wie er seit einiger Zeit in Leipzig geführt wird. Nur der Schwache ist wehrlos, nur die Kläbers, die man nicht kennt, erliegen ihm. Und nicht ein Kampf der Geister ist dieser Kampf gegen den Geist, sondern ein Kampf der Mächte. Deswegen ist er unfruchtbar, verderblich. Er lähmt die Mutigen mit seinen Paragraphen. Er schadet Deutschland.

# April

## Das Vergnügen zu fahren

Man kann es ja ausrechnen: wenn ich zu Fuss gehe, komme ich nicht vom Fleck. Man kann in Berlin nicht einmal vom Kurfürstendamm zur Friedrichstrasse gehen. Soviel Zeit hat kein Mensch. Aber hinausgehen, ins Freie, ins Grüne, in die Natur, kurz gesagt hinaus, dahin, wohin ich gehen möchte – dahin kann ich niemals gehen, denn ich brauchte fast den Urlaub dazu, den ich im Jahr habe, nur um ans Ziel zu kommen. Wir müssen alle fahren. Vielleicht hat dieser Zwang, immer fahren zu müssen, das Fahren ein wenig kompromittiert, mindestens das Vergnügen zu fahren. Man sieht verhältnismässig wenig lustige Gesichter auf den Verdecken der Autobusse, obgleich dieser Hochsitz um 20 Pfennig das Lüftchen eines Kurortes und das Panorama eines guten Films verkauft. Wahrscheinlich kommt das Vergnügen am Fahren erst richtig, wenn man selber einer ist, der fährt. Wie jeder Vorgang, will auch dieser verstanden sein, um angenehm zu sein. Vorläufig verstehen ihn erst sehr wenige. Das Missverhältnis zwischen denen, die ihn geniessen könnten, und denen, die ihn wirklich geniessen, ist ungeheuer. Es liegt da offensichtlich ein Missverständnis der Generation vor, welche, dazu gezwungen, zu fahren, immer noch den Wandersmann preist. Mehrere tausend Jahre lang war der Menschheit das Vergnügen, zu Fuss zu gehen, sogenannte Fussmärsche zu machen, überhaupt unbekannt, bis es im ausgehenden 18. Jahrhundert erfunden wurde, von den Brüdern Stolberg, wenn ich recht unterrichtet bin. Ich meine, dass dies zu einer Zeit geschah, da die Pferde teuer wurden. Jetzt aber, wo die Autos billiger werden, die Entfernungen gross, die Erde aber ein Erdteil,

ist dazu kein Grund mehr vorhanden. Darum soll man auf die Pferde steigen, welche Benzin trinken. Sie vermitteln einem, was jeder liebt, der Kaufmann wie der Angestellte, auch der Schriftsteller, das Vergnügen, von Fleck zu kommen.

Von einem salzigen Mittagessen getrieben, bog ich in scharfer Kurve nach dem Caféhaus zu, über den Platz rechts ab. Vor dem Caféhaus parkte bei den anderen *der rote Wagen*, 6/30 PS, mit dem schwarschimmernden Verdeck. So durfte ich annehmen, meinen Kaffee nicht allein trinken zu müssen. Der Zufall ist immer freundlich: ein dritter, der sich zu uns gesellt, muss und möchte nach Wannsee und schimpft auf die weitab liegende Stadtbahn. Also fahren wir nach Wannsee. Das Wetter ist wunderbar. Ein paar hellgraue Wolken verscheuchen schüchterne Autoleute; ein heller blauer Himmel, der, wie man weiss, dahinter leuchtet, ermutigt die anderen und uns. Bis zur Avus ist die Stadt sehr sonntäglich, nicht langweilig, aber auch nicht amüsant. Man empfindet es angenehm, dass man ihr bald entronnen sein wird. Auf der Avus ist die Geschwindigkeit Mittelpunkt. Was in einem diese Strassenbahnen aufspeicherten, diese Droschken, Busse, Vehikel und die Verkehrsampeln, diese zusammengedrückte Lust und Bravour zur Geschwindigkeit, entlädt sich hier. Nachher fühlt man sich wohler. Ein bisschen Sport ist auch dabei, wenn man den ersten Vordermann überholt. Wir aber sprechen nicht davon, tun als wäre nichts gewesen, schauen geradeaus, der Vordermann war ein – reden wir überhaupt nicht darüber.

Hinter der Avus liegt Wannsee. Der dritte wird abgesetzt, der Notsitz zugeklappt. Wir sind allein und in Wannsee. Jetzt fährt man nicht zurück, jetzt fährt man geradeaus, und das Vergnügen zu fahren beginnt. Die Entfernungen sind keine Entfernungen. Alles ist nah. Nicht hoch sind die Hügel, nur hübsch sind sie und gewähren uns Aussicht. Ihre Umgebung umgibt uns, und was ich in der Ferne entdecke, kann ich bald in der Nähe betrachten.

Hier klopft das Herz ein neues Weltgefühl gegen die Brust und ein altes, brauchbares Heimatgefühl wird frisch. Schweigend wie ein Bauer am Abend liegt das Land da; hübsch und wie ein Mädchen am Strande. Der Bauer antwortet, wenn man ihn fragt; das Mädchen – wer weiss – wenn man es kennenlernt. Man muss nur hingehen.

Das macht das Auto gern. In Teltow sind wir schon an der Havel; in Werder mitten in dem weiten Gewässer, das so nahe bei Berlin immer noch von der Stadt weit entfernt ist. Das Gras ist grün, wie gefärbt, blitzblank wie Gemüse. Die Bäume sind alle noch kahl. Durchsichtig stehen die Wälder wie Schaufenster und bieten ihre ersten Knospen der Sonne an und den Entdeckern. Man kann langsam fahren und rasch fahren. Man kann auch haltmachen, aussteigen und sich etwas ansehen, diese Wasser, die hier flach und frei liegen, sehr gross, sehr weit, gar nicht wie Seen, eher wie zeitgenössische Errungenschaften, Dinge, die man schwimmen, berudern, besegeln, befahren kann. Immer bleiben wir im Tempo der Zeit. Das fördert die Aufnahmefähigkeit. Wenige wissen, wie wichtig dieser Gleichklang ist, der zwischen dem Tempo der Zeit und dem Tempo des Menschen herrschen muss. Sehr viele Erkrankungen können keine andere Ursache haben als diese, dass dieser Gleichklang nicht hergestellt wird. Man hat in diesem Wägelchen den Schwung des kleinen Mannes, aber *des* kleinen Mannes, der ein Rad im Getriebe der Weltfirma ist. Man hat den Schritt des grossen Mannes, welcher mit New York telephonierte. Der Wagen hebt die falschen Unterschiede auf, indem er die echten herstellt. Alexander der Grosse ritt auf einem Schimmel unter seinen berittenen Soldaten; aber es gab viele weisse Pferde in seiner Armee. Die Generale des Weltkriegs konnten nicht unter ihren Soldaten marschieren. Darum waren sie so weit entfernt von dem einzelnen, dass sie sich gegenseitig nicht mehr verstanden. Sie hatten das Tempo der Technik (äusserlich), die anderen aber

das Tempo der napoleonischen Armeen, die vor hundert Jahren marschierten.

Ein Auto ist wie das andere. Die Fahrzeuge, welche aus den Fabriken der Erde stammen, gleichen einander wie – Menschen oder Pferde, aber die Menschen, die sie lenken, haben schon die Sprache der Bremse und des Steuerrads miteinander gemeinsam. Ganz menschengerecht entdecken wir die Vielheit der Erde in der Einheit der Bewegung der Fussbremse. Nur durch den Kopf unterscheiden sich die Insassen der Autos voneinander.

An der Fähre stehen die Mädchen, weil Sonntag ist. Man ist ein netter Mann, wenn man in einem Auto sitzt, ein netterer in einem hübschen Wagen. Gegen diese Klugheit der Mädchen soll niemand sprechen. Es würde ihm auch nichts nützen, denn ihr Mund spricht ja nicht wie ihre Augen. Es würde niemand nützen, denn die Welt beginnt gerade wieder einmal zu werden wie sie ist, und dieser Vorgang war immer herrlich.

Wagen begegnen uns; fahren vorüber. Es kommt durchaus auf die Maschine an, dass man keinen Grund habe, neidisch zu sein. Hat man aber keinen Grund, dann hat man einen tiefen Grund, froh zu sein. Die Strasse nach Potsdam ist wirklich ausgezeichnet. Der Rote läuft wie ein Jagdhund. Der Abend kommt, aber wir kommen mit ihm. Wir holen ihn ein, wir werden ihn ausnützen. Warum sollten wir ihn auch über Bord werfen, wo er doch so hübsch sein kann?

Am Ende der Avus liegt diesmal Berlin. In den steilen Häusern glitzern viele kleine Lichter. Ganz niedrig, unten an der dunklen Erde fahren wir über die Strassen ein.

## Die künstliche Landschaft

Erwähnenswert sind bei den Ausstellungen des Berliner Messeamtes in der Messestadt Witzleben, draussen am Kaiserdamm, unter dem Patronat des zierlichen Funktürmchens, erwähnenswert sind die vielen schönen schwarzrotgoldenen Fahnen, die den Besucher umwehen, von welcher Richtung immer er komme, ganz als wären wir in einer Republik. Erwähnenswert sind bei diesen Ausstellungen auch andere Dinge, aber wer, ausser einem Katalog, kann sie behalten? Karsamstag war abermals Premiere einer solchen Wirtschaftsrevue.

Das Messeamt eröffnete seine bislang grösste Ausstellung. Sie heisst «Das Wochenende». 1'500 Vertreter von staatlichen und kommunalen Behörden, der Reichsminister des Auswärtigen Gustav Stresemann nicht eingerechnet, hatten sich eingefunden, als die Herren Schick und Carl Vetter die Eröffnungsansprachen mitteilten. Auch zehnmal soviel Besucher hätten sich kampfflos in die 50'000 Quadratmeter Flächenraum dieses Parketts geteilt.

Zwei sehr grosse und sehr altmodische Theaterdekorationen flankieren den Raum der ersten Halle. Die eine zeigt Berlin und was zu jener Grossstadt gehört: Mietshäuser, haushoch, Gasanstalt, Eisenbahn, Menschengewühl, die Farbe grau. Die andere, der gegenüber aufgerichtet, zeigt den deutschen Wald. Der Besucher geht vier Schritte aus der Stadt durch ein privates Brandenburger Tor und schon erreicht er seinen Wald und was er bietet. Das Gras, das diese Wege säumt, ist aus Papier, aber vom besten Grün.

Zuvor sah er in den kleinen Tempeln der Stadt Berlin einige schauerliche Photos von kranken, verkrümmten Kindern, mit Beinen, wie sie Heuschrecken haben, und Köpfen wie Wassermelonen; dazu Statistiken, etwa diese: In Gegenden (der Stadt), in denen auf einen Wohnraum durchschnittlich 3,9 Bewohner

kommen, leiden 70 Prozent der Kinder an der englischen Krankheit; in Gegenden, in denen auf fünf Räume durchschnittlich 1,23 Personen kommen, sind 25 Prozent der Kinder von dieser Krankheit befallen.

Es folgt die eigentliche, unbeschreibliche Ausstellung. Sie ist ebenso reichhaltig wie unsere Gelehrten genau sind. Es wurde nichts vergessen. Es wurde alles hinzugefügt. Niemandem blieb nichts verborgen. Die Jupiterlampen bringen es an den Tag. Die Zuschauer betrachten hier das komplette Wochenende. Ein Mann, eine Frau, zwei Kinder, welche von der Woche Arbeit ermüdet, des samstags zu einem Ausflug ins Grüne rüsten, können hier unendlich viel lernen, was sie wohl sonst in ihrem Leben nicht erfahren hätten. Gleichgültig ist dabei, ob es sich um Besitzer von Flugzeugen, Autos, Reitpferden oder Lodenmänteln mit Nagelschuhen handelt. Angefangen von der Zahnbürste und dem Leibchen über Kleider, Schuhe, Schirme, Huthalter, Autokoffer, Lesestoff, Fahrplan, Gasthaus, Weekendhaus mit kompletter Einrichtung, dreh- und versenkbaren Betten, Tischen, Schränken, – es ist alles vorhanden, was ein wanderlustiges Herz von nun an begehren kann, wenn es zur Förderung der Gesundheit und der Bequemlichkeit die kleinen und die grossen Errungenschaften der Neuzeit ausnützen will. Vorhanden sind die Dinge selber, die Feldmäuse, die der kecke Fuss aufstößt, und die Zielstationen, jene ausgestopft, diese abgebildet.

So steht das *Freibad* Wannsee leibhaftig vor dem ergötzten Auge. Aus Holz und Pappe, prachtvoll imitiert, echt wie jenes Stilleben der Antike, von dem ich vor langen Jahren die Tatsache ins Lateinische übersetzen musste, dass die Vögel des Himmels kamen, um die gemalten Trauben zu stehlen. Hier aber, in Witzleben, bei Carl Vetter, könnte sich ein Harmloser glatt Rock und Weste abstreifen. Es folgen die Schönheiten der Mark. In



Kojen eingefangen die lieblichen und wohlhabenden Kurorte; auf Photos zu sehen der Wald, die Seen und manches stille Dorf. Gesang ertönt. Gescheuert wie ein Fussboden sitzen sechs Frauen aus dem Spreewald da, und während die Spindel fliegt, vernehmen wir wendische Weisen. (Spreewald.) Es gibt, wie gesagt, ausgestopfte Mäuse, Maulwürfe, Insekten, was da kriecht und fliegt in der näheren und weiteren Umgebung Berlins – es gibt hier noch viel zu sehen. Den Mäusen gegenüber hängt die Abteilung Bildende Kunst, Kennwort: Wochenende. Ich danke Gott, dass ich davon nichts verstehe. Ich teile mit, dass ich viele schöne Bilder und zahlreiche Plastiken sah, die teils nackte Mädchen, teils Waldgetier darstellten.

Schüler der Lehranstalten Berlins füllen sechs Kojen mit Entwürfen für Wochenendhäuser. Manche sind nur auf gezeichnet, andere in Holz oder Pappe modelliert. Darunter stehen gute Sachen. Es fiel mir auf, dass alle Verzierungen fehlen. Die neue Generation wird ihr Heim nicht schmücken. Sie wird es *lüften*.

Den Buben gegenüber sind die erwachsenen Entwürfe der Architekten. Deren Modelle sind besser in der Ausführung, aber von derselben Erfindung. Draussen vor den Toren der Ausstellung ist eine Siedlung solcher Wochenendhäuser entstanden. Von diesen sonderbaren Produkten, die nächtens ihr Lichtlein in den Wäldern leuchten lassen, werde ich noch besonders erzählen. Niemals sah ich eine so groteske Stadt. Ein Hindudorf, das Hagenbeck vor Jahresfrist einmal im Zoo zeigte, passt besser unter die Linden als diese hölzernen und heizbaren Regendächer in eine Landschaft des 20. Jahrhunderts.

Dennoch werden sie angepasst werden. Und wie der Himmel will, wird uns gleichgültig sein. Es gibt eine dritte Halle der Ausstellung, die einzige, bei deren Eingangspforte man gebeten wird, Hut und Mantel abzulegen. In dieser Halle bietet sich Gelegenheit zum Skifahren und zum Rodeln. Das klingt ein wenig

unglaublich, aber wer es nicht gesehen hat, soll es sich anschauen. Schneeweiss und steil führen die Hügel bis zur Decke der Halle. Braungebrannt sausen auf Skiern Mädchen ins Tal herab. Nebenan jodeln Pärchen auf Schlitten. Wie Soda glitzert der Schnee, aber weiss, weich und brauchbar. Donnernd spielt die Musik. Kellner fliegen hin und her; ein Schnitzel kostet 1.50 Mark; jedoch die Aussicht eingerechnet, Winterlandschaft im Vorsommer, ohne Hut, ohne Mantel, an reichgedeckten Tischen zu geniessen.

Diese Polizeiausstellung der Natur ist wirklich umfassend. Ihr blieb kein Storchennest verborgen und keine Schuheinlage, auf der es sich besser dahinwandert. Die Stadt Berlin erobert *gründlich* die Natur. Der Sieg ist auf der ganzen Linie unser. Beachten Sie die Leichen der Feldmäuse.

Zum Unterschied von London und New York ist Berlin kein steinernes Verlies. Es ist an Umfang die grösste Stadt der Erde. Es gibt hier keine Wolkenkratzer, aber es gibt viele Anlagen, Parks, viel Grün, viele Bäume. Mitten in manchem Stadtteil liegen sehr grosse Anlagen von Schrebergärten. Sehr viele Häuser haben den eigenen Garten. Verhältnismässig nahe dem Zentrum liegen ausgedehnte Villenkolonien. Vielleicht wird sie das vorstürmende Steinmeer überschwemmen mit der Lava des Betons. Noch stehen sie jedenfalls. Die Zahl der Einwohner Berlins, die nicht erst die Stadt verlassen müssen, um ins Grüne zu kommen und ein wenig gute Luft zu atmen, ist ziemlich gross. Solchen Tatsachen wurde bei dieser Ausstellung nicht Rechnung getragen. Darum wirkt sie bei aller Sorgfalt ein wenig abstrakt. Sie ist nicht nach der Natur, sondern nach einer guten Vorlage gezeichnet. Es scheinen bei ihr nicht die eigenen Verhältnisse, sondern die Verhältnisse in Grosstädten schlechthin massgebend gewesen zu sein.

Es fehlt der Ausstellung das *Auto*. Dafür zeigt sie den Auto-

bus. Mir will das kein Ersatz scheinen. Wohl ist der Autobusverkehr, wie er jetzt zum Sommer hier eingerichtet werden soll, sehr grosszügig gedacht. Die gelben Wagen neusten Typs werden tief in die Mark eindringen. Sie werden Hunderttausende aufs Bequemste ins Grüne führen. Trotzdem gehört auf diese Ausstellung der kleine und billige Wagen. Er allein erschliesst dem Bewohner der Grossstadt die kilometerweit entfernte Natur.

Von den Galerien herab sieht man verblüfft auf diesen Jahrmarkt der Natur, diese Landschaft aus Holz und Pappe, die es wirklich gibt, diese erstarrte Wirklichkeit, der mit Gewalt neues Leben eingegeben wird mit Grammophonmusik und wendischen Liedern. In acht Tagen ist das alles aufgebaut worden, aus dem Bretterboden gestampft wie die zukünftige blühende Landschaft aus der Sandbüchse. Manchmal möchte man sagen, unwahrscheinlich ist die Energie dieser Stadt.

Zum Ostersonntag sind die Blüten der Magnolien aus ihren grünen Kelchen geschlüpft. Ihre Farben sind weiss, gelb, rosa-rot. Ein dünner blauer Himmel spiegelt sie in kleinen Wolkenseen wider. Es gibt eine Sehnsucht nach der Natur, und niemals werden sich die Deutschen aus den Wäldern vertreiben lassen.

### **Der Weltkrieg als Ufa-Film**

Im Ufa-Palast am Zoo fand die Premiere des langerwarteten Weltkriegfilms der Ufa statt. Das Theater war ausverkauft; im Rang, der Bühne gegenüber, sass, von Reichswehroffizieren begleitet, der neue Hausherr, Herr Hugenberg.

Man sah von 8 bis % 10 Uhr den ersten Teil des Filmes, der ungefähr die Zeit vom August 1914 bis zum Sommer 1915 um-

spannt. Der Film wirkte stark. Eine schlecht verteilte Claque, welche allemal applaudierte, wenn ehemalige Potentaten zu sehen waren, die Kaiserin, der König von Bayern, der Sultan usw., drang aber nicht durch. Für Wilhelm II., der zweimal erschien, rührte sich im ganzen Haus keine Hand.

Eine unendlich ferne Zeit führt der Film herauf. Aus einer zerschmetterten Epoche kommen mit klingendem Spiel, mit blauen Röcken und weissen Hosen Regimenter der Garde die Linden her aufgezogen. Hunderttausende, sonderbar gekleidet, versammeln sich im Lustgarten vor dem Schloss, um ‚ihrem‘ Kaiser, dem Krieg und dem Tod zuzujubeln. Langsam fahren die langen Güterzüge durch unsere sommerliche Landschaft; jeder Wagen 48 Mann oder 6 Pferde oder 1 Geschütz. Aber es war so. Männer marschieren. Millionen von Männern, Deutsche, Franzosen, Engländer, Russen, Italiener. Sie marschieren auf einander los, nicht um sich zu treffen und sich gegenseitig kennenzulernen, sondern um sich gegenseitig totzuschlagen. Trickbilder ergänzen diese Aufnahmen des Films sehr geschickt. Der Zuschauer lernt es auswendig, so fuhr Europa aufeinander los. Die nächsten Bilder versuchen, die Schlachten im Osten und im Westen zu zeigen, unsere Siege und unsere verhängnisvolle Niederlage an der Marne. Auch hier ergänzen Trickbilder die teilweise gestellten Aufnahmen. Der Film wird eine Geschichtsstunde, die Leinwand eine Schultafel. Und der erste starke Eindruck wird abgeschwächt. Der Zuschauer erwacht. Allmählich wird es lächerlich, um bald schauerlich zu werden, was ihm da vorgezeigt wird: angreifende Infanterie mit einigen Verwundeten, der Vormarsch unserer Kriegsfreiwilligen in den Tod bei Langemarck. Bilder aus der Heimat dazwischengeschoben, einmal Sonne, einmal Granatfeuer.

Hindenburg und Ludendorff erscheinen am grossen Kartentisch und planen die Schlacht bei Tannenberg. Theater senkt

sich über das Grosse Hauptquartier. Die offiziellen Nachrichten von 1914 werden von lautlosen Sprechern ins Parkett gerufen. Wieder heisst es: unsere Helden, unsere Armee ... bis es einem einfällt, es war ja alles ganz anders.

Das ist nicht der Fehler des Films. Der Fehler des Films ist die *Feigheit*. Wie die Katze um den heissen Brei sind die Verfasser um die Sache herumgegangen. Man kann es ohne Weiteres anerkennen, sie wollten niemandem wehe tun. Sie verletzen alle. Ihr Film zeigt den Krieg wie das Messeamt eine Wochenend-Ausstellung. Die Verfasser nehmen ihn historisch und vergessen, dass die Spieler im Parkett sitzen.

Was soll man sagen? Man möchte nichts gegen den Versuch einwenden, einen Film vom Krieg zu schaffen. Dieser Film muss gedreht werden. Es gibt nichts, was uns alle mehr angeht. Aber dieser Versuch muss von mutigen Männern gewagt werden. Es geht nicht an, unser Schicksal von 1914 bis 1918 als ein Neutrum zu betrachten, als eine gute Sache, die nunmehr für jedermann eine Sache ist. Die Toten leben noch. Wer von ihnen erzählen will, wer es sich herausnimmt, ein Werk zu schaffen, welches das Schicksal Europas behandelt, muss zunächst eine neue Vision von Europa gehabt haben. Die Kunst ist keine Volkspartei. Es muss einer bekennen, was er zum Krieg zu sagen hat. Die anderen werden urteilen.

War es eigentlich in diesem (Ufa-)Falle die Absicht der Verfasser, einen solchen Film zu drehen? Oder sollten hier, vorsichtig zubereitet, gargekocht, vielleicht sogar schmackhaft gemacht, Dinge in der Erinnerung der Nation erhalten werden, die zwar nichts mit dem Krieg zu tun haben, aber manches mit einer endgültig verurteilten Vergangenheit und mit einer entsprechenden Zukunft? Es sind in diesem Film kaum ein Dutzend Bilder des Weltkriegs; es sind aber einige Dutzend darin, die sehr allgemein von der allgemeinen Wehrhaftigkeit der Nation sind, vom fröhlichen Volk in Waffen, von der tapferen Arbeite-

rin an der Granatendrehbank. Es spaziert in diesem Film eine Menge Generale und Fürsten über die Leinwand. Es fehlen dafür der unbekannte Soldat und die unbekannte Mutter. Es fehlt die Wahrheit. Die Wahrheit ist eine Aufgabe der Republik.

# Mai

## Der Ritter und die Kanone

Als man bei der Leitung des Stahlhelm, die ihren Berliner Tag abhielt, spürte, dass sich die grosse Stadt Berlin in keinem Fall im Handumdrehen erobern lassen würde, entgleiste einer seiner Führer in schwachem Zorn und teilte mit, man pfeife auf Berlin und die Rotznasen seiner Bewohner. Jedoch erst durch die «Asphaltpresse» kamen diese heisseren Pfiffe in weiterer Kreise Ohren. Die kümmerten sich nicht darum.

Der Weg zum Stadion, der Freitag abend zurückzulegen war, um zum Zapfenstreich zu kommen, ist weit. Derweil das Auto langsam über die gutbesetzten Kant- und Heerstrasse fuhr, lud ein wundervoller, hellblauer Frühlingsabend zur Besichtigung dieser Stadt, die in diesem Mai von einer strahlenden Schönheit ist. Langsam, spiralenförmig vollzieht sich ihr Aufstieg. Sein einziger Grund ist der Fleiss der Bewohner. Noch wehen die Fahnen der *Republik* und der *Stadt* um die Ausstellungshallen am Kaiserdamm. Eine Leiter von Lampen steigt am Funkturm hoch, die Lichter noch blass wie die Sterne am frühen Abendhimmel. Es wird weitergebaut an der Heerstrasse. Ein dicker Reichtum liegt dort unter den ersten Kiefernreihen des Grunewalds, vielleicht sympathisch, vielleicht unsympathisch, immer geräuschlos, z. Zt. selbstverständlich.

40'000 Zuschauer fassen die Treppensitze des Stadions. Ebenso viele waren wohl um halb acht zur Stelle. Sie schwiegen anderthalb Stunden zu einem Konzert preussischer Militärmärsche. Dann war auch einiger begeisterter Frauen Bedarf reichlich gedeckt. Es folgte der Einmarsch der Windjackenformationen und ein Feuerwerk, dessen pikanteste Nummer Trommel-

feuer war. Der Krieg als Zeitvertreib knatterte sehr lustig. Damit wäre dieser Abend zu Ende gewesen. Da erschien, im Kegel der Scheinwerfer, die den grünen Rasen besser als einige Fackeln beleuchteten, von der einen Längsseite losmarschierend, eine dicke Berliner Hökersfrau, im blauen Kattunkleid mit weisser Schürze und einem Brezelkorb. Sie ging, ihr Geschäft auf der anderen Seite des Stadions zu versuchen, den kurzen Weg quer-durch. Erschrocken löst sich ein Mann aus der Front, den Eindringling zurückzuweisen. Die Frau will nicht. Winzig klein steht der Kampf zwischen «Soldat» und Bürgerin gut im Raum. Der Mann zieht am Henkelkorb nach der einen, die Frau nach der anderen Seite. Laut ruft die Frau um Hilfe. Fünf Männer springen dem Angreifer bei, und diese Übermacht transportiert die Hökerin ins Dunkel zurück, woher sie kam. Niemand lachte. Der Vorfall war ordnungsgemäss. Besser als die Scheinwerfer beleuchtete er die Situation, den breiten, unüberbrückbaren Graben zwischen jenem uniformierten Mittelstand, der da unten, entfernt von den Zuschauern wie von der Nation, in strammer Haltung Haltung suchte. Welch ein Feind war ihnen die Hökerin. Sechs Mann mussten aufbrechen, sie zu besiegen. Es half nichts. Wie ein heller Streifen war sie auf die photographische Platte gekommen. Das Bild war zerstört; die Starrheit durch die Bewegung erkannt. Bis zu den obersten Reihen dufteten die frischen Brezeln. Man bekam Hunger. Man erinnerte sich der Stadt, ihrer Strassen und ihrer Bewegung. Man brach auf.

Die Beine bis zur Nasenspitze hochwerfend, gingen gleichzeitig einige tausend Männer ab. Warum warfen sie die Beine so steif und so hoch? Tänzer machen das besser.

Man erzählte sich, der Lustgarten gleiche einem Heerlager. Der Ankommende fand ihn einem Gefangenenlager weit ähnlicher. Blass wirkten in dieser Stadt der hübschen Livreen die schlechterfundenden Phantasieuniformen.



Leicht konnte man im Zeitalter des Handkoffers die Tornister belächeln. Nur schwer im Zeitalter der Eisenbahn die Berichte von Fussmärschen bestaunen. Eine Standarte bezeichnete den Standort des Bundesführers. Ein Trompeter folgte ihm. Doch auffallend erinnerte die goldverbräunte Uniform, die Herr Seldte trug, an den Likörfabrikanten aus Magdeburg. Noch ein Dutzend solcher Generale werden diesen Stand gefährlich kompromittieren. Eine einzige Standarte bereits schadete den Standarten überhaupt sehr.

«Zivilisten gehen einen Schritt zurück,» rief ein Banklehrling in kurzen Hosen, der ein Koppel, einen Brotbeutel und eine Schirmmütze trug, den Zuschauern von Zeit zu Zeit zu. Mangels eines Spazierstocks stützte er sich auf diesen Ausruf, der ihn selber traf.

So standen 50'000 Männer im Lustgarten bald stramm, bald weniger stramm. Sie waren gekommen, Berlin zu erobern. Aber Berlin war gross. Nur ein Platz unter tausend war der Lustgarten. Zehn Minuten von ihm entfernt waren selbst die durch Lautsprecher verstärkten Ansprachen nicht mehr zu hören; ruhten die Strassen still und sonntäglich, fuhren die Bahnen, Autos, Autobusse, spazierten die Bürger. 1'750'000 Fahrkarten verkauften die Verkehrsunternehmungen an Ausflügler an diesem Sonntag.

Der Neugierige wanderte strassauf, strassab. War dieser angeblich so mächtige Bund der Frontsoldaten denn gar nicht zu spüren? Kein Wort der leeren Reden war bisher haftengeblieben. Kein Eindruck war überzeugend. Mit roten Fahnen waren die Strassen geschmückt, durch die die einzelnen Züge in ihre Quartiere zurückmarschierten, wie Gefangene von der Polizei eskortiert, in Wahrheit geschützt. Diese Verächter der Masse waren selbst Masse geworden, um sich zu zeigen. Diese Feinde der Demokratie demonstrierten sehr demokratisch jeder für alle, alle für jeden. Sie verliessen Berlin, das sie nicht verstanden.

Was sollten sie, die Feinde der Zeit, der Wahrheit und der Gegenwart in dieser Stadt der Zukunft?

Als die Kanone erfunden wurde, protestierten die Ritter gegen dieses Instrument, das ihr Handwerk vereinfachte. Es half nichts. Als die letzten Züge die Berliner Bahnhöfe verliessen, protestierten die ungebetenen Gäste gegen Berlin. Es half nichts. Der Stationsvorsteher hob seinen Stab; der Zug fuhr ab.

### Über den Wert von Dokumenten

In einer Bodenkammer meines Elternhauses lag jahrelang ein dickes, rotes Buch in Atlantenformat, das ich um seiner vielen Abbildungen willen immer wieder, wahrscheinlich mehrere hundert Mal, betrachtet habe. Es war eine Geschichte der deutschen Kriege von 1806-1815, 1866 und 1870. Damals, als ich dieses Buch mit Sehnsucht und Eifer las, war Friede. Ich hatte keine Ahnung, was ein Krieg ist, und habe es durch dieses Buch nicht gelernt. Aber die Bilder waren interessant; besonders im ersten Teil des Bandes sah man Soldaten und Generale, die auf grossartigen Pferden in phantastischen Uniformen ritten. Ich sah Napoleon, Blücher, Gneisenau, Stein, den Zaren, die Generale Napoleons, alles Männer, von denen ich gehört hatte und mir durchweg sympathische Männer. Der letzte Teil des Buches, der den Krieg 1870 behandelte, war – dessen entsinne ich mich genau – lange nicht so interessant. Die Abbildungen dort waren einander zu ähnlich. Immer sah man Reiter und Artilleristen, meist im Galopp, und eine Granate, die mitten in einer Gruppe explodierte. Wohl aus diesem Grund bäumten sich einige Pferde hoch auf und einige Männer legten sich irgendwie weit zurück,

als fielen sie, aber sie fielen nicht. Sie bäumten sich eben auch nur zurück und das taten sie jahrelang, sooft ich auch das Buch anschaute. Diese sonderbare, nicht überzeugende Art, den Krieg darzustellen, muss gleichzeitig mit den stehenden Heeren erfunden worden sein. Ausserdem liessen sich wohl die Maler von den Wirkungsmöglichkeiten einer Granate erzählen, näherten sich darum der Wirklichkeit nicht zu nahe und liessen statt ihrer ihre Figuren sterben und tapfer sein. Das ging so jahrelang und geht noch heute so.

In den Ausstellungshallen am Zoo ist jetzt eine Bildersammlung feierlich der Öffentlichkeit zur Besichtigung übergeben worden unter dem Namen: Der deutsche Frontkämpfer, Bilddokumente des Weltkriegs. Es wurden über 1'000 Bilder zusammengetragen und in einige grosse Säle und kleine Kammern gehängt. Der Katalog nennt die Namen der Künstler, zum Beispiel, Berthold Ehrenwert, Akad. Maler und Graphiker; H. v. Reppert-Bismarck, Oberstlt. a. D. und Kunstmaler usw. Er nennt u.a. auch Max Pechstein, den einzigen, dessen «Bilder» Bilder sind.

In Öl gemalt, gezeichnet mit Feder, Tusche, Blei, Kreide, hängen die erstarrten Kavalleristen und Artilleristen an der Wand; die Granate schlägt ein, einige Pferde und Reiter bäumen sich zurück. Sie bäumen sich zurück. Höhere Ämter haben es sich nicht nehmen lassen, gleichfalls diese Ausstellung zu beschicken. Das Reichswehrministerium und die Marineleitung steuerten Photos bei, die im Krieg aufgenommen wurden, auch Modelle von alten deutschen Schlachtschiffen und Flugzeugen sind zu sehen, dazwischen unter Glas und Rahmen zensierte Zeitungen, Aufrufe der Militärverwaltungen von 1914, einige amerikanische und französische Kriegsplakate und was sonst noch in eine Bilderausstellung gehört. Vielleicht werden sich die Kunstwissenschaftler über den Wert von einigen dieser Bilder unterhalten; der Beobachter, der unter einem spärlichen Publikum von aktiven und ehemaligen Offizieren und Herren

im Cutaway umherging, schwieg und schweigt darüber. Man ging an den Ausstellungsobjekten vorbei, derweil eine verborgene Kapelle den Fridericusmarsch und andere Volkslieder spielte. Das war auch eine Meinung. In einer Ecke, leicht zu übersehen, fand ich die Bilder Pechsteins, einige Zeichnungen, darunter eine, die einen von Flammenwerfern getöteten Soldaten zeigt.

In einem Raum hängen, im Stil der «Woche» gezeichnet, Porträts unserer Heerführer und Fürsten; Gesichter wie Köpfe und Köpfe wie Gesichter. Andere Bilder füllen auf einmal eine ganze Wand mit Menschen, Pferden, Kriegsmaterial und etwas Landschaft. «Patrouille am Feind», «Abgeschossenes Flugzeug», Bilder wie Zeitungsüberschriften. – Der Krieg ist nicht gemalt worden; auch ein Mann wie Dix, der hier selbstverständlich fehlt, hat ihn nicht gemalt. Die Maler, die Talent hatten, lehnten ihn innerlich ab, als etwas Grauenhaftes, und die Maler, die kein Talent hatten, lehnten ihn auch ab. Es gibt selbst in dieser Gemäldegalerie kein Bild, das mit einer inneren Einstellung für den Krieg, etwa als Kampf oder als Naturerscheinung, gemalt wäre. Es gibt hier nur Interviews, die statt mit Tinte mit Farbe aufgeschrieben wurden, oberflächlich, gläubig, hastig, mitteilbar, bunt geschwätzig. Heute sind das bereits «Dokumente». Wahrhaftig, eine irrsinnige Zeit liegt hinter uns. Der schrankenlose Subjektivismus dieser zungenfertigen Stotterer, die Überheblichkeit des kleinen Wichts, der allemal den Ring geschlossen sah, wenn er eingetreten war, die bodenlose Unkenntnis der Wirklichkeit, die sich für drei Mark Plato kaufte oder Nietzsche, um ihn für ein Glas Bier an den nächsten weiterzugeben, diese Musikanten, die unserem Totentanz mit Männerworten aufspielten – sie werden nicht mehr lange leben, aber sie leben noch. Allerdings hat sich etwas geändert: die Toten liegen im Grab und jetzt müssen die Musikanten selber tanzen. Sie tanzen auch und sie merken nicht, wie schnell sich das be-

leuchtete Parkett der demokratischen Öffentlichkeit dreht. Jede Bewegung kommt unter die Lampen. Und sie übersehen, dass sich die Ränge Europas mit scharfäugigen Zuschauern gefüllt haben, mit Witwen und Waisen, mit Elenden, Hungrigen und Zerschlagenen, die alle erlebten, was jene nicht erlebten, die sehen, was sie wissen, und wissen, was sie sehen.

Diese Ausstellung ist, wie sie ist, druckreif. Sie gibt einen Band im Atlantenformat als Weihnachtsgeschenk für die reifere Jugend. Niemand wird das verhindern, wenn es nicht eine reife Jugend verhindert, die von der hundertjährigen Lüge verwundet, sich endlich nach der Wahrheit aufmacht.

## Berlin – von Süddeutschland aus gesehen

Den Unterschied zwischen Berlin und anderen deutschen Städten zeigt eine kommende Generation. Aber jene Generation, welche heute Berlin preist, indem sie dort mit Freuden lebt und mit Erfolg arbeitet, wird erst, wenn alles gutgeht, von der nächsten verstanden werden. Nun, immer hat man in Deutschland für die Zukunft gelebt. Das wäre also kein neues Unglück. Aber es muss bei uns durchaus nicht alles gutgehen, und es sieht sogar so aus, als wolle manches schlechtgehen. Der Wiederaufstieg nach dem verlorenen Krieg nahm, auf der Treppe der Entwicklung, immer zwei Stufen auf einmal. Das war ein Fehler schon deshalb, weil in jedem Treppenhaus die Aussicht aus den Absatzfenstern schön und lohnend ist. Wir verzichteten auf Aussicht, womit wir auch auf Einsicht verzichteten. Wir liefen hinauf, nach oben.

In Berlin lief man noch rascher als anderswo. Als ich vor drei Jahren aus einer der südlichsten deutschen Städte nach Berlin zog, hätte man noch um die Mittagszeit auf dem Kurfürstendamm schlafen können. Nur die Polizei war dagegen; nicht der Verkehr. Heute gestattet es die Polizei, welche es rasch gelernt hat, einen gewaltigen Verkehr von allein 60'000 Kraftfahrzeugen so gut zu regeln, dass der Zuschauer wie der Passant sichtlich weniger nervös ist. Die Strassen jedoch, die immer zu eng, niemals besonders schön waren, sind fast alle geblieben wie sie waren. Das *aktuelle* Problem der Verkehrsregelung wurde rasch gelöst: das Leben der Fussgänger von der Behörde entschlossen in die schützende Hand genommen und keine Kosten gesachtet. Das scheinbar zweitrangige Problem der Strassenregulierung,

wo Verbreiterungen und Neuführungen längst notwendig sind, fristet nach alter deutscher Sitte ein staubiges Leben unter den Aktendeckeln der Beamten; manchmal in den rasch welkenden Spalten der Tageszeitungen. Die *Republik*, unter der Berlin eine europäische Stadt geworden ist, hat es noch nicht gewagt zu bauen. Wo die öffentliche Hand baute, stellte sie mit einer Nativität, die mancher anderen Sache besser gedient hätte, grosse und anständige Neubauten in abgelegene Seitenstrassen. Niemand in Berlin scheint sich um Berlin zu kümmern. Eine wahre Angst, etwas Repräsentatives zu tun, waltet über der Stadt wie ein heisser Sommertag über einer Landschaft. Jedoch bei solchem Wetter reifen die Felder.

Berlin, das nie eine Residenzstadt war, ist von Bürgern geschaffen und von dem Proletariat seiner 70'000 Fabrikbetriebe geformt worden. Deutlicher selbst als die Städte des Ruhrgebiets ist Berlin eine *proletarische* Stadt. Wo keine Tradition war, brauchte eine traditionslose Masse nicht erst zu zerstören, um wirken zu können. Und, gerecht wie das Schicksal ist, der Fehler von gestern wurde eine Tugend von heute. Die *Mode* nämlich, diese lockere Laune, die sich in Deutschland so schwer gegen die verstorbene Sitte durchsetzen kann, wurde in Berlin beliebt. Hier ist es, wo man die *Mode* mitmacht. Als die Geschäfte der City den Zug nach dem Westen antraten, mussten sie im Westen bauen. Eins nach dem andern sind dort am Kurfürstendamm neue Restaurants, neue Cafés, neue Läden entstanden. Sie wurden leicht ein wenig teuer gebaut, aber alle praktisch und mit jener unbedingten Rücksicht auf den *Kunden*, die bereits eine neue Lebensform zu werden beginnt. Unbekümmert schlug man die Fassaden der alten Häuser ein. Da war nichts zu verderben. Es war nur leicht, was man machte, besser zu machen. Ob auch gut, ist eine andere Frage. Die unteren Stockwerke der Häuser am Kurfürstendamm verwandelten sich reihauf und reihab wie die Bäume im Frühling. Später kamen

die Hausbesitzer nach, die nach einer langen Pause die Weissbinder wieder mit guten Goldmarkmieten beschäftigen konnten. Einfachheit war Mode geworden, und man erlebte es, dass gewaltig abgeschlagen wurde, was sich einst, in kaiserlichen Zeiten, als Zierat in die Luft gerankt hatte. So änderte sich diese Strasse, von der man noch vor wenigen Jahren geglaubt hatte, man müsse sie in die Luft sprengen, um sie erträglich zu machen. Sie änderte sich von innen nach aussen. Sie wandelte sich langsam, kaum merklich, so wie vor einigen Jahren die Röcke der Frauen von Saison zu Saison um einige Zentimeter kürzer wurden. Wenige bemerkten den Vorgang, der ja kein Ereignis, nicht einmal eine Neuerung war, sondern eine *Lebensregung*, und es kann sein, dass ich der erste bin, der ihn niederschreibt und öffentlich mitteilt. Aber die Spaziergänger freuten sich darüber. Sie wandelten sich ja genauso. Anderswo, zum Beispiel in unserer Politik, kehren die *Friedenszeiten* zurück; in Berlin kam nach dem Krieg eine *Neuzeit*. Es kamen andere Theater, andere Kinos, andere Restaurants, andere Läden, in denen man die anderen Kleider kauft, die sich bei Gott von denen der Vorkriegszeiten unterscheiden. Die alten Geschäfte hatten es schwer. Die schönen Frauen und jene besondere Art junger Mädchen, die sich durch den Mut ihrer Bewegungen und die Leidenschaftlichkeit ihrer Kleidung bestimmt von allen Frauen in Deutschland unterscheiden, spiegeln sich gern in ihren Schaufenstern, die amüsant wie eine Zeitschrift sind. Es kann sein, dass sie es gerade sind, die so viele Fremde erschrecken. Die Oberflächlichkeit, die man ihnen ansieht, weil sie nicht daran denken, sie etwa zu verbergen, will vielleicht verletzen. Aber es ist unmöglich in einer so grossen und so von Leben und Ereignissen erfüllten Stadt, allein unter vier Millionen Menschen zu leben, ohne eine glatte und widerstandsfähige Oberfläche zu haben, an der wie Wasser an einer Glaswand alles herunterläuft, was anderswo so-



gar einen Regenschirm löchert. Es ist in Berlin eben unmöglich, das nackte Leben *nicht* zu sehen. Das Elend wohnt direkt unter dem Reichtum. Der Tod geht wie ein Besatzungssoldat durch die Strassen. Ein Strassenbahnunglück beschäftigt dort mehr Menschen als ein Bürgerkrieg in China Chinesen.

Das *Vergnügen*, das von jeher von Arbeitgebern organisiert und von Arbeitnehmern absolviert wurde, hat, als es nicht mehr Gehör genug fand, kurzerhand den Himmel verdunkelt, indem es die Strassenecken mit flimmernden Sternen übersäte. Als grösste unter den Tageszeitungen erscheint in ununterbrochener Ausgabe die Reklame. Sie sagt nur Gutes aus. Sie lobt sogar sich selber, und man kann nicht bestreiten, dass sie von ihrem Standpunkt aus lobenswert ist. Der Platz an der Gedächtniskirche, das Zentrum des Westens, ist ein Amphitheater geworden, in dem der Passant von sieben Uhr abends bis zwei Uhr nachts gratis das *Feuerwerk* der Mitteilungen geboten erhält, die rot und saftig sein sollen wie der Apfel Evas.

Einstmals war dieser Platz besonders hässlich. Seine Fläche war eng und kahl. Die ‚romanischen‘ Häuser, die ihn umstanden, sahen aus wie dressierte Fische. Mitten in dieser Leere hockte mit dem ganzen Gewicht seiner Steine, Türme und Kugeln das verlassene *Gotteshaus*. Da wurde zunächst die braune, niedrige Wand des Kapitols, eines Kinotheaters, über die eine Front gezogen. Aus allen Ecken hüpfen Cafés und Restaurants auf die Strasse, vordringend mit weissen Stühlen und mit den Lichtern ihrer Beschriftungen. Der Verkehr tat das Seinige. Vergebens protestierte die Kirche, die sich inmitten eines sehr irdischen Trubels isoliert, entweiht und verloren sah. Sie protestierte nicht nur vergebens, sondern auch zu Unrecht. Das Leben, das sie heute umbrandet, hat dieses hohle Gebäude zu einem festen Block zusammengefügt. Schweigend stehen ihre grossen, dunklen Fenster allein im abendlichen Lichtertanz. Niemals werden sich ihre Türen drehen wie die gläsernen Krei-

sel, die ringsherum ununterbrochen Menschen schlucken und wieder ausspeien. Ihre Türen sind wieder *Portale* geworden, ihre Leere hat sich gefüllt und wurde Ruhe. Aus einer sich überstürzenden Bewegung drängender, hastender Menschen, schreiender Automobile und Wagen, fliehender, suchender Bürger weisen ihre heute alten Türme still zum Himmel, den man, auf dieser Insel stehend, wieder zu verehren wünscht. Es gibt Holzhütten in Deutschland, die schöner sind als dieser Prachtbau. Aber es war von jeher der Beruf einer Kirche, nicht schön, sondern stark zu sein und bei den Menschen zu stehen wie ein Brunnen beim Wasser.

Nicht Beschaulichkeit, sondern Arbeit ist die Bewegung aller Menschen, die dort vorüberreiten. Sie brennen und brennen sich ab wie die elektrischen Birnen, die ihren Weg beleuchten und weisen. Das Tempo ist stark. Noch sind die schwarzen Buchstaben der Zeitungen feucht vom Schweiß der Setzer, da wirft sie der Leser schon verbraucht zu Boden. Man versuche nicht aufzuzählen, was die Menschen tun, die dort ebenso eilig sitzen wie sie gehen: etwa, dass sie essen, trinken, spielen, tanzen oder Geschäfte machen. Undurchschaubar sind die Fenster der hohen Häuser, aber man weiss, dass hinter jedem Fenster gearbeitet wird. Es gibt auf die Frage: was tun diese Menschen? nur eine treffende Antwort: sie kämpfen ums Dasein. Diese Antwort klingt weder schön noch erfreulich. Aber es ist so.

Anderswo ist das auch so. Man sieht es nur nicht so deutlich. Vielleicht ist deswegen Berlin in Süddeutschland so wenig beliebt, weil dort das laufende Band längst durch die Strassen gehängt ist und jeder sehen kann, wie jeder seine Schraube dreht. Vielleicht ist es so: in Berlin, im Gegensatz zu anderen Städten, gibt es keine Berufe mehr, die einer ausfüllt, etwa von 8 bis 12 und von 2 bis 7 Uhr, sondern es gibt nur mehr etwas, das man noch gar nicht formulieren kann und gar nicht formulieren soll. Das ist, man arbeitet, was man kann, und bleibt immer, was man ist.

Aus einem Zeitalter von Militärs, Beamten und Zivilisten tritt der Mensch. Dieser Ankömmling ist, kurz gesagt, *Angestellter*. Er bedeutet, was jeder bedeutet. Der Zufall stellt den einen ins Kontor, den anderen an den Hebel. Gemeinsam ist allen die Stadt, der Sportplatz, das Buch, das Theater. Und die *Freiheit*. Der Rhythmus der Arbeit ist der Rhythmus des Lebens. Dem Lebendigen, dem Einfall wie der Tat, ist keine Schranke gesetzt. Die Lichter der Reklame entzünden sich rings um die Gedächtniskirche. Und aus dem Strom des Lebens, der das dürre Gestein jenes einst lächerlichen Steinbaukastens netzte, dass daraus eine brauchbare Kirche erblühte, wächst eine Zeit, die fruchtbar und zu allem fähig ist. Es hat sich durch die Jahre des Kriegs und der Inflation etwas geändert in Deutschland. Man betrachte nur die Kleider, Kunstwerke, Bücher, Bilder, Theater. Aber diese sind es doch nicht, die sich geändert haben, sondern wir, die sie schaffen und hinnehmen. In Berlin merkt man das.

Es ist längst eine müssige Frage geworden, die niemand mehr beantworten will, ob Berlin beliebt ist oder warum es nicht beliebt ist. Wie das Herz nicht fühlt, sondern schlägt, so ist Berlin eben nicht *lieb*, sondern es *wächst*. Andere Städte werden grösser; andere werden kleiner. Dort ballt sich eine mächtige Industrie in einem reichen Konzern zusammen, hier ändert eine politische oder geographische Situation die allgemeine. In Berlin – im Gegensatz – ist *kein Einzelfall* von Bedeutung für das Gesamte. Ausschliesslich das Gesamte ist dort von grosser und guter Bedeutung für den Einzelfall. Wahrscheinlich – um ein so höfliches wie vorsichtiges Wort zu wählen – ist dort eine Gemeinschaft von Menschen, vielleicht ein Staat, im Entstehen begriffen, wie er so geschlossen kein Beispiel in unserer jüngeren Geschichte hat, aber ein alter Traum aller Deutschen ist für Deutschland.

Fährt man mit einem Auto langsam durch Berlin, kommt

man aus einer *kleinen Stadt* in die andere. Diese Städte sind leer. Ihre Strassen sind traurig, wenn die Sonne vergebens die matten Hauswände anfeuert, an denen die sinnlosen Käfige der Balkone hängen. Sie sind weniger traurig, wenn ein grauer Regen die Fussgänger vertreibt, die dort nicht hingehören. Niemals sind diese Häuser für Menschen gebaut worden; immer für Mieter und Aktionäre. Zu keinem Ziel führen diese Strassen; sie reihen sich aneinander wie Baumstämme in einem Sägewerk, ein toter Wald, in dem nicht einmal Käfer Spaziergehen. Das Leben ist weit von ihnen. Doch Existenzen schwelen, zahllos, unter den Dächern. Es gibt in jeder anderen Stadt schönere Strassen. Immer, wenn man durch Frankfurt geht, kann man vor den Gesichtern seiner Häuser stehenbleiben. Ich habe hier viele Strassen gesehen, in denen nur sehr altmodische Villen standen. Aber die waren fest und ruhig, sicher und verschwiegen, wie eine alte Zeit die Menschen hervorbrachte. Viele waren schön. Man konnte sie lange betrachten, und unwillkürlich begann man über jene vergangenen Zeiten nachzudenken. *Zeit* haben die Besucher der Kaffeehäuser; an alten Kirchen fahren die Strassenbahnen vorbei; noch immer ist der Blick von der Mainbrücke ein schönes Bild, das einmal vor Jahrhunderten gut und dauernd gemalt wurde. Man sieht die Spitzen der Türme und kennt die Bedeutung der Dächer. Ich denke mir, dass es hier leicht und bequem sein muss, sich gute Bücher aus grossen Bibliotheken zu leihen. Und wer sich, mühelos, einen der Plätze zum Lesen wählt, an denen hier so gut zu sitzen wie zu wohnen ist, wird, macht er bei der Lektüre eine Pause, den Geist der Zeiten spüren, die uns geschaffen haben.

Der Weg zur Bibliothek ist weit in Berlin. Aus jenen Strassen, die ich beschrieben habe, führt kein Weg zu ihr. Und vom Kurfürstendamm? Und welche Bücher sollte man, dort angekommen, schliesslich entleihen? Der Geist der Zeit, die dort geschaffen wird, steht kaum erst in den Zeitungen; er schweigt in

den Theaterstücken, die nicht gespielt, und spricht in den Büchern, die gerade geschrieben werden. Doch er beschäftigt. Zerschmettert, unwiederbringlich dahin ist die Vergangenheit. Selbst eine Diskussion belebt sie nicht mehr. Sehr rätselhaft ist die Gegenwart. Man verteidigt sie, weil sie gehasst wird, aber man weiss sie nicht zu lieben, weil sie noch nicht verständlich ist. Liebt man sich selber? Es wäre vermessen, das zu behaupten, was einige behaupten möchten, doch die Zunge wird ihnen schwer dabei, und wenn sie schreiben, ist ihr Stil so schlecht, dass er allein den mangelnden Inhalt verrät. Was liebt man in dieser Stadt? Das Leben? Keine Zeit hat es so grausam missachtet, in ein paar Abendstunden geworfen und gepfercht. Dennoch das *Leben!*

Den Unterschied zwischen Berlin und anderen deutschen Städten zeigt eine kommende Generation. Sie hat den Krieg, die Revolution in Russland und die Revolution in Deutschland, die Inflation und den gewaltigen Wiederaufstieg Berlins erlebt. Das Ereignis hat an Bedeutung verloren. Denn wenn wir auch, von Erfahrungen gewitzigt, besser wissen, wozu der Mensch *nicht* fähig ist, zum Kugelfang und zum Hungertod, so wissen wir doch, wozu er fähig ist. Es ist möglich, die Welt zu ändern, weil sie sich selber ändert. Der einzelne, der den Kurfürstendamm entlanggeht, braucht es nicht mehr zu verkünden. Vor jedem zweiten Haus steht ein buntbemalter Bretterzaun, und hinter diesem Bretterzaun arbeiten Architekten. Morgen werden wir etwas Neues sehen. Kurz gesagt: Berlin ist nicht nur die interessanteste, sondern auch die schönste Stadt in Europa. Das ist etwas neu gesagt, aber warum soll man nicht auch einmal die Wahrheit sagen?

## Wo in Europa ist Berlin?

Die Nacht von Sonntag auf Montag verging sehr langsam. Sie dauerte länger als andere Nächte, nämlich von 6 oder 7 Uhr abends bis zum anderen Mittag um 1 Uhr. So lange füllten einige Menschen das Tempelhofer Feld und seine Zufahrtstrassen. Es waren einige, nicht viele. Als ich gegen 12 Uhr nachts am Stettiner Bahnhof eintraf, war der Taxichauffeur nur schwer zu bewegen, mich zu fahren. Es hiess, es sollten neue Flugblätter verteilt werden. Das Zauberwort «Tempelhof» wirkte. Er fuhr los, rascher als Chamberlain, dem gleichen Ziele zu. Nach diesem Empfang durfte ich annehmen, ganz Berlin auf den Beinen zu finden. Je näher wir aber dem Flughafen kamen, umso stiller wurde es. Die Polizei funktionierte zu gut. Alle Augenblicke wurde man angehalten. Die Strassen waren menschenleer. Keine Maus konnte die Wachen passieren, die bereits am Halleschen Tor, feldmarschmässig ausgerüstet, standen.

Die Nacht verging sehr langsam. Manchmal hielt die Polizei eine Parade ab. Manchmal organisierte sie etwas. Manchmal schimpfte einer, dann schimpften alle. Es gab Körbe voll Grund, ärgerlich zu sein. Ein Journalist ging aus, die Zuschauer zu suchen, die man nicht entdecken konnte. Sollte Berlin so gleichgültig sein, dass niemand kam, die Flieger zu erwarten und zu begrüßen? Als der Journalist drei Schritt gegangen war, wurde er angehalten. Es half ihm alles nichts und niemand. Er musste wieder zurück. Vom Dach des Restaurants aus spähte ich mit dem Fernglas über den Platz. Wo war Berlin? Berlins Polizei hatte es übernommen, Berlins Begeisterung zu *organisieren*. Die Operation war gut verlaufen; der Patient war gestorben.

Als die Flugzeuge zurückkamen, die ausgeflogen waren, Chamberlain zu suchen, wehte mit dem feuchten Nachtwind eine kalte Trauer über das Feld. Man begann zu fürchten und

den Miesmachern zuzuhören. Um diese Zeit suchte Chamberlain die grosse Stadt Berlin in Europa. Wie klein ist doch eine grosse Stadt. Wie müd wird ihr Licht auf dem weiten Weg zum Himmel, den es nicht erreichen kann. Wie Ameisengesumm ist der Lärm, den vier Millionen Menschen machen. Aber zwei Menschen suchen und horchen.

In diesem Jahr geht die Sonne des Morgens grundsätzlich nicht auf. Es wurde hell auf dem Tempelhofer Feld, aber es blieb kalt und der Himmel war grau. Jetzt konnte man deutlich sehen, dass wir Journalisten und ein paar zahlungsfähige Besucher eigentlich allein auf weiter Flur waren, allein in einem Wald von Uniformen. Als die Nachricht von der Landung in Cottbus kam, rannte jeder, was er konnte, nach Haus.

Am Nachmittag fuhr ich nach Cottbus. Es war Pfingstmontag und zu Tausenden waren Ausflügler auf dem Heimweg. Man sah, dass die kleine Stadt bleich vor Aufregung war. Ihre Einwohner wussten nicht, was sie sagen sollten. Es fühlte jeder, dass da etwas geschehen war, was über ihren gemeinsamen Horizont ging. Niemals noch lag New York an diesem Horizont.

Die beiden Flieger waren schon schlafen gegangen. Ob die Hunderte von Menschen darüber nachdachten, die noch schweigend auf dem Marktplatz vor dem Hotel standen? Dessen einziger Kellner war der Auflösung nahe. Er sah und hörte nichts mehr. Die Post hatte eine Beamtin an den Apparat des Hotels gesetzt. Die rief alle Augenblick die Verbindungen aus: Berlin. London. Frankfurtmain. Kopenhagen. Die Bürger im Speisesaal tranken Wein und horchten. Sie waren der Mittelpunkt Europas. Eine Nacht lang drängte sich das Interesse der Welt um Cottbus; 20 Stunden lang in der unbegreiflichen Schnelligkeit einer Uhr.

Wolkenbrüche gingen in dieser Nacht über die Maschine nieder, die 20 Kilometer von Cottbus entfernt, sich auf einer kleinen Wiese von einem grossen Weg ausruhte. Im Licht der

Scheinwerfer ihrer Automobile arbeiteten die Monteure daran, einen neuen Propeller anzubringen.

Unvergesslich schon war der Start der Maschine in Cottbus. Der Himmel war blau und klar, ringsum sah man eine deutsche Landschaft. Wie die Vögel stiegen die Flugzeuge auf, eines nach dem andern, aber man glaubte, es geschehe gleichzeitig. 15 Maschinen nahmen die Richtung Berlin. Die Erde schien verlassen zu sein. Es war nur eine kurze Strecke zu durchqueren, aber niemand dachte ans Ziel. Zu grossen Taten erhob sich der Mensch, den eine grosse Tat bewegt hatte.

Man könnte viel erzählen. Warum erzählt man wenig? Vor einiger Zeit wurde in Berlin-Rummelsburg das Grosskraftwerk Klingenberg eingeweiht. Es ist das grösste Werk seiner Art in der Welt. Ingenieure und Techniker sagen, dass es ein grossartiges Werk ist. Ein Laie wie ich geht stumm über die Korridore, durch Säle so gross wie Schwimmhallen, die mit Kacheln tapeziert sind. An den Wänden sind Schalttafeln, Zeichen, Zahlen, Hebel, Räder. In der Mitte sitzen zwei Männer am Tisch. Sie haben Macht über Kräfte, die die Erde erschüttern könnten. Es standen ein paar Zeilen in den Zeitungen, als dieses Werk eröffnet wurde. Man las sie und schwieg. Die neuen Taten, die *wirklichen* Ereignisse des Jahrhunderts, welche sein Gesicht zeichnen, sind schweigend. Wir tun, was wir wissen, aber wir wissen nicht, was wir tun. Im Lärm seines Motors gingen die Worte unter, die der Flieger Chamberlain seinem Begleiter Levine sagen wollte.

Noch halten wir uns an die Feierlichkeiten zum Empfang der Flieger in Berlin. Man erzählt sich, was der Reichspräsident und was der Minister sagte, wohin der Botschafter fuhr, und woher der Flieger kommt. Diese Feierlichkeiten sind ein wenig aus zweiter Hand. Das war in Paris genauso. Aber es muss etwas geschehen, wenn so viel geschieht. Der Weg von New York ist unvorstellbar. Es ist anstrengend, von Frankfurt nach Hanau zu



gehen. Es ist zeitraubend und ermüdend, dorthin zu fahren. Und viel Männer braucht es, um diesen Katzensprung mit einer Eisenbahn, sogar mit einem Auto zu machen. Hier aber stieg einer in New York auf. Er flog durch die Luft, die niemand gepflastert hatte, eine Strasse lang, die es nicht gibt, nach einem Ziel, das die halbe Erde weit entfernt ist, und er flog allein. Er trug noch jemand mit sich. Er hatte einen Motor, der ihm gehorchte, und zwei Flügel, die ausgespannt waren.

Noch Lindberghs Flug war eine grosse menschliche Leistung, schön in ihrer Kühnheit. Schon Chamberlains Flug ist eine grosse technische Leistung. Der Weg ist geebnet. Wir werden ihn fahren.

### Sechstage-Rennen der Luft

Wie eine Rakete hat an diesem Pfingstsonntag Berlin Deutschlands Flugzeuge in die Luft geworfen und über das ganze Land gesandt. Des sollen wir Zeugen sein. Das liebliche Fest läutet das Rattern der Motoren ein, und über die grüne, blühende Weite der Landschaft hinweg bohren sich aller Augen in den dunklen Himmel, den eroberten Raum ohne Mass, ohne Grenze, der die Anmut der grossen, schwebenden Vögel schweigend trägt.

Schon um Mitternacht begann die Wanderung der Massen, die um vier Uhr in der Frühe eine Million Quadratmeter Land schwarz umsäumen. Aber die Raumverteilung ist schlecht. Denn eine Million Quadratmeter Land ist das *Tempelhofer Feld*, aber das Tempelhofer Feld ist nicht Deutschland, das die Rennbahn dieses Fluges ist. Und der Apparat zum Fernsehen ist noch nicht erfunden. Unserer guten Kenntnis zum Trotz haben sich Hamburg, Frankfurt, Karlsruhe und alle Städte, die die Statio-

nen dieser Rundfahrt sind, in schwarze Täfelchen verwandelt und ein weiteres Täfelchen daneben gehängt, Nummer 643, verkündet sehr leise, dass das Flugzeug Nr. 643 soeben in Hamburg gelandet ist. Wir freuen uns und schauen umher.

Noch gibt es etwas zu sehen. Den Start der Flugzeuge. Den rasenden Galopp auf und nieder über das leichtgewellte Feld und den Augenblick der Befreiung. Eines nach dem andern rollt an, zum Himmel gewandt, zum Himmel stürmend. Die Kleinmotorigen, die sich wie Schwalben ducken, und die Doppeldecker, die wie Heuschrecken schnuppeln. Im Kampf mit den Wolken zaubert die steigende Sonne den Regenbogen über das Feld. Aber als hätten ihn die ersten Segler zerrissen, oder als duldet dieser Kampf keine Grenze, keinen Ring, kein Tor – es schliesst sich der Bogen nicht. Und rechts und links die flammend geschwungenen Pfeiler vermögen sich nicht zu vereinen. Der Wettbewerb um die grossen Preise hat begonnen, das letzte Schiff den Hafen verlassen. Irgendwo spielt er sich ab. Wie im Krieg müssen wir warten, lesen und glauben.

\*

Ein heftiger Regenguss wird Ablenkung und ein anderer Kampf, der Streit der Tausende um ein paar Stühle in Zelten, die am Rande des Platzes aufgeschlagen sind, beginnt. Der Wirt freut sich, denn wer nicht nass werden will, muss essen und trinken, in einem fort. Die Wartenden fordern es. Als es sich wieder aufhellt, gibt es Reklameflugzeuge zu sehen, die Zettel abwerfen und durch niedriges Fliegen die Menge belustigen. Irgendwo springt einer mit dem Fallschirm ab. Den unsichtbaren Kampf erlöst der Zeitvertreib. Wir Erd- und Raumgebundene sind unterlegen. Mit der Unendlichkeit spielen unsere Freunde, wir können nicht folgen.

Aber ein Glaube ist da, der die Tausenden hält. Eine Kenntnis

des Geistes, die gespannt bleibt ohne Augenweide und ohne den Ruf an die Nerven. Die Erde verschwindet, wir halten die Landkarte. Die Zeichnung des Reiches, der Länder, der Städte die wir durchmessen. Das bedeutet nicht viel, ob sie jetzt hier sind oder dort, die Flieger; was sie streben, wird deutlich. Und das wissen wir doch: Dass überall der gleiche Himmel sie trägt und die gleiche Erde sie anzieht. Dass keine Kurven da sind, aber ewige Gefahr, dass keine Strasse bergab geht und den Motor erleichtert, sondern immer der rasende Propeller den treibenden Wirbel schlägt und nirgendwo Ruhe ist ausser am weitgesteckten Ziel.

Neun Tage wird dieser Kampf dauern. Die Resultate werden fast gleichgültig sein, wenn er neun Tage dauert. Wo wir auch sind, wir werden stündlich um ihn wissen. Es ist ein Frühling über Deutschland wie lange nicht mehr. Dieser Kampf ist ein Wurf in den Himmel.

# Juli

## Strand von Berlin

Für den Armen ist alles teuer. Schwerer muss er alles erkaufen; eine doppelte Arbeit erst ergibt ihm ein halbes Vergnügen. Die Vorortbahnen, die aus der Stadt und in die Natur fahren, sind überfüllt und heiss. Nach der ersten Station bereits könnten die Reisenden ihre Badetücher, die sie im Bündel verschnürt mit sich tragen, entfalten und sich abtrocknen. Schon sind sie nass und noch lange nicht im Bad. Doch der Zug fährt darum nicht schneller; langsam erklimmt er die zweite, die fünfte, die Zielstation: Nikolassee.

Hier beginnt die Natur. In Gestalt von Bäumen und sonderbaren sogenannten ländlichen Häusern. Doch noch lange nicht endet Berlin. Vor die Natur, zu der die Tausende täglich zurückwollen, die hier aussteigen, legt sich hemmend und mit einer Kraft, die nur Eifersucht sein kann, die Stadt. Sie wandert mit denen, die sie verlassen. Wie manche Körper dehnt sie sich aus, wenn es warm wird. Die Stadt aber ist der *Mensch*. Und immer geht hier der Mensch mit dem Menschen. Keinem kann es gelingen, allein zu sein. Diese demokratische Bewegung schafft zwangsläufig eine demokratische Mentalität. Nur die entgehen ihr, die sich enthalten. Sie sind es, die eine Welt nicht mehr verstehen, die sie verlassen haben.

Die Schutzleute, die sich die Stadt hier hält, sind die Händler. An ihren Wagen, Karren und Ständen vorbei beginnt ein kleines Spiessrutenlaufen, querwaldein. Durch ihre Rufe hindurch geht jeder bloss, ehe er sich noch ausgezogen hat. Denn mit einer Sicherheit, die versöhnt, erkennen sie, was jedem fehlt, und sa-

gen es ihm auf den Kopf. Unbarmherzig deuten sie auf die Stelle, wo uns das Lindenblatt klebt. Viele kaufen bei ihnen. Denn bald werden mehr Utensilien dazu nötig sein, um im Wasser zu baden, als um auffallend elegant auf der Tauentzienstrasse spazierenzugehen. Die Händler wollten das so? Wir sind ja die Fabrikanten.

Nach solchem Weg durch den Wald, in dem jetzt Autos grasen wie ehemals Rehe, steht man am Rand einer Freitreppe, die weitgeschwungen zum See hinabführt. Das Wasser verwandelt die Landschaft. Berlin, die Stadt, der Lärm, die Hitze sind fort, als wären sie zurückgeblieben, und wenn man sich umschaute, sind sie auf einmal spurlos im Grünen verschwunden. Dampfer fahren den Ufern zu; Segler verschwinden hinter der Landzunge, die sich tief in das Wasser zieht. Die Natur, deren Geräusch nicht, deren Farbe die Stille ist, ist da, und zum ersten Mal sehe ich Pan, fern an den Baum gelehnt, wie er mich lachend anschaut.

Doch von unten herauf wächst ein surrender, brodelnder Lärm. Da ist Pan wieder weg, sein erstauntes Gesicht, und verschwunden die Stille. Als schoben einen die Sonnenstrahlen vorwärts, springt man die Treppe herunter und rasch unzählbar erwacht eine Lust, sich zu entkleiden, Luft, Sonne, Wärme und Wasser zu spüren.

Tausende liegen am Strand; Männer, Frauen und Kinder. Von einer undefinierbaren Altersgrenze abwärts laufen die Kleinen nackt herum. Die Buben von Aussehen wie Amor, verschmitzt und listig; die Mädchen ernster, mit dicken Bäuchlein, schon irgendwo erwachsen und mütterlich: Deutschland.

Die Ferienzeit (und die Hitze) bringt diesen Andrang. So nahe liegt das Reiseziel tausender Familien Berlins, das ihnen mehr als elf Monate des Jahres zu weit liegt. Morgens hinausfahrend, abends, wenn es dunkel geworden ist und kühl, zurückwandernd, bleiben sie mit allen Gedanken dort und mit den erstaunlichen Fragen der Kinder. Hier ist ihr Hotel, ihr Strand-

und Badeleben. Manche haben, am liebsten an den Rändern des Strandes, sich Höhlen gegraben und Zelte darüber gespannt. Darunter liegen sie, essen und trinken, was der Rucksack hergibt, und die Kinder allein, die alle Augenblick, tiefend wie kleine Bündel, vom Wasser heranhüpfen, erinnern daran, dass man im Freibad ist.

Eine Bewegung geht über den Strand, ein Gehen und Kommen, die aus der Einsamkeit sich erklärt. Zu Tausenden hier versammelt, ist doch jeder allein. Ein Bazar des Lebens ist diese Gemeinschaft, in dem Sonne und Wasser gehandelt wird.

Man entsinnt sich auf einmal, dass diese Einrichtung, das Freibad, erst durch die Revolution geschaffen wurde. Vor wenigen Jahren noch war alles, was hier lebt, hier verbannt, was man erblickt, verpönt, was man genießt, verboten. Erschrocken schaue ich mich um und sehe jetzt erst die Körper. Die Ängstlich-Sittlichen wussten das zu verhindern. Sie witterten eine Erotik darin, die allein in ihren Gedanken schlief. Sie wussten nicht, und keiner hätte es ihnen klarmachen können, dass dies alles hier das Ende einer Erotik ist, die sie fürchteten (und bewahrt haben wollten).

Ich sehe Arme und Beine. Blasse und braune Menschen, grosse und kleine Gestalten. An Tischen sitzend oder in Sand geschart, im Wasser spielend oder am Strande wandernd. Hingelagert, dass sich die Fusssohle bräunt, ein Mädchen über ein Buch gebeugt. In einer Gruppe von Männern stützen zwei einen dritten, der sich hart unter der Hüfte sein Bein abschnallt, ehe er lachend ins Wasser springt.

Und wie von einer Trompete geweckt, schaut man hin und sieht die Wunden an vielen Körpern, Narben, in denen eine Hand Platz hat, verkümmerte Beine, zerschossene Schultern, alte, ernste Gesichter auf schwächtigen Gestalten. Welche Zeichen aus einem bürgerlichen Leben zu Anfang des 20. Jahrhunderts!

Gleichgültig ist hier der Mensch dem Menschen. Es weht eine Lust im Wind, der vom Wasser über den Sand streicht, die der Wollust feindlich ist. Die Nymphen, die ehemals an diesen Ufern und versteckt unter Büschen wohnten, sind an Land geschwommen und spazieren am Strand auf und ab; zahllos und schön, aber zahllos. Und alle Sehnsucht ist gestillt.

An diesen Ufern liegen, die vom Tag die Sonne lieben, und im Wasser springt, hochaufspritzend ein Ball. Der Weg hierher geht von der Arbeit zum Spiel; vom engen, engen Raum, vom Hinterhof oder Pult in die Weite, zu Luft und Licht. Von der Taschenuhr, die unerbittlich ist, zu dem langsam aufziehenden Abend, der dem noch eine halbe, jenem noch eine Stunde erlaubt. Hat sie geschlagen, ist es aber immer noch nicht zu spät.

## Theaterskandal

In der *Volksbühne* am Bülowplatz ist es zu einem Theaterskandal gekommen. Theaterskandal schreiben, noch nicht einmal einer fetten Überschrift wegen, die hiesigen Zeitungen, die Morgen- und Abendblätter: Theaterskandal! und ausser der Überschrift wissen sie alle, von rechts bis links nicht, was sie zu diesem Theaterskandal sagen sollen.

Es erhoben sich nämlich in einer Aufführung der Posse: «Darüber lässt sich reden», gerade als auf der Bühne ein Tänzerpaar an der Arbeit war, etwa 100 junge Leute von ihren Sitzen auf der Galerie, fingen an zu pfeifen und zu rufen: «Keinen Jazz! Keinen Blues! Spielt Shakespeare hier. Spielt Toller.» Polizei trat in Tätigkeit; die Aufführung wurde abgebrochen.

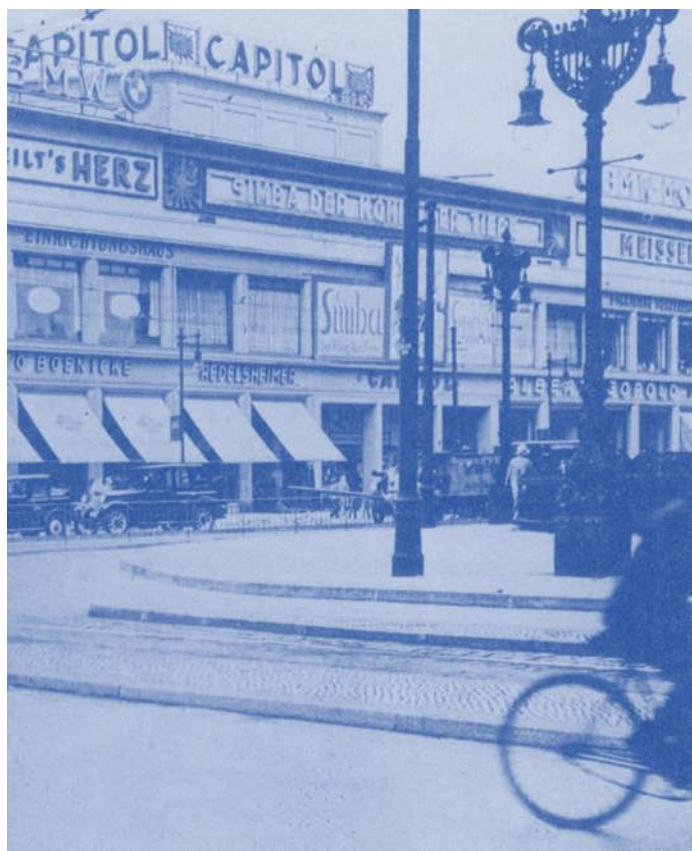


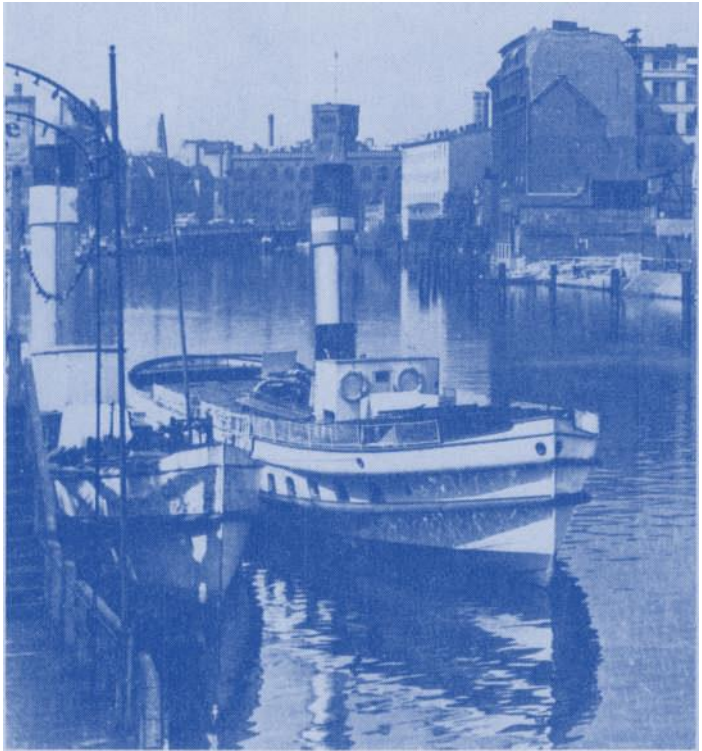
*1. Der Pariser Platz am Geburtstag des Reichspräsidenten (1928), zu: «Das Vergnügen zu fahren» S. 76*



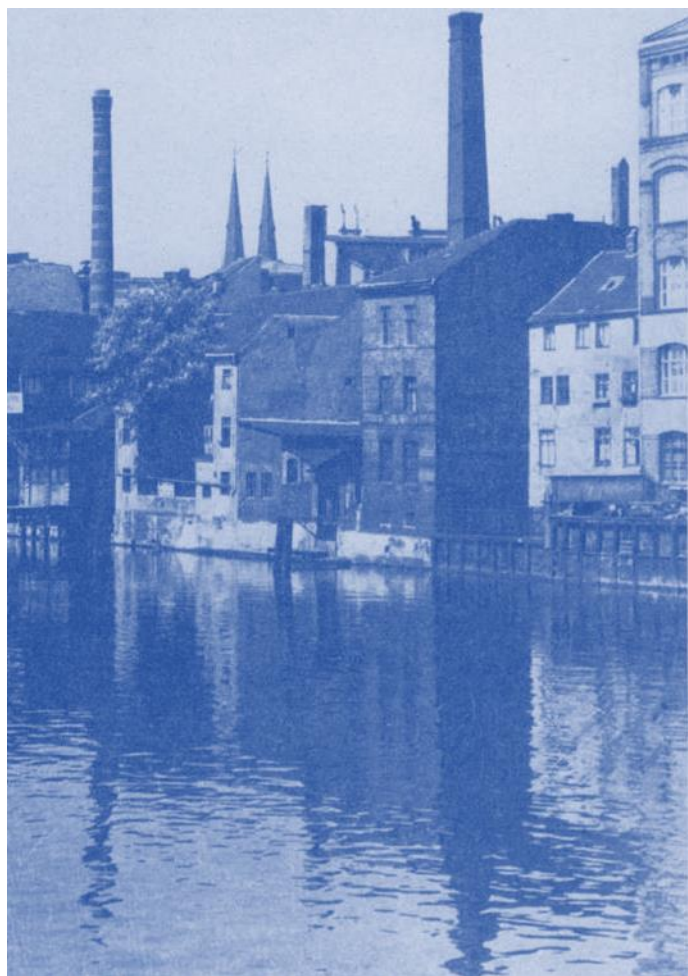


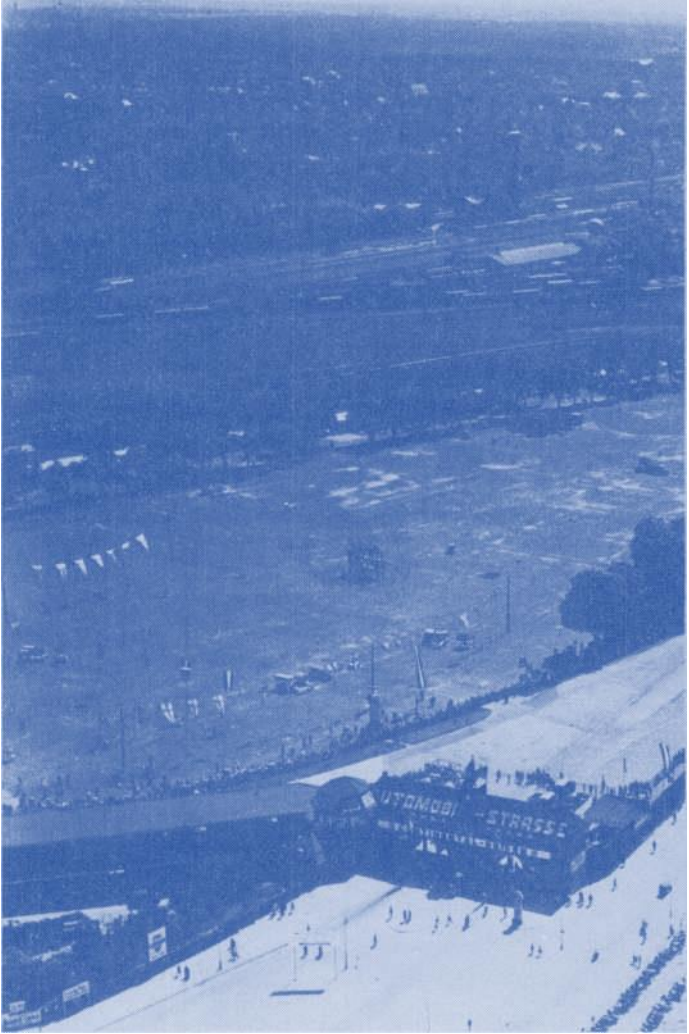
2. Blick vom Auguste-Viktoria-Platz auf die Hardenbergstrasse mit dem Filmtheater «Capitol» (1928), zu: «Das Capitol von Berlin» S. 30





*3. Bezirk Mitte Spree. Rückseite der Häuser Strelauer Strasse  
(um 1930), zu: «An der Fischerbrücke» S. 66*



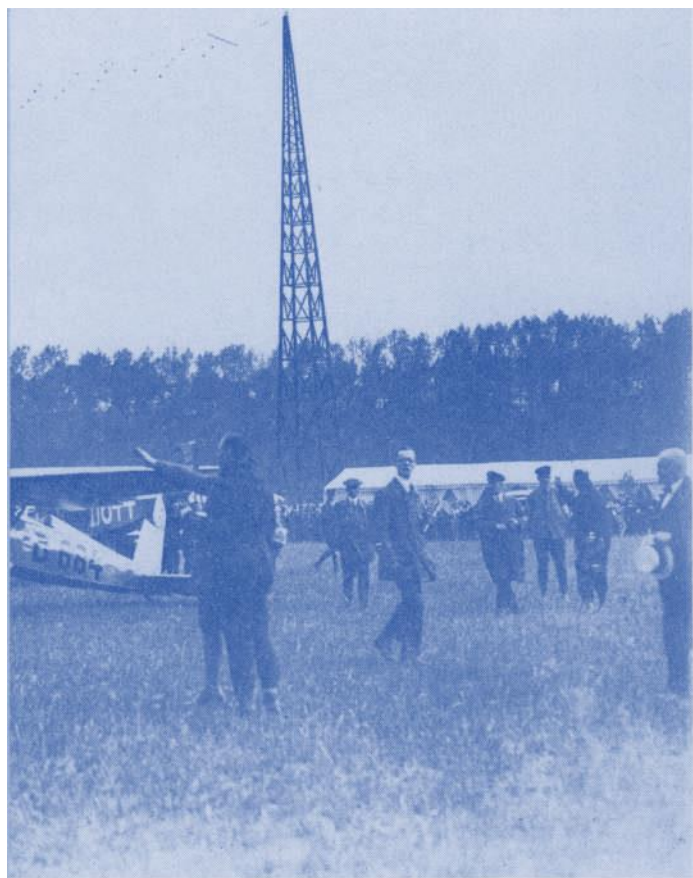


4. Blick auf die Avus (1933), zu: «Das Vergnügen zu fahren» S. 76

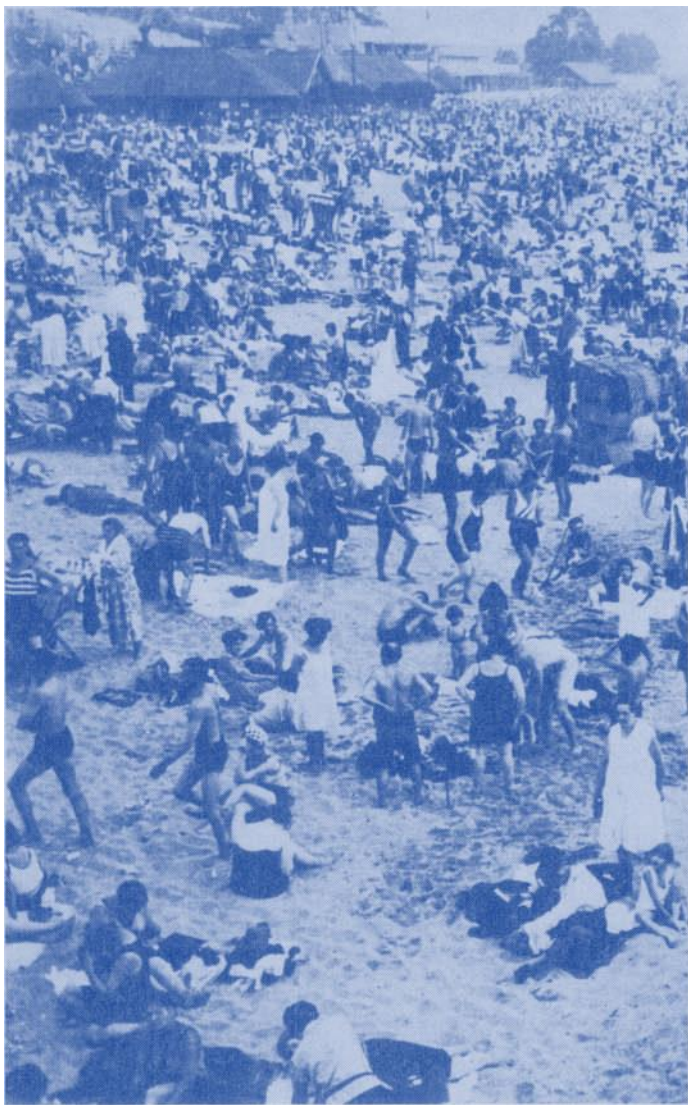




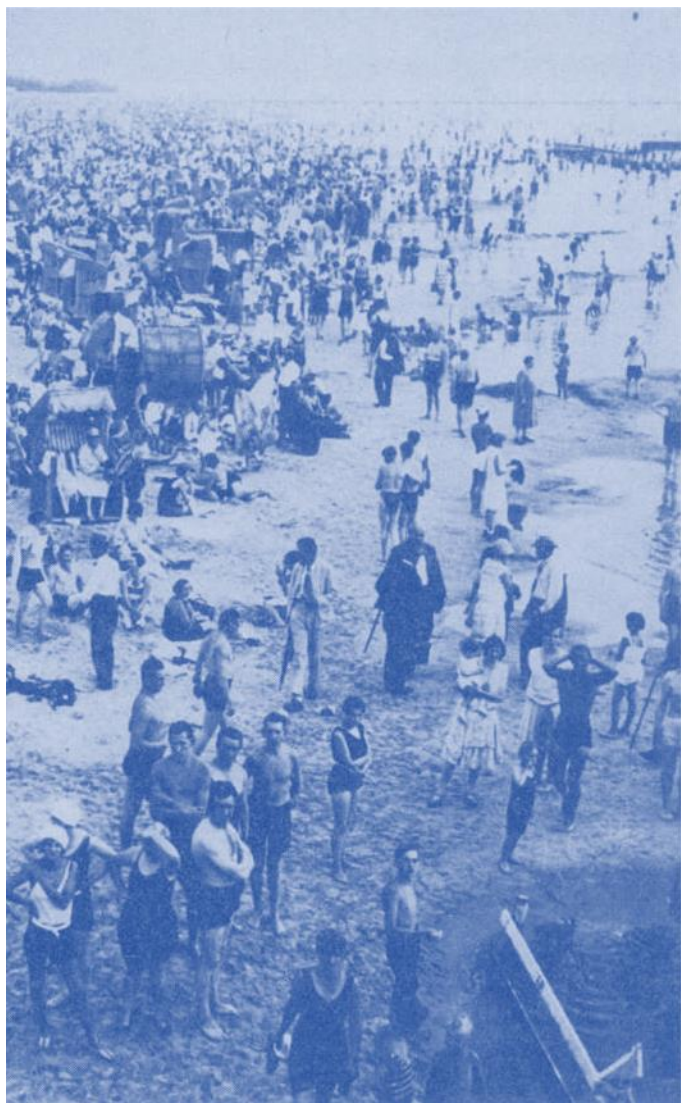
5. Bezirk Tempelhof. Flughafen Tempelhof (um 1925), zu:  
«Sechstagerennen der Luft» S. 106

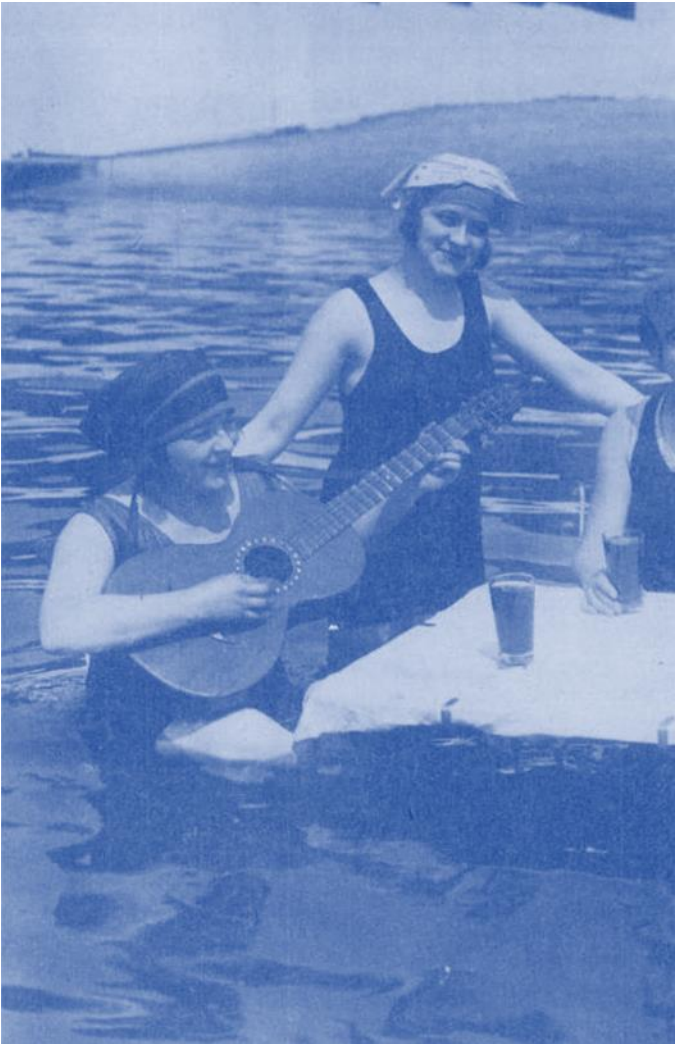






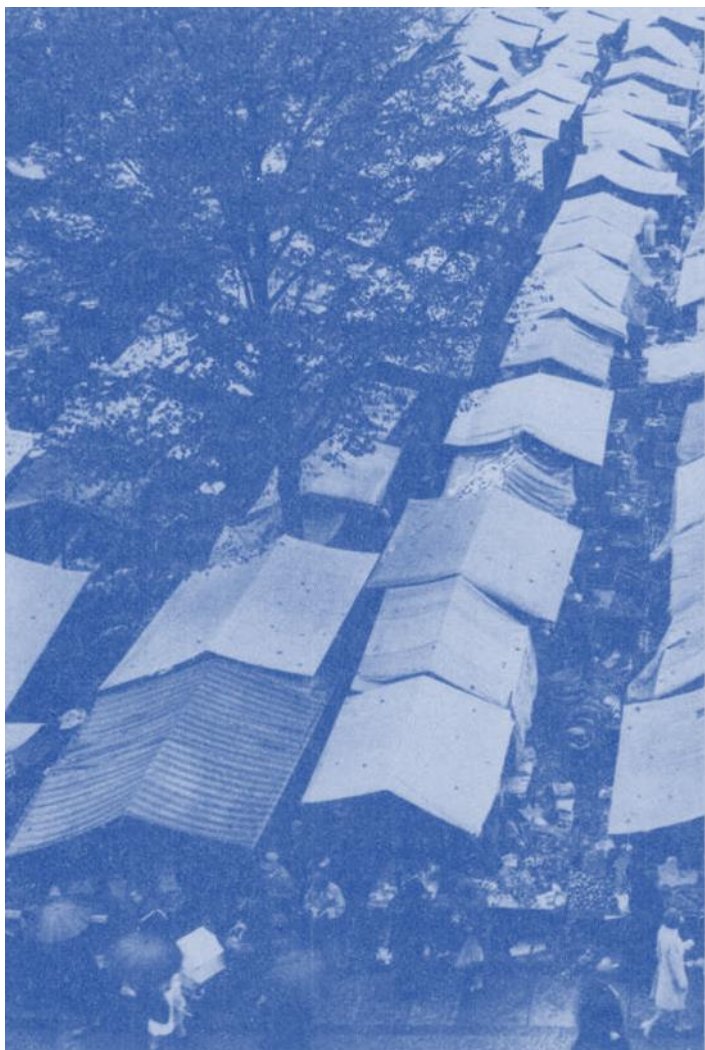
6. Badeleben am Wannsee (um 1930), zu: «Strand von Berlin» S. 109





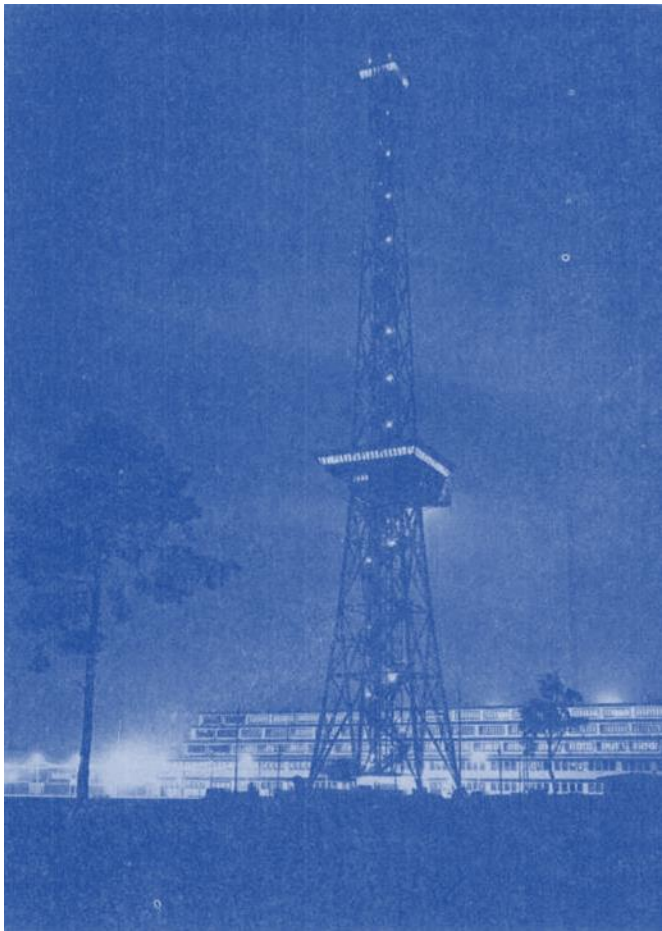
7. Eine feuchtföhliche Gesellschaft am Wannsee (1928), zu: «Strand von Berlin» S. 109





8. Wochenmarkt (1929), zu: «Markt» S. 132





9. Funkturm und Haus der Funkindustrie, erbaut 1925/26 von Heinrich Straumer, zu: «Der Eiffelturm von Berlin» S. 125

Hinter den Namen Toller setzen rechtsstehende Zeitungen ein Ausrufungszeichen. So (!). Sie wissen nicht, dass Toller ein Dichter ist und ein Dramatiker, und was sie sonst von ihm wissen, lässt ihnen für die Bühne Blues Tätlicher scheinen als Toller. Andere Zeitungen aber setzen nicht hinter Shakespeare ein Ausrufungszeichen. Lieben sie ihn nicht mehr?

Die Posse, die eine Sommerdirektion in der Volksbühne spielt, heisst: «Darüber lässt sich reden». Ich habe sie nicht gesehen; ich habe nur von ihr gehört, dass sie weder besonders gut sei, noch besonders schlecht. Also: über sie lässt sich reden. Aber über sie lässt sich reden mit Gott und der Welt, nur nicht mit jenen 100 jungen Leuten, die sie abscheulich finden und Lust haben, auch im Sommer Shakespeare oder Toller zu sehen. Den Zeitungen aber, den Feuilletons ist Shakespeare gleich und Toller, der Wunsch der jungen Leute, und was sich darunter verbirgt. Sie marschieren mit, dass man den Schritt hört, die Hüter der öffentlichen Ordnung, wie ich es auffasse, denn im Theater ist es nur erlaubt zu klatschen.

Wie schwer es geworden ist, sich in unserem Vaterland verständlich zu machen, nicht allen, ach nur einigen, einzelnen, zeigt auch, dass der äusserst geschickte Ruf, der Drang der Seelen von Shakespeare bis Toller kein Echo zu finden vermochte. Konnte nicht der Ruf nach Shakespeare wenigstens den Freunden einer «besseren» Zeit gefallen, wenn schon Toller weniger Freunde unter uns hat als eine Sommerposse?

Er konnte nicht, denn im Theater wird nicht gerufen, es wird überhaupt nicht gerufen. Nach der Bibel kommt der Theaterzettel, zu dem persönliche Auslegungen schriftlich einzureichen sind.

Wenn einer aber die äussere Form dieses Skandals kritisieren will, so muss er die Frage beantworten: Von wem sollen eigentlich die jungen Besucher der Volksbühne Formen lernen? Etwa



von den Studenten der Technischen Hochschule zu Hannover, die weder Shakespeare wollen noch Toller, sondern keinen Lessing?

### Der Herr, der verzweifelte

Als ich an der Potsdamer Brücke aus dem Autobus stieg, stiess sich ein beleibter Herr, der ziemlich weit vorn im Wagen gesessen haben musste, durch die Reihen der Fahrgäste, dem Ausgang zu. Ich stand noch, eine Gelegenheit, die Strasse zu überqueren, erspähend, da sprang er aus dem Wagen, der bereits angefahren war, hinaus und ging auf mich zu. Völlig ausser Atem hielt er mich, auf diese Weise mit den Händen redend, am Rock fest, und es dauerte eine Zeitlang, bis er sprechen und mir erklären konnte, was er wollte. Endlich begann er:

«Verzeihen Sie, mein Herr, dass ich Sie belästige. Aber ich glaube, wir sind Leidensgenossen. Ich habe Sie von meinem Platz aus beobachtet, als Sie auf der Plattform standen, und Ihr Gesicht betrachtet. Sie sind genauso verzweifelt wie ich. Auch Sie können es nicht mehr ertragen. Und plötzlich sind Sie, schon hier an dieser Ecke, mit einem entschlossenen Ruck aus dem Wagen gestiegen. Sie haben recht getan. Ich danke Ihnen dafür. Ich sehe Ihnen übrigens auch jetzt an, dass Sie rascher denken als ich. Aber ich bin so verzweifelt, dass sich meine Gedanken zu verwirren beginnen. Ich kann nicht mehr.»

Er musste mein erstauntes Gesicht bemerkt haben und die Abwehrbewegung, die ich vorsichtig machte, um meinen Rock aus seiner Hand freizubekommen. Ich fürchtete bei der Hitze für seine helle Farbe. Der Herr schwieg einen Augenblick. Sein

Gesicht, das von der Aufregung, deren Grund mir noch rätselhaft war, rot glühte, wurde schlaff und farblos.

«Sollte ich mich getäuscht haben», fragte er und sah an mir vorüber die Strasse herunter. Aber ehe ich noch antworten konnte und ihn um Aufklärung bitten, warum er dies alles mir sage und einen wildfremden Menschen so ungewöhnlich auf der Strasse belästige, fuhr er fort:

«Nein, ich habe mich nicht getäuscht. Viele empfinden es, keiner aber so deutlich wie Sie. Das habe ich beobachtet. Ich sah, mit welchem unglücklichen Gesicht Sie auf der Plattform standen und bald auf die Strasse, bald in den Wagen schauten. Auch Sie können nicht mehr länger ertragen, was mich zum Wahnsinn treibt: diese Menge von Menschen um uns herum und diese Frauen. Ja, diese Frauen.»

Der Fremde hatte mich mittlerweile freigegeben und ich, neugierig geworden, betrachtete ihn vorsichtig, während er sprach. Er trug keinen Hut, aber einen gutsitzenden, hellen Anzug, rötliche Halbschuhe, und seine Hände, die er auf einen biegsamen Spazierstock stützte, waren lang und sauber. Sein Gesicht war das eines höheren Beamten oder eines Angestellten, dem nichts daran lag, einmal selbständig zu werden. An seinen Schläfen standen Geldsorgen verzeichnet.

«*Diese Frauen!*» sagte er leise. «Das ist alles, was ich zu sagen habe. Sehen Sie diese, die hier vorübergehen. Aber nein, sehen Sie sie lieber nicht an. Wie sie sich anziehen. Wie sie sich geben. Sie haben nichts mehr an. Ihre Röcke gehen knapp bis zum Knie. Ihre Beine verdecken die seidenen Strümpfe nicht, und ihre Füße stehen wie in einem Schaufenster ausgestellt in den kleinen Schuhen. Ihre Arme sind bloss, ihr Hals, ihr Nacken. Wohl verdecken die Hüte den Kopf, aber nicht genug, dass man nicht immer wieder den kleinen spitz zulaufenden Ansatz der Haare im Nacken sähe. Sie bewegen sich wie die Tischtücher eines Restaurants, wenn ein Wind sich erhoben hat. So

gehen sie an uns vorüber. Jede ist anders gekleidet, und als nähme ein Rayonchef die Parade ab, immer die nächste hübscher als die vorige und entzückender ihre Bewegungen. Ich liebe sie alle. Aber ich kann sie nicht alle lieben. Nur ihre Gesichter sind hässlich, denn sie schauen niemanden an. Wenn man sie anbetet, macht man sich lächerlich. So gehen sie an uns vorüber, so sitzen sie neben uns im Auto und in der Bahn, stundenlang. Berühren uns, wenn sie einsteigen, oder betrachten uns, wenn sie in den Cafés sitzen, die jetzt alle auf der Strasse liegen. Ach, diese Caféhäuser! Welch ein Luxus. Wie viele können Sie am Tag besuchen? Zwei-drei? Sagen Sie es, mein Herr. Oder sind Sie so reich, dass Sie fünf besuchen können?»

Ich musste instinktiv den Kopf geschüttelt haben. Aber das kümmerte ihn wenig. Triumphierend sagte er, und seine Stimme war auf einmal ganz hoch:

«Und wenn Sie fünf besuchen könnten oder zehn, mein Herr. Aber es gibt ja mehr als hundert in Berlin, wahrscheinlich zweihundert. Doch reden wir nicht davon, wie viele es gibt. Bleiben wir bei der Sache. Wie viele liegen an dem Weg, den Sie täglich machen müssen? Mehr als fünf? Mehr also, als Sie besuchen können. Und in jedem sitzen diese Frauen. Sie sitzen oft allein am Tische. Sie lesen in kleinen Büchern. Sie schauen auf – und Sie gehen vorüber. Sie machen sich aus dieser nichts und Sie erblicken die nächste. Sie müssen sie lieben. Und Sie gehen vorüber. Da sitzt eine auf einer Bank. Es ist Abend geworden, und Sie haben Zeit. Nichts ist eilig. Aber sie schaut Sie nicht an. Es ist eine Dame, aber betrachten Sie ihre Schuhe. Raten Sie, was sie in dem Paket trägt, mit dem sie spielt? Raten Sie, auf wen sie wartet? Nein, fliehen Sie, steigen Sie ein. Aber im Autobus sehen Sie erst, wie schlecht Ihr Geschmack bisher war. Wen Sie lieben könnten und von wem Sie geliebt werden.

Gehen Sie doch über den Kurfürstendamm, lauschen Sie die-

sen Autos, spähen Sie durch die Scheiben der Restaurants. Welches Leben, mein Herr – aber ohne Sie. Welche Freude, mein Herr – aber ohne Sie.»

Jetzt war ich so weit, um ihm zu sagen, dass er sich irre. Ich wollte ihm erklären, was er da aufgezählt habe, sei mir alles ganz gleichgültig. Ich hätte meine Freude daran, dass die Frauen so hübsch seien und so entzückend angezogen. Und gerade das Vorüberschlendern an den Caféhäusern, in denen ein lustiges Leben herrsche, sei mir ein grosser Genuss. Da fielen mir die rechten Worte nicht ein. Was ich ihm antworten wollte, schien mir plötzlich nicht treffend. Um Zeit zu gewinnen und eine bessere Antwort zu überlegen, wollte ich ihn ermuntern, weiterzureden. Ich gab mir Mühe, ernst und traurig auszusehen. Da bemerkte ich, wie er an mir vorüber auf die andere Seite der Strasse sah. Zwei Mädchen näherten sich, wie er sie beschrieben hatte, und ihnen entgegen kam eine dritte, von der man nicht sagen konnte, dass sie hübscher, noch weniger aber, dass sie hässlicher war.

Auf einmal fiel mir der Kurfürstendamm ein. Ich wollte gestehen... und ich dachte daran, wie ich ihn täglich hinauf- und hinunterging, wie ich sah und doch nicht sah, wie ich mich freute und traurig blieb. Was war geschehen? Hatte mich der Fremde behext? Ich sah ihn an, er hatte die Augen geschlossen. Wir standen noch immer an der Haltestelle, und ein Wagen war vorgefahren. Die Treppe hinauf aufs Dach kletterten die beiden Mädchen, die uns entgegengekommen waren. Ihre Röcke wehten wie kleine Fahnen. Eine schaute sich um und lächelte. Der Autobus hielt noch. Noch konnte man einsteigen, mitfahren, die Treppe hinauf auf das Dach gehen und sich setzen. Wohin aber fahren? Wozu? Mit wem? Mit jenen, die man nicht kannte?

Der Wagen fuhr ab. Der Herr öffnete die Augen. «Es ist vorüber», sagte er leise. «Verzeihen Sie, dass ich Sie belästigt habe. Doch ich habe recht.» Mit diesen Worten ging er rasch über die

Strasse, schwang sich über das Geländer der Brücke und sprang hinab.

Als ich, zu Tode erschrocken, ihm nachlief, sah ich ihn sich im Wasser entfernen mit kräftigen Stössen, die einen guten Schwimmer verrieten.

### Zu Fuss nach Indien

Jetzt werden die schöngekleideten Damen und Herren in diesem sommerlich verlassenen Berlin wieder wissen, wohin man am Nachmittag, wenn die Sonne scheint, gehen kann: nach Indien. John Hagenbeck bringt seine «Indienschau» auf dem Umweg über Paris nach Berlin. Darüber freuen sich, wie mir der Besuch seiner ersten Vorstellung beweist, sehr viele Menschen in Berlin – ausser den Indern. Aber nicht etwa das braunhäutige Volk, das Hagenbeck als seine Truppe mitgebracht hat, ist darüber böse – der «Verein der Inder in Zentral-Europa» hat, wie einige Blätter melden, einen flammenden Brief an den Reichskanzler geschrieben, in dem er Verwahrung einlegt gegen die Art, wie «die zur Indienschau nach Europa gebrachten Landsleute des Vereins untergebracht sind». «Es müsse dadurch,» – meint der Verein – «der Anschein erweckt werden, das ganze indische Volk befinde sich auf dem Niveau von Tieren.» Und weiter unten heisst es in diesem Schreiben: «Wenn der Versuch gemacht werden würde, einmal einige hundert Japaner, Engländer oder Italiener zum gleichen Zwecke herzubringen wie gegenwärtig die Inder, so würden die Regierungen mit diplomatischen Mitteln eine solche Schaustellung ihrer Staatsangehörigen verhindern. Da wir Inder keine eigene Vertretung unserer Interessen in Deutschland haben und der britische Botschafter in dieser Sache von sich aus keine Schritte ergreifen würde, da

solche Schausstellungen gerade im Interesse des britischen Imperialismus liegen, da wir ferner diesen Vorfall für sehr folgenreich halten für die Zukunft der Beziehungen zwischen Indien und Deutschland, bitten wir eine Abordnung des Vereins empfangen zu wollen, die vor Ew. Exzellenz die Gefühle der hier wohnenden Inder darlegen und die Möglichkeit erörtern möchte, diese Indienschau entweder unverzüglich zu schliessen, oder sie nach einem anderen Ort zu verlegen.»

Nun, man hat vor wenigen Tagen, gleichfalls in hiesigen Blättern gelesen, dass ein indischer Fürst, Herrscher über ein Volk von fünf Millionen Menschen, und ein sehr europäischer und westlich gebildeter Herr, auf dem Weg nach London in Berlin haltgemacht hat, um die Hauptstadt des Volkes kennenzulernen, das sich vier Jahre lang gegen eine Welt von Feinden zu verteidigen wusste. Andere Blätter, so fällt uns ein, haben berichtet, dass sich Tagore zur Kur in Nauheim aufhält, und wir wissen, wer Tagore ist und was er bedeutet. Es gibt also in jedem Falle solche Inder und solche. Wie es schliesslich in der ganzen Welt und in jedem Volk Dichter gibt und Seiltänzer, Kesselflicker und Bankiers.

So gehen wir also zum Zoo, in dem Hagenbecks Indienschau untergebracht ist, nicht um Indien zu schauen, sondern um ein lustiges braunes Häuflein von Menschen, die wir noch nicht kennen, zu betrachten. Sie wohnen dort hinter einer Tür aus kachelrot lackiertem Aufputz, die einem indischen Tempel gleicht, wie eine Photographie. Auf einem grossen Platz haben sie ihre sauberen Strohhäuser aufgeschlagen, ihre Küchen, Schulen, Läden, Werkstätten und Ställe. Im Schaufenster, das es nicht gibt, hockt auf übergeschlagenen Beinen der Meister, der Töpfer, Schmied, Bastler oder Schuster und lässt sich durch das Gedränge der Zuschauer in seiner Arbeit nicht stören. In der Schule lernt der kleine braune Nachwuchs fleissig bei einem alten Leh-

rer unverständliche Worte auswendig. Ein Koch bietet uns Reis an, ein Töpfer seine Ware.

Nur die Künstler hocken, obdachlos wie auch anderswo, auf blankem Boden und zaubern ihre Geschicklichkeit aus Armen und Beinen, aus Händen und Füßen. Lassen Kreisel durch die Luft fliegen oder auf ihrer Nase tanzen; Schlangen, dick wie Ungeheuer, aus Körben, kriechen und tanzen, immer unter Begleitung einer dumpfen Musik, die eine Frau dazu macht. Diese Musik – Töne hart wie Holz – schlagen zwei dünne Stäbchen aus einer hölzernen, tonnenähnlichen Trommel. Sie geht, wenn man ihr eine Weile zuhört, direkt auf den Magen. Es wird einem nicht gerade übel davon, aber man steht und bleibt weiter stehen, weil man von ihrem Geräusch ganz gottgegeben geworden ist. Man vergisst darüber sogar die Frauen anzusehen, die jung und wahrhaftig schön sind; bezwingend durch ein spöttisches Lächeln, wenn sie erbetteltes Geld nehmen und unter ihren bunten Hemden verbergen.

Auch Elefanten sind da, Zebus und Seilkünstler. Sie zu bewundern sind grosse Tribünen errichtet worden, vor denen sie ihre Kunststücke aufführen, die dem Zuschauer, wie man so sagt, den Atem rauben.

Aber davon haben die Seiltänzer, Schwertschlucker, Schlangenbeschwörer und Elefantenbändiger, schliesslich auch die tanzhüpfenden Bajaderen nichts, und sie kommen heran, uns ihre Sparbüchse vorweisend. Und ihre dunkelen, nackten, wundervollen Körper. Ihre Ruhe und Selbstverständlichkeit, wenn sie betteln gehen oder wenn sie ihre Kunststücke vorführen, dieser ehrgeizlosen Ruhe Produkt scheinen ihre Körper zu sein. Sie sind nicht hart und sehnig wie die unserer Artisten, sondern weich und fest; nicht von einem trainierten Herzen, sondern von einer trainierten Seele geformt.

Sind diese dunkelen, langhaarigen Männer und Frauen nun Indien? Sicher nicht. Sie sind, wenn sie durch die Grossstädte

des Kontinents reisen, harmlos und willig, die Erwecker jener halb literarischen, halb echten Lust am Primitiven, die noch in den Herzen der Zivilisierten wohnt. Williger als den gewaltigen und noch ganz und gar unverständlichen Maschinen, die wir selber erfunden haben, in den Fabriken, die wir selber gebaut haben, glauben wir dem braunen Mann an der umständlichen Drehbank, dass so und nicht anders ein rechter Topf gemacht werde. Dass so und nicht anders ein rechter Seiltänzer beschaffen sei, und ein Elefant so freundlich wild, wie hier zu sehen. Das ist ein verratenes Geheimnis: alles, was zu uns kommt, und käme es vom Ende der Welt, kommt aus uns selber.

Dies aber festzustellen und weiter zu denken, heisst ein harmloses Vergnügen zerstören. Nur damit können alle beruhigt sein: der Weg nach Indien ist einstweilen zu Fuss noch zu weit.



## August

### Lebendiges Panoptikum

Man überquert, ehe man das Theater im Admiralspalast betritt, einen mächtigen Hof. In diesem steinernen Verlies liegen, eingehängt zwischen haushohe Mauern, ein Café, eine Bar, das Admiralsbad und das Theater. In der Öffnung des Torbogens rollt wie vor einem Fernrohr das unaufhörliche Treiben der Friedrichstrasse. Den Boden erschüttern die nah vorüberfahrenden Züge des Bahnhofs.

In diesen Hof strömte das Publikum aus dem heissen Theater. Die Bar füllte sich, in dem Caféhaus fing man zu tanzen an. Kellner liefen umher; die Zeitungshändler piffen mit hoher Stimme die Schlagzeilen ihrer Morgenausgabe. Zwischen Schlinggewächsen von falschen Perlen sah man auch echte; Herren im Smoking, im Frack, im Strassenanzug; Damen in goldenen und silbernen Capes rauchend und redend, ein Stück Berlin, eine Welt von Gesichtern, abgespannt und erregt von Hitze und Müdigkeit. Die grosse Pause der diesjährigen Haller-Revue hatte begonnen, und der Zuschauer sah das 31. und beste Bild dieser Revue!

Es war zehn Uhr und man hätte nach Hause gehen können. Aber man ging nicht und folgte gehorsam dem Gong. Nur etwas prächtiger, reichlicher angezogen und ausgezogen und musikalischer bewegt, erschien noch einmal der Zuschauerraum auf der Bühne. Ganz wie zuvor liess Herr Haller noch einmal seine Tänzerinnen tanzen, seine Girls marschieren, seine bunten Stoffe ausbreiten und strahlend beleuchten, seine Komiker Witze erzählen, seine Stars sich zeigen, verriet in Fortsetzungen, wieviel Geld er wohl ausgegeben haben muss, und des Tones, des

guten, wegen geschah dies alles unter musikalischer Begleitung seines Orchesters, das alte Weisen vollendet vortrug.

In einer Loge sass, sehr reizend anzuschauen, die Sängerin von «Valencia», die grosse Mistinguette aus Paris. Sie betrachtete sich, was sie in Paris schon gesehen hatte – und sass ein Herr aus London im Parkett, so wird auch er sich, wie man versichert, oft ganz wie zu Hause gefühlt haben. Die Internationale des Dargestewesenen rauschte in Berlin. Gediegene Ware wurde gezeigt. Man fühlte sich in Friedenszeiten.

Doch: das erste Bild war ein guter Anfang. Es traten die Schauspieler auf und stellten einander vor. Es gab so etwas wie eine Verbindung zwischen Bühne und Publikum. Es hätte geschehen können, dass man sich miteinander unterhielt. Die Revue schien erschaffen zu sein, die Schauspieler gekommen, uns mit Witz zu sagen, was sie bringen, mit Geschmack zu zeigen, was sie haben, mit Geist vorzutragen, was den Verfassern aufgefallen ist im Leben (sie konnten es ja in der Zeitung lesen, ein Jahr lang hatten sie Zeit) und eingefallen. Aber es blieb bei dem ersten Bild und bei der grossen Pause.

Die Ausstattungskosten einer heutigen Revue (die Erkundungsfahrten der Direktion nach Paris und London einbegriffen) sind grösser als die von zwanzig Theaterstücken. Deswegen muss eine Revue, soll sie sich rentieren, auch ein Buhnenleben führen, so lang wie zwanzig Theaterstücke zusammen. Das Hindernis Erfolg wird jedes Jahr höher. Publikum und Konkurrenz, beide durch Erfahrung gewitzt, schrauben es hinauf. Der geplagte Direktor sieht sich gezwungen, einen gewaltigen Anlauf zu nehmen. Dem Zuschauer erwächst daraus ein Sondervergnugen: er kann sich in jährlichen Zwischenräumen das allmählich halsbrecherische Kunststück solchen Hochsprungs mitansehen. Meiner Ansicht nach hat der Direktor Haller seinen höchsten Sprung dieses Jahr noch nicht getan. Wir werden wohl noch ein

Jahr warten müssen, um zu sehen, dass er die Grenze seiner Leistungsfähigkeit erreicht hat. Um keinen Fehlsprung zu tun, ziehen sich die verschiedenen Springer Scheuklappen an: diese halten das Auge fest in der Richtung. Aber das technische Hilfsmittel hat seine Schattenseiten, es verhindert die Herren daran, in die schöne, weite und interessante Welt zu schauen. Sie bemerken nicht, dass auch neben der altgewordenen Barriere noch Platz ist und dass man auch dann auf die andere Seite – nämlich mitten ins Herz des Publikums gelangt, wenn man einfach neben dem alten Gitter vorübergeht.

Die Kühnheit eines solchen Einfalles geht schon deswegen zu weit, weil der Einfall überhaupt nicht beliebt ist. Man macht die Revue jedes Jahr nach dem gleichen Rezept. Dafür, dass sie anders erscheint und neu, sorgt die Konfektion, die fleissiger gewesen ist und neue Stoffe in neuen Farben und Falten mühsam erfunden hat. Welch ein Reichtum!

Darüber muss man nicht böse sein. Mehr als einmal braucht keiner die Schau anzusehen – er sei denn Logendiener. Und einmal kann man sie ansehen. Sie ist sehr malerisch und steht nun einen Winter lang als sonderbare Sehenswürdigkeit zur Schau, ein abendliches Museum für Reisende. Man wird – da sie ja die erste und nicht schon die letzte Revue des Winters ist – nach Hause gehen und denken, dass nach Lage der Dinge (und Mittel) manches hätte anders sein können. Doch es gibt viele Dinge in Berlin, die anders sein könnten, auf dass uns wohler wäre. Mit dieser Feststellung, die eine Hoffnung im Kern hat, geht man schlafen, und weil man nach fünfständiger Anstrengung müde ist, schläft man ein.

# September

## Der Eiffelturm von Berlin

Ein guter Journalist sagte mir: Das Berliner Messeamt und der Verband der Funkindustrie haben zur Vorbesichtigung der Großen deutschen Funkausstellung 1926 und des Berliner Funkturms eingeladen. Dahin müssen Sie gehen. Darüber können Sie berichten. Es war auf 4 Uhr nachmittags eingeladen. Man ist beschäftigt in Berlin, und bis 6 Uhr, rechneten wir, würde uns die Besichtigung wohl in Anspruch nehmen. Zwei Stunden musste man hergeben. Wir gingen zusammen hin und trafen um 5 Minuten nach 4 Uhr an der Ausstellungshalle am Kaiserdamm ein.

Es wurde eine Begrüßungsansprache gehalten. Darauf erloschen die Lampen im Saal. Eine Weile sass man im Dunkeln. Das Programm, das man schon zum Fächer geknickt hatte, erklärte, jetzt solle ein Film laufen. Er lief auch und pries die Ware der Veranstalter.

Auf dem Programm stand, und ein Redner hatte es freundlich angesagt: Führung durch Sachverständige durch die Ausstellung. Die Ausstellung war noch nicht aufgestellt. Man hatte uns darauf vorbereitet. Die ganze Halle hämmerte in Tätigkeit. Vom kleinen Nagel bis zur fertigen Antenne lag alles in Vorbereitung. Auch ein Wörterbuch: Fachausdrücke der Funkindustrie, das der Verband dieser Industrie hat schreiben lassen und den Besuchern aushändigen liess, konnte in den verwirrten Köpfen Klarheit nicht herstellen.

Im Garten und im Restaurant hätte man Bier trinken können, wir kauften uns zwei Zigarren. Es war ein viertel sieben Uhr. Die Revue des Rundfunks hatte begonnen. Ich schreibe es derer wegen, die den Kopf schütteln, noch einmal hin: die Revue des

Rundfunks. Sie hiess «... bis zur Antenne». Sie blieb in den Niederungen. Doch sie hatte elf Bilder, und man hoffte, bis zur Antenne. Noch handelte sie von Spieldose und Grammophon.

Es war acht Uhr. Ein kleiner gelber Fahrschein, den uns ein Mädchen, das kurze Hosen und schwarze Strümpfe trug, geschenkt hatte, berechnete zu einer Auffahrt auf den Funkturm. Immer neun auf einmal nahm der Fahrstuhl mit. Der Führer zählte uns ab. Mein Freund fürchtete, dass man uns trennen würde. Seine besseren Ellenbogen hatten ihn von mir entfernt.

Auf der Spitze des Turmes, einer schmalen Plattform, die um die Spitze des schwarzeisernen Gerüsts führt, trafen wir uns wieder. Ein dicker Dunst lag über Berlin, verhüllte die Enden der Stadt und verkleinerte den gewaltigen Umfang der gewaltigen Siedlung, dass fast nur der Westen und die westlichen Vororte sichtbar blieben. Aber man ahnte die Grösse. In der Ferne blitzte, und zwar zum ersten Male erfreulich, ein goldener Funken vom Dach des Domes. Der Tiergarten lag breit und grün, wie eine Wiese, zwischen den Häusern. Man sah Häuser, Bauten, Häuser. Endlos, verwirrend, diese Milliarden von Backsteinen übereinandergetürmt, gefügt, und wieder geordnet. Die Strassen dazwischen wie die Risse im fertig gelegten Puzzlespiel. Uns zu Füssen die kleinen Seen, der Halensee und der Lietzensee, wie Teiche gegen das fernher glänzende Wasser der Havelseen. Die Avus, noch belastet in der Erinnerung von dem Unglück bei dem grossen Autorennen, sah sich von oben an wie ein Spielzeug für Kinder. In einem Stadion nebenan liefen sehr kleine, weissbehoste Männchen Dauerlauf. Sehr langsam nur sahen wir die Autos ihr Ziel erreichen, und nicht viel rascher kamen, graue Schlangen, die Eisenbahnzüge von allen Seiten in das Herz der Stadt hineingefahren. Der Abend bereitete schon die Nacht, und wie die Streichhölzer eines Rauchers blitzten die ersten Lichter auf.

Bei der Abfahrt hielt der Aufzug am Restaurant. In Kirchturmhöhe hat man hier eines der elegantesten Etablissements von Berlin errichtet. Der Ausblick aus den schrägliegenden Glasflächen der Fenster erinnert an einen Speisewagen, die Einrichtung an einen Luxuszug. Die Wände aus dunklem Holz zeigen, in Holz eingelegt, hübsche, moderne Bilder, die den Gast hungrig machen. Die Stühle sind bequem. Wir wünschten uns, hier sitzen bleiben zu können und über Berlin zu schauen. Zu beobachten, wie die Stadt langsam im Spiel der Natur verschwindet, ausgelöscht wird aus der Welt durch die aufziehende Nacht und ihr zum Trotz in sich selber erwacht. Ihre Lichter ansteckt, ihre Strassen verdoppelt anfüllt mit Menschen, Autos, Wagen, Geschrei, Bewegung und Musik, um sich dann erst zu beruhigen, wenn der Wächter auf diesem Turm längst schon den blauen Morgen aufziehen sieht.

Hier wird man sitzen, benachbart den Wellen, die man sich vom Himmel einfängt mit jenen kleinen Apparaten, die in der Halle unten uns interessierten und unverständlich blieben.

Es war neun Uhr.

### **Die Götter handeln**

Bereits um drei Uhr nachmittags musste der am Wittenbergplatz stationierte Schupomann um Hilfe telephonieren: nur ein verstärktes Aufgebot konnte noch imstande sein, den Verkehr auf der Tauentzienstrasse zu regeln, der plötzlich und wie es schien ohne ersichtlichen Grund wie ein reissender Strom über alle Ufer getreten war, die Trottoirs und Dämme überflutend und todesmutig Autos und Fahrzeuge in die Seitenstrassen drängend. Frauen jeden Alters und Standes strömten heran; Kinder mit

sich zerrend und mit Schirmen bewaffnet. Hüte schon schief auf dem Kopf, auf ein völlig unentdeckbares Ziel ihre verstörten Augen gerichtet, aus denen ein inneres Glück leuchtete, das jeden Widerstrebenden zu Boden zwang. Wie Elefanten im Festzug krochen die Autobusse inmitten der Menge, und die Gäste auf Deck zeigten das erschrocken-lüsterne Gesicht einer Lady, die, zum Zeitvertreib wilde Tiere jagend, von Tigern überfallen wird. Die Eingänge am Kaufhaus des Westens, welches das überraschende Ziel war, hielten dessen Portiers besetzt; furchtlos aber blass schwangen sie vor sich gewaltige Schilde, auf denen zu lesen stand: Wegen Überfüllung vorübergehend geschlossen. Die Rentenmark schien gefallen zu sein.

Derweil entstiegen ihren besten Automobilen eine Anzahl Berliner Schauspieler und Schauspielerinnen, Lieblinge des Volks, wie hier zu sehen war, und nach ihrer Gage Prominente genannt, und begaben sich etwas erschrocken über die Treppen des Personals in das Innere des Hauses. Zugunsten ihrer notleidenden Berufskollegen sollten sie dort von vier bis halb sechs hinter den Ladentischen verkaufen.

Das seltene Vergnügen verwirrte die Menge. Der einmalige Genuss, seine Zigaretten aus der Hand einer Lucy Doraine ersehen zu können, machte selbst Grossmütter mondän. Die Taschentücher des Bendow fanden reissenden Absatz. Steinrücks verwittertes Gesicht hätte um ein Haar die Ärmsten bewogen, die nämlich gerade an der Reihe waren, vor ihm stehen zu dürfen, sich Diamanten zu kaufen und Perlen einpacken zu lassen, wäre nicht der Andrang der Nachstossenden zu gewaltig gewesen. Mit leisen Rufen, die sich wie ein Echo durch das Gebäude pflanzten, flüchteten die kleinen Verkäuferinnen auf die Tische, eine Minute, ehe diese zur Seite gepresst, ihre freundlichen Beinchen zertrümmern mussten. Das Publikum der entfernten

und billigen Plätze brachte ihnen Ovationen dar. Die Zahl der Berliner Schauspielerinnen ver Hundertfachte sich im Nu. Ein schwarzes Mäntelchen und die wirklich echt gespielte Angst auf den hübschen Gesichtern schien den Einfältigen der Begeisterung eher die geliebte Prominente zu verraten, als das geschminkte Gesicht und ein Kleid, das die Trägerin den Puppen der Auslagen ähnlich machte.

Die ärgste Gefahr war behoben. Die geheimnisvolle Multiplikation der Begehrten befriedigte auch die, die bisher in den Winkeln gepresst, vergeblich ihre Fussspitzen gemartert hatten. Es schien sich eine Schleuse zu öffnen, und unter dem Gesang von Seufzern ergossen sich die Neugierigen an den Ständen vorüber, immer vorüber. Die Rayonchefs begannen, den Verkehr zu regeln. Die weniger hübschen Verkäuferinnen brachten ihre Ware in Sicherheit. Die Taschendiebe machten einen Über-schlag und verschwanden.

Einem Regisseur, der hier einmal nur Zuschauer war, kamen verwegene Gedanken. Bereitwillig lieh ihm ein Theaterdirektor sein Ohr, der, von dieser Premiere überwältigt, im Augenblick auch ein Stück von mir zur Uraufführung erworben hätte. Der beiden Erstaunen war noch grösser, als alle Neugierde um sie herum. So lebendig war das Theater? In einer Ecke fing die Waldoff zu singen an. Von der Menge, die sie nicht mehr beachtet hatten, im Nu überrannt, hatten sie keine Gelegenheit mehr, Pläne zu machen. Und während sie in ihren zerstörten Anzügen ihren notleidenden Berufskollegen auf einmal verzweifelt ähnlich sahen, klatschte das Publikum dem fernen Couplet Beifall und kaufte Band, rotes, grünes, gelbes Band, meterweise, und fassungslos. Und abermals mussten, um dem Ärgsten zu entgehen, die Ladenmädchen in die Regale klettern.



## Beleuchtete Finsternis

Ich werde nicht über die Polizei-Ausstellung schreiben. Ich werde mich hüten, die Comédie humaine in ein Feuilleton zu pressen; dem Laster und der Tugend je einen Absatz zu widmen, dem Verbrecher und dem Schutzmann! Samstag ist die Ausstellung eröffnet worden. Freitag abend, als man sie vorbeisichtigen ging, dunkelte es schon. In einem schönen Ehrenhof, den die Architekten aus einem Teil der grossen Autohalle gezimmert haben, standen einige hundert Leute. Es wurden aufklärende Ansprachen gehalten. So viele Schutzleute hatte ich im Leben noch nicht beisammen gesehn. Ich gestehe, dass ich überlegt habe, ob man nun in ihrer Mitte sich besonders sicher zu fühlen habe oder ein wenig ungemütlich. Hinter den Türen der kleinen Kabinen, in denen die Länder wohnen, Hessen, Baden, Mecklenburg und wie sie alle heissen, standen ganz sonderbar Uniformierte: Leute mit geschwungenen Säbeln oder mit Dreimastern und alle mit aussergewöhnlichen Schnurrbärten. Jedesmal, wenn ich eine solche Kabine betrat, erschrak ich, immer stellte es sich heraus, dass die Gespenster ausgestopft waren. Besonders sicher, ich muss es jetzt sagen, habe ich mich also nicht gefühlt.

Von der zweiten Autohalle zur Funkhalle hat man, über die Strasse weg, eine hölzerne Brücke gespannt. Man verlässt, wenn man sie betritt, ein Sonderreich der Technik, eine Sammlung von Maschinen, die der Mensch gegen den Menschen gebaut hat oder für ihn, wie man will, und gelangt in eine andere Welt, die der Mensch nicht gebaut hat, die er selber ist und nicht sein will. Am Himmel hängt, wie ein moderner, stilisierter Mond, das erleuchtete Restaurant im Funkturm, zu Füssen zimmern die Handwerker. Es lohnt sich, auf dieser Brücke stehen-zubleiben. Ringsum wächst eine neue Stadt. Noch ist hier alles vergänglich und provisorisch, dem Augenblick dienend wie ei-

ne Zeitung und vorläufig wie die Ansicht eines Schriftstellers; auf Zeit berechnet wie diese Brücke, die man in einigen Wochen wieder abreißen wird. Aber die vielen Grundsteine, die hier jede Woche eine andere Industrie, ein anderes Gewerbe legt, werden einst Häuser sein. Es gibt drei Punkte in Berlin, die fast unbegreiflich sind: das Gleisdreieck, der Westhafen und die Messestadt. Sie führen zueinander, und sie passen zueinander. Man merkt es hier.

Diesmal führt der hölzerne Steg in die Tiefe. In der Funkhalle liegt das Verbrechen ausgestellt, unter der Überschrift: *Kriminalmuseum*. Dieses Wort ist nur eines unter den vielen schauerlichen, die angeschrieben stehen. Es berichtet von Verbrechen. Allerdings von verjährten, vergessenen, vernarbten, bestraften, auf genommenen, photographierten Verbrechen. Dieses Museum ist, wie es steht, eine plastische Illustration zu den Akten aus den deutschen Gerichten. Man könnte auch sagen: der Entwurf zu einem Roman von Dostojewski. Da hängt ein Bild an der Wand, eine Photographie. Sie zeigt ein kleines, einfenstriges Zimmer. In diesem Zimmer liegen fünf tote Kinder. Der Vater hat sie erdrosselt, dann hat er sich selber aufgehängt. Vor einem solchen Bild könnte man alt werden; alt vor Anschauen und vor Nachdenken. Es ist dort viel von Sittlichkeitsverbrechen zu sehen. Das ist, ich überlege den Ausdruck, langweilig. Ich meine langweilig im Gegensatz zu interessant oder geheimnisvoll. Es ist schal, flach, leer. Es ist ein verzerrter Tanz um eine Freude, die eine Verzweiflung ist. Ein Durst, der mit Dampf gestillt wird, statt mit Wasser. Es ist, was da geschieht, so weit weg von allem Verstand und Geist, wie der Handschuh von der Hand. Die beiden sind nicht verwandt. Wir wissen es längst.

Soviel verbotene Wege, wie hier zu wandeln sind, werden wohl wenige gehen. Die Zuchthäuser mindestens hindern daran. In dieser Ausstellung liegen sie offen für billiges Eintrittsgeld,

und die Polizei lächelt dazu. Das wird viele für sie einnehmen. Und: dass sie von allem, was hier den Bürger erschreckt, die Kehrseite ist: die Hilfe aus dieser Not, die Rettung aus dieser Bedrängnis, die Brücke über diesen Abgrund.

Es schaut sich tief und gut hinunter – wenn sie dabeisteht. Und es denkt sich leicht darüber nach, wenn es – von Jupiterlampen beleuchtet ist. Aber ich habe es schon gesagt: ich werde diese Comédie humaine von der Messestadt und dem Verbrecherkeller nicht in ein Feuilleton pressen. Es wird uns allen, das sage ich zu meiner Entschuldigung, auch wenn wir diese Ausstellung gesehen haben, nichts anderes übrigbleiben, als weiter zu leben, obgleich die Lampen in der Invalidenstrasse nicht so hell leuchten wie am Kaiserdamm!

## Markt

In der Schererstrasse war Markt. Die Wagen der Händler standen reihab die Strasse hinunter, einer neben dem andern. Es herrschte ein ziemliches Gedränge, südländisch war der Geruch von Fischen, Fleisch und Obst, deutsch nur war die Stille, mit der sich der Handel vollzog. Unter die echten Händler, diejenigen, welche sozusagen den Grundstock eines Marktes bilden, hatten sich Strassenhändler gemischt. Einer verkaufte eine neue Erfindung, Schuhsohlen, die länger halten, als ein Mensch auf Erden wandeln kann. Er hatte sich eine kleine Werkstatt mitgebracht und war bereit, sofort an die Arbeit zu gehen. Ein Mädchen, das seinen Worten Glauben geschenkt hatte, sass in Strümpfen vor ihm. Da kam vom Nachbarstand eine alte Frau und – was sollte die Arme tun? – sie erstand ein Paar Pantoffeln

für ihre nackten Füße. Ein zweiter Mann vertrieb ebenfalls eine neue Erfindung, eine Sticknadel, welche für sich allein eine kleine Maschine ist. Dieser Händler sass auf einer Kiste und stickte auf ein schwarzes Tuch einen grossen Pfau mit seinen Händen, die einen Ochsen einschüchtern konnten, und mit seiner Nadel, deren Vorzüge er laut pries. Die besten Geschäfte machte hier ein dritter Händler. Er war jung und geschickt. Er handelte weder mit Nadeln, die ein kleiner Mechanismus kompliziert, noch mit Sohlen, welche sowieso schon alle Leute an den Füßen trugen. Er hielt nichts, wie er selber sagte, von der Neuzeit und ihren bösen Erfindungen. Er verkaufte schlicht und beredt, die Tüte zu 50 Pfennig – Wacholderbeeren. Aber geheimnisvolle Kräfte sprach er seinen Beeren zu, eine Tüte davon nannte er Ersatz für eine komplette Hausapotheke. Alle Krankheiten, von denen seine Zuhörer sichtbar geplagt waren, zählte er auf, und allemal verschrieb er, wenn er diese Krankheiten wie ein Dichter geschildert und wie ein Magier zu neuem Leben erweckt hatte – Wacholderbeeren. Es fuhr ein frischer Wind die Reinickendorfer Strasse herunter nach Berlin hinein. Manche Frau zog sich ihr Tuch fester um den Hals, während sie stand und zuhörte. Da begann der Händler die schrecklichen Folgen der Erkältungen zu schildern, welche jetzt der Herbst den Menschen einbläst. Ein Mann, der nur ein Bein hatte und einen feldgrauen Rock trug, drängte sich nach vorn. Da begann der Händler vom Krieg zu erzählen, und mit vorsichtiger Hand fuhr er über alle Wunden, welche dieses Ungeheuer vier Jahre lang geschlagen hat. Er hatte gutes Material in seinen Zuhörern. Sie waren das Elend, und er war das Mittel dagegen. Er machte glänzende Geschäfte.

## Berliner Postämter

Jahrelang waren Postämter finster wie Polizeiwachen. Man trat sie rasch und eilig, um sie nach geraumer Zeit hastig wieder zu verlassen. Inzwischen hatte man eine halbe Stunde oder noch länger damit zugebracht, ein schlechtes Geschäft zu machen, sein gutes Geld gegen langweilige Freimarken einzutauschen, ein Paket an vergessliche Verwandte zu schicken, sich einen unangenehmen Brief zu erstehen, den einem der Postbote nicht hatte aushändigen können, weil man am Vormittag um 9 nicht zu Hause gewesen war. Auf sechs Vordermänner kam ein bedienender Beamter. Er sass hinter einem Schalter, der selbst dann noch undurchsichtig war, wenn er offen stand, weil er in der Höhe der Augen eines Sitzenden, nicht eines stehenden Menschen angebracht war. Nur Zwerge hatten es da besser. Jedoch war meistens der Schalter geschlossen. Seine dicke Scheibe aus Milchglas war undurchsichtig. Uraltes Misstrauen, durch Vaters zornige Beschwerden und der Mutter bewegliche Klagen auf die Kinder vererbt, wuchs sofort hoch, wie eine indische Zauberpflanze, wenn man hier stand und wartete. Selbst den Rentner drängte auf einmal die Zeit. Man kam nicht vorwärts. Der Banklehrling wie das Dienstmädchen sahen ihre Stellen bedroht. Generationen sind hier gallenleidend geworden. Der Beamte war schuld. Selbst der Glückliche, der bereits an der Reihe war, meinte, es könnte rascher gearbeitet werden. Die Kette der Folgenden war fest davon überzeugt, dass jener Schuldige, statt seine Pflicht zu tun, im Augenblick damit beschäftigt sei, sein Frühstück zu verzehren, oder sich flüsternd und auch noch lachend mit einem Kollegen unterhalte. Es gab nichts, was einem die Zeit hätte vertreiben können. Jeder Schalter war wie dieser: undurchsichtig und geschlossen. Der Raum war hässlich, seine Einrichtung undefinierbar. Sie stammte

noch aus der Zeit der Petroleumlampen, obgleich sich mit der Zeit eine elektrische Birne eingeschuggelt hatte. Die hing an einem Draht von der Decke herab, gelblich, ein Fliegendöter, Staubfänger, und noch, man glaubt es nicht, ein Licht. Auf den Krücken der Gesinnung humpelte unsere Post hinter dem Fortschritt her. Sie führte ein Horn im Wappen, auf dem man ihr längst eins hätte blasen sollen.

Das ist jetzt anders geworden. Die *neuen* Postämter in Berlin könnten einen Stern im Baedeker haben. Wie ein Pfau unter Hühnern stehen sie in ihrer Umgebung, weithin erkennbar durch die neuen Formen ihrer Front, und öffnet man das Tor, um sie zu betreten, kommt man selber in Versuchung, ein Rad zu schlagen. Es glänzt und glitzert in allen Farben, die Treppen sind breit und bequem, die Wände sind hell und licht, Aufschriften und Erklärungen hängen daran wie Bilder, am frühen Abend schon erleuchtet. Man betritt den Schalterraum, der gross und geräumig ist, wie ein Besucher, der sich verspätet hat, das Theater. Der Vorhang aus Milchglas ist hochgegangen, das Stück Arbeit in vollem Gang. Man ist versucht, sich niederzusetzen und zuzuschauen. Jedoch freundliche Zurufe erschallen von allen Seiten: «Was wünscht der Herr? Freimarken? Hier nebenan!» Es ist wirklich schade, dass man nicht mehrere Telegramme aufgeben und einige Pakete auf diese freundlich blanke Rampe legen kann. Alles ist sichtbar. An Schreibtischen, welche durch gläserne Ein- und Abteilungen die komplizierte Einfachheit eines Operationsstuhles haben, sitzen die Beamten bei der Arbeit. Man wartet gern einen Augenblick. Man will hier durchaus nicht stören. Niemand frühstückt, und es ist durchaus angenehm zu sehen, dass sich zwei unterhalten. Die Aufschriften sind zahlreich und deutlich, aber man braucht sie gar nicht. Hier, wo Pakete aufgeladen werden, wird man sein Paket dazugeben können. Dort, wo einer am Morseapparat sitzt, wird die Telegrammannahme sein.

So *schöne* Postämter gibt es noch nicht viele in Berlin. Man findet sie vorerst nur im Osten und Norden der Stadt. Der Westen hat alte genug. Ich musste nach Reinickendorf fahren, um mir eine der neuesten Anstalten betrachten zu können. Die Reinickendorfer Strasse beginnt am Wedding, also dort, wo man eigentlich nie hinkommt. Und dort beginnt sie erst. Nur wenige wissen, wo sie aufhört. Ich musste sie ein gehöriges Stück hinuntergehen, nach Reinickendorf hinein, um zu meinem Postamt zu gelangen. Sie ist eine der typischen proletarischen Strassen Berlins, breit wie eine Allee, aber baumlos und kahl. Nur die Balkone der Mietskasernen hängen voll Grün, und manchmal, wenn man durch eine der schmalen Seitenstrassen schaut, blüht es rechts und links in allen Farben voll und dicht, die Stockwerke hinauf, ein steinerner Wald voll Nester, der die lebendigen Herzen der Menschen anzeigt, die hier empfinden. Unterwegs geriet ich in eine Ansammlung. An die fünfzig Menschen standen beieinander und schauten alle in eine Richtung. Sie betrachteten schweigend den Fortgang der Bauarbeiten an einer Brotfabrik. Das Gerippe der Träger stand schon; die Maurer waren damit beschäftigt, die Backsteinwände aufzuführen. Ein Kran, hoch oben auf gestellt, leierte allerlei Gerät in die Höhe. Die Zuschauer standen und schauten. Jeder dachte sich sein Teil. Keiner sagte ein Wort. Sie hatten mit einemmal alle blaue deutsche Augen, in denen sich Wunder leicht spiegeln. Sie hatten den Ausdruck junger Proletarier, denen keine Enttäuschung ihre Freude an einem lebendigen Werk rauben kann, wenn es ein Neubau oder, besser noch, eine Untertunnelung ist. Manchmal löste sich einer aus der Gruppe und ging weiter. Da war aber schon ein neuer hinzugekommen, und das Häuflein stand und hätte noch lieber geholfen, die Brotfabrik bauen. Eines Winkes nur hätte es bedurft.

## Mitten im Leben

Der Anhalter Bahnhof sieht nach drei Monaten, wenn man ankommt, genauso aus wie vor drei Monaten, als man abfuhr. Der Eindruck der Stadt ist grau am frühen Morgen, schmutziggrau, und ein blauer Herbsthimmel färbt ihn nicht heller. Die Sonne scheint, aber sie lacht nicht. Die Winde sind wie die Autos damit beschäftigt, den Staub auf den Strassen aufzuwirbeln. Unruhig macht eine dürre Geschäftigkeit diese Häuserreihen, ohne sie zu beleben, wie einer hoffen möchte, der sie kennt. Geschrei, Geschrei machen die Strassenbahnen und fahren dahin, woher sie kommen, mit Menschen beladen, mit Bürgern einer unbürgerlichen Stadt.

Wohin? fragt der Chauffeur des Taxis, indem er sich die Koffer betrachtet, die man in seinen alten Wagen lädt. Die Antwort, die man ihm gibt, ist entscheidend: Steglitz-Friedenau-Wilmersdorf-Charlottenburg – in einer dieser Menschenmühlen gilt es jetzt wieder unterzutauchen, wie ein Stein im Wasser still am Grund zu liegen, Stein unter Steinen, und Moos anzusetzen, dicke Haut in der Bewegung des mächtigen Elements. Es wäre so angenehm, jetzt noch eine Stunde zum Überlegen zu haben. «Wie geht es Ihnen?» könnte man einen fremden Mann fragen, der vorübergeht; dem fiel keine präzise Antwort ein. «Wie es mir geht? Nicht gut, aber auch nicht schlecht. Man lebt. Das Wetter ist besser geworden. Man arbeitet und hat doch nicht, was man braucht. Aber – würde er vielleicht, über sich selber erstaunt, hinzufügen – man braucht ja auch nicht, was man hat. Seine volle Kraft –? Seine ganze Gesundheit –? Seine Einfälle –? Den guten Zorn vom Morgen über die alte Dummheit der Welt? Die sind *nicht* verwendbar. Die Schlüssel, die wir haben, altgeerbt, passen nicht in die Schlösser der Zeit.»

\*



Derweil aber, während man so spricht, läuft die Uhr am Taxi, und jedes Wort kostet bald einen Groschen. Wenn es auch angenehm wäre, so zu stehen und nachzudenken, es ist nicht üblich und wirklich zu teuer.

Noch immer stehen die Holzverschlänge vor den Häusern am Kurfürstendamm, hinter denen umgebaut wird. Statt neuer Häuser hat man Gerüste vor die alten Gebäude gestellt, hohe, mächtige Gerüste, schön anzusehen, viel schöner als die Häuser, die sie verbergen. Elegant ist dieser Kurfürstendamm geworden, wie ein Mädchen, das eine gute Partie gemacht hat. Autos in allen Farben fahren ihn hinauf und hinunter, rote, weisse, grüne, gelbe Autos; manche darunter auch rot und weiss und grün und gelb auf einmal. Den Express-Autobussen hat man kleine Türmchen aufgesetzt, die sich im Wind drehen und für frische Luft sorgen. Auch einen kräftigen schwarz-roten Streifen hat man ihnen aufgemalt. Schwarz-rot – das Dach ist weiss, der Wagenbauch ist goldgelb. Die Fahnen, die sich bekämpfen, hier sind sie für die Passagiere vereint. Aber dieser alte Trick ist wirklich ein bisschen langweilig in dieser neuen Stadt.

\*

«Haben Sie ‚Rivalen‘ gesehen?» so fragt einen jeder dritte. Das soll der beste Film sein, den man bisher gesehen hat. Es war schon einmal – voriges Jahr – in Berlin so, dass man, aus den Sommerferien kommend, sich um eine gute Filmpremiere geprellt sah. Der Potemkinfilm erschien hier zu einer Zeit, da sich sogar die Vögel aus dem Staub des Tiergartens machten. Die grossen Lichtspieltheater haben längst ein neues Programm. ‚Heilige Lüge‘ läuft im Ufapalast am Zoo, ein guter Titel für viele Filme, in denen Schwindeln auch noch sanktioniert wird. Auf der Suche nach dem amerikanischen Film gerät man von einem Vorstadtkino ins andere.

Es wird sich lohnen, einmal davon zu erzählen, was dort alles gespielt wird.

Die ‚Rivalen‘ fand ich in Friedenau in einem kleinen Theater in der Nähe der Kaisereichen. Dieser Film hat eine Handlung, die erzählt, eine Geschichte ist. So gut erzählt, wie gedreht worden ist, würde sie mehr als eine gute Geschichte sein. Also, hören Sie: der amerikanische Sergeant Flagg hat einen Freund namens Quirt. Flagg ist ein Soldat, Quirt ist auch ein Krieger. Rauhe, aber ehrliche Burschen, Männer, die mehr gesehen als gelesen und mehr gehört als gesprochen haben. Das Schicksal und ihr Kommando verschlug sie nach China, zum Schutzdetachment der dortigen Botschaft. Flagg hat Glück bei den Frauen, aber jedesmal, wenn er sein Glück genießen will, erscheint Quirt und schnappt ihm das Mädelschen weg. Das macht aus der Freundschaft eine Feindschaft. Eines Tages erklärt Amerika einem weiten fremden Land den Krieg – Deutschland. Flagg ist Kapitän, Quirt ist Sergeant geworden, und in Frankreich an der Front treffen sie sich wieder. Flagg ist gerade sehr verliebt in eine schöne französische Bäuerin, da erscheint Quirt und lacht sich ins Fäustchen, als er das Weib sieht. Das lacht auch. Flagg hat Urlaub und muss dem Rivalen das Feld räumen. Quirt zögert nicht einen Augenblick und nimmt, was er findet. Aber Flagg kommt zurück und jetzt müssen *beide* an die Front. Im Kampf vergessen sie die alte Feindschaft und kämpfen miteinander. Quirt wird verwundet und hinter die Front gebracht. Flagg, der weiss, was ihm blüht, lässt das keine Ruhe, und in der Nacht eilt er zurück, um die beiden so zu finden, wie er fürchtete. Er findet sie und es gibt einen höllischen Krach. Den Mund voll Brot, den Bauch voll Hunger, das Herz voll Hass und Liebe, brüllen sich die Beiden an. Aber es geschieht nichts, sie schlagen sich nicht, sie brüllen nur. Man sieht immer nur die Mäuler, und obgleich die Leinwand stumm ist, hört der Zuschauer jedes Schimpfwort.

Das Mädchen steht dabei und hält sich voll Todesangst die Ohren zu. Zuletzt sollen die Karten entscheiden und Flagg gewinnt. Aber das Mädchen liebt ihn nicht, sie liebt Quirt, den Burschen, der voll Hohn, Kraft und Frechheit ist.

Flagg weiss, dass er sie verloren hat – was nützte da ein Kartenspiel. Und das Mädchen weiss, dass er ein guter Mann ist und ein starker Mann, der bitter leidet, stärker als ein Schwacher. Wie er seine Sachen nimmt, um in den Schützengraben zurückzukehren, der dreckige, blutbeschmierte Mann, den Kugeln eine breite Brust zu bieten, steht sie auf und grüsst ihn wie ein Soldat. Ich grüsse dich, mein tapferer Kapitän! Quirt steht dabei und wartet, bis ihm gehören wird, was ihm gehört. Da machen die Deutschen einen Sturmangriff – die Front kommt ins Wanken, der Kapitän läuft hinaus und Quirt, seiner Wunde nicht achtend, läuft ihm nach. Eine *Schlacht* ist im Gange, wie noch kein Film eine Schlacht gezeigt hat. Der Teufel ist – nein, er ist nicht nur los – er ist obendrein noch wahnsinnig geworden über seinem vermaledeiten Machwerk, dem Krieg. Haushoch werfen die Granaten die Erde in die Luft, wie Streichholzschachteln knicken die Unterstände zusammen, derweil die Soldaten losmarschieren, Flagg und Quirt unter ihnen. Das Mädchen bleibt zu Haus und hat keine Ahnung, was ihm geschehen ist. Ein bisschen Liebe? Nein, zwei Männer haben sich eine Schlacht geschlagen.

Dieser grandiose Film ist ein *Männerfilm*. Er handelt weder vom Krieg noch von Liebe. Er zeigt nur zwei Männer. Das ist genug. Das ist die Summe der Dichtkunst. Man geht nach Haus und für eine kurze Spanne begreift man das Leben. Es ist so klar und deutlich wie der Nachthimmel, wenn ihn der Blitz beleuch-

tet. Dann sind die Bäume gross, und mächtig ist der Himmel. Die Flüsse rauschen, und der Mensch fürchtet sich.

Unbekannt sind uns die Namen der Darsteller und der Verfasser dieses Films. Es sind amerikanische Namen, die noch keinen Ruhm als Visitenkarte haben. Aber ein Dichter hat den Film geschrieben, und zwei geniale Schauspieler haben ihn gespielt.

Sehr schön ist Berlin nach einem solchen Film. Die Menschen, denen man begegnet, man kennt sie nicht, aber man versteht sie gut.

### **Eine gute Sache und keine gute Sache**

Zwischen dem Regisseur Karl Grune und der Ufa ist es zu einem Streit gekommen, weil sich die Ufa weigerte, einen Film, den Grune in ihrem Auftrag und in ihren Ateliers – allerdings noch vor der Zeit des Herrn Hugenberg – gedreht hat, in der Form zur Aufführung zu bringen, in der ihn Grune gedreht und geschnitten hat. Die Ufa verlangte eine Reihe von Änderungen, sowohl im Text als bei den Bildern, wünschte, kurz gesagt, die stark pazifistische und kriegsgegnerische Haltung des Werkes gemildert zu sehen. Herr Grune, dem diese Forderungen zu weit gingen, wollte, als die Ufa nicht nachgab, sogar seinen Namen aus seinem Film streichen, weil er, wie er sich äusserte, den so geänderten Film nicht mehr mit seinem Namen decken zu können glaubte.

Jetzt ist der Film erschienen. Die Uraufführung fand im Gloripalast statt. Verantwortlich zeichnet für Manuskript und Regie Grune. Man hat sich also auf der Mitte geeinigt. Aber das Erstaunen ist gross. Um dieses Werk hat man sich so gestritten? Der Film ist sehr schlecht, und es ist gar nicht zu sagen, wie lang-

weilig er ist. Er heisst: ‚Am Rande der Welt‘, und er könnte heissen: Am Ende der Welt, wenn dort zum allgemeinen Besten ein Lager für solche Filme wäre.

Am Rande der Welt steht eine Mühle, die ein Müller mit seiner Familie bewohnt. Als Geselle verkleidet schleicht sich ein Spion des «feindlichen Landes» ein, legt im Keller eine Telefonleitung und verliebt sich, eine Etage höher, in des Müllers Tochter, Brigitte Helm, welche hier, als des grossen Schauspielers Steinrück Tochter, bei Gott nur ein Findelkind sein kann. (Nebenbei trägt sie in diesem Film ihre alte Garderobe aus dem Metropolisfilm auf.) Der Krieg bricht aus. Die unblutigen Schlachten beginnen. Die Mühle wird besetzt, von einem dicken ordinären Hauptmann, der sich das Mädchen zu Willen zwingen will, indem er droht, ihren Bruder erschiessen zu lassen. Jedoch ein Leutnant rettet den Bruder und wird dafür geliebt. Es kommt nun ein Befehl der Heeresleitung, die Mühle abzubrennen; mit Gewalt werden die Insassen vertrieben, ehe das Haus in Flammen aufgeht. Im Keller sitzt der gleichfalls verliebte Spion. Er bereut es auf einmal bitter, sein Vaterland verraten zu haben, und ruft den Soldaten zu, ihn zu erschiessen. Da strecken sich fünf Gewehrläufe durchs Fenster und füsillieren ihn rasch. In einem Stall und in einer Krippe bringt des Müllers Schwiegertochter einen Knaben zur Welt, und der Müller schwört, dieser Knabe solle einmal nicht Menschen töten, sondern Mühlen bauen.

Es ist schwer im Folgenden, zur Belustigung des Lesers, *nicht* im einzelnen aufzuzählen, wie lächerlich das alles gemacht ist. Der Film spielt «nirgendwo». Die Soldaten tragen als Uniform lange schwarze Trikots mit dicken Schläuchen um den Bauch gewickelt, eine Art von Kochtöpfen als Helme und Gewehre wie Giesskannen. Ein Sturmangriff gleicht verzweifelt einem Volksauflauf. Die Schauspieler hängen machtlos in den Löchern des Manuskripts, alle, bis auf Steinrück, schlecht gewählt.

Über diesen Film wäre gar nichts zu sagen. Jedoch der Streit mit der Ufa hat eine gewisse Reklame für ihn gemacht und das Publikum wird kommen, seine Gesinnung anzusehen. Das ist bitter, der guten Sache wegen, die hier gemeint wurde. – Die Zeiten der Gesinnung sind überhaupt gekommen. In jedem besseren Kino Berlins läuft ein pazifistischer Film. (Nur ‚Die grosse Parade‘ hat man uns noch nicht gezeigt.) Die Branche, die vor zwei Jahren noch eine allgemeine Mobilmachung vorzubereiten schien, mit einer Flut von Militärfilmen bewährter Tendenz, hat auf der ganzen Front zum Rückzug geblasen und begonnen, stattdessen Kriegsfilme zu drehen, in denen der Krieg allemal die Rolle des Ungeheuers spielt, das er ist. Diese Branche wohnt – in Amerika. Traurig ist es, den Unterschied sehen und konstatieren zu müssen. Derweil Amerika mit Schmiss und junger Kraft an die Sache herangeht, Aufnahmen von Schlachten dreht, die einem das Gruseln lehren, Typen deutscher und anderer Soldaten auf die Leinwand bringt, wie man sie so echt nur in den Jahren des Krieges sah, ergreifende, sympathische Gestalten von uniformierten Männern, die ein dunkles Schicksal so blutig verwandelt hat, dreht man bei uns solch leeres, törichtes Zeug, abstraktes, theoretisches Getue, das einer guten Sache auch mit dem besten Willen nicht dienen kann, weil es sich zu deutlich als eine schlechte Sache erweist.

Im Fall des Gruneschen Films, den weder Hugenbergsche noch andere Striche besser oder schlechter machen konnten, als er ist, rührte sich nach der Vorstellung keine Hand zum Beifall. Es wurde nicht einmal gepfiffen.

## „Berlin“

Es scheint verhältnismässig einfach, einen Film ‚Berlin‘ zu drehen. Am Morgen, am Mittag und am Abend wirkt diese Stadt, an einem Brennpunkt des Verkehrs betrachtet, wie ein ungeheurer, entfesselter Film. Jedoch, zu sehen und das Gesehene wiederzugeben, war von jeher zweierlei. Den ersten Versuch, die Grossstadt selber auf die Leinwand zu bringen, hat Walther Ruttmann gemacht in seinem Film: ‚Berlin. Die Sinfonie einer Grossstadt‘. Die Uraufführung – im Tauentzienpalast – war ein guter Erfolg. Ein sehr kritisches, altbekanntes Premierenumfeld war begeistert.

Es wird interessant sein, zu erfahren, ob man diesen Film *ausserhalb* Berlins verstehen wird. Er verzichtet auf jede Erklärung. Er durchleuchtet, beleuchtet die Stadt. Erzeugt sie auf – von morgens bis mitternachts. Um fünf Uhr in der Früh sind alle Läden geschlossen. Eine Katze springt über den Rinnstein; ein Stück Papier weht im Wind die Strasse herunter. Aber jede Minute, welche der eilende Zeiger berührt, schöpft Leben aus der Tiefe, der Mensch erwacht, die Arbeit beginnt. Es lässt sich hier nicht im einzelnen aufzählen, wie Ruttmann das alles zeigt. Er hat vorzüglich beobachtet und ebensogut photographiert. Er ging den einzig richtigen Weg – den anonymen. Zwei Arbeiter gehen die Strasse herunter, da stösst ein dritter, ein fünfter, ein siebenter zu ihnen. Auf einmal sind es Hunderte. Die Tore der Fabriken öffnen sich, die Läden, Häuser, Restaurants. Menschen, Menschen, Menschen kommen, gehen, kommen. Maschinen arbeiten, die Autos, Wagen, Strassenbahnen fahren, fahren.

In einem Arm voll Bilder, die er nahtlos – mit grosser Kunst – aneinanderreichte, hat Ruttmann die Bewegung eingefangen. Er hat nichts vergessen. Hat er wirklich nichts vergessen?

Man wird, während man sitzt und gespannt seinen Bildern mit den Augen folgt, ein bedrückendes Gefühl nicht los: man sieht die Maschinen, Fabriken, Bahnen, Wagen, Kanäle, Schiffe, Strassen, Menschen, Lichter, Häuser, Restaurants – man sieht, ziemlich zu Anfang, den Flughafen und eine jener gewaltigen Maschinen, welche im XX. Jahrhundert auch die Luft uns untertan gemacht haben. Bei diesem Bild wurde es sehr still im Zuschauerraum. Auf dem Weg zum Theater hatte jeder von der Katastrophe erfahren, welche den Botschafter v. Maltzan getötet hat. Dort lag eine zertrümmerte Maschine über Leichen verstreut, auf einem Feld. Hier stieg eine, die ihr wie ein Bruder glich, langsam und sicher empor; von Menschen erdacht und geführt. In Ruttmanns Film fehlt der Mensch. Er hat den ausgezeichneten Einfall gehabt, die moderne Grossstadt als eigenes Lebewesen, als Person des Schauspiels einzuführen. Das hat ihn aber dazu verleitet, sich zu sehr auf seinen Stoff zu verlassen. Er überschätzte seine Entdeckung. Er vergass, dass die Strassenbahnen und die Autos nicht von alleine fahren. Jeden Augenblick ihres Daseins überwacht der Mensch, und sie bewegen sich nur, wenn er will. Ruttmanns Berlin ist ein Metropolis geworden, das von einem elektrischen Knopf aus in Bewegung gesetzt wird.

Es war sehr schwer, diesen Film anders zu machen, als er gemacht worden ist. Es gab da die plumpe Gefahr der Spielhandlung – vor der wir bewahrt wurden, und die Gefahr der Sentimentalität, vor der wir leider bewahrt wurden. Ein – kurzes – Bild zeigt Hindenburg auf der Treppe des Reichstags. Das ist der Weg, den ich meine. Es ist der Weg, den wohl die Zuschauer meinten, als sie von der durchaus neuartigen Leistung Ruttmanns begeistert, doch im Herzen kalt blieben.

Es gab da – diesen Weg zu gehen – die einfache Lösung, den Menschen bei der Arbeit zu zeigen. (Nicht nur den Arbeiter als Teil der Maschine, was er nicht ist.) Man konnte die Börse,



Stadt- und Reichsparlament bringen und dergleichen öffentliche Angelegenheiten mehr, welche schliesslich das Leben des Menschen bestimmen und – sind. Jedoch die Sentimentalität musste hierbei gebändigt werden durch Patriotismus. Es ging beileibe nicht an, auf einmal Einzelschicksale herauszustellen, die privat sind und in Berlin – doppelt – ohne allgemeine Bedeutung. Es ging nur an, ein einziges Schicksal herauszustellen, das des Verfassers. Er musste uns – nachdem er uns seine guten und scharfen Augen gezeigt hatte – auch sein Herz zeigen. Einfach gesagt, meine ich, durfte er es nicht *fürchten*, einmal eine Verbeugung vor diesem grossen Berlin zu machen, ein anderes Mal, den Hut zu schwenken, und ein drittes Mal, seine Arme auszubreiten. Denn schliesslich sind es wir, die diese Stadt bauen und ernähren, und diese Stadt ist es, welche uns ernährt und aufbaut.

Vielleicht ist dieser Film ein erster Film. Er zeigt vielen, was viele noch nicht gesehen haben. Er zeigt uns das Haus, in dem Deutschland wohnt, und wenn es gefällt, wie es gefällt, wird ein Nächster kommen und ausdrücken, dass es gefällt.

Deswegen ist dieser Film ausgezeichnet, und es braucht nicht erst im einzelnen auf seine vorzügliche Ausführung hingewiesen zu werden.

Der Aufführung voran ging ein Vorspiel: Film vor zwanzig Jahren. Man sah alte, sehr komische Filme, die ersten Gehversuche dieser Kunst und einige Aufnahmen von Mode-Tees in Paris vor zwanzig Jahren. Jene Zeit, die wir nicht lieben, ist unwiederbringlich dahin. Die Idee, solche Bilder aus seiner Vergangenheit dem Publikum vor Augen zu führen, ist gut. Man erinnert sich des kleinen ‚Cinémades Ursulines‘ in Paris, das allabendlich seine «vingts minutes avant la guerre» bringt. Es wird in Berlin besonders lehrreich sein, eine gute halbe Stunde aus den herrlichen Vorkriegszeiten zu zeigen, zu denen uns

manche so gern wieder hinabführen möchten. Dieser Geschichtsunterricht, den allemal heilsames Gelächter begleitet, ist dokumentarisch, ganz gleich, ob er nun die Damenmoden jener Tage bringt oder die Beschäftigungen unserer Fürstlichkeiten. Am besten beides!

# Oktober

## Zwanzigtausend Wanzen

Als in diesen Tagen der grosse General von Seeckt zu dem kleinen Reichswehrprinzen in die sinkende Waagschale fiel, hatte es jeder schwer, überhaupt noch bemerkt zu werden. Auch der Berliner Volksschullehrer Friedrich S. Die Zeitungen teilten fettgedruckt mit, dieser Mann habe aus Museen und Bibliotheken an die zwanzigtausend Wanzen und einige achtzig Zentner Bücher entwendet; fürwahr ein erstaunliches Vergehen, dessen Gewinn in keinem Fall im rechten Verhältnis zu seinem Gewicht stehen konnte. Die Nachricht wurde wenig beachtet, vielleicht auch deswegen, weil es hier Leuten eingefallen ist zu stehlen, um Aufsehen zu erregen.

Aber Wanzen sind keine Perlen. Die Verhandlung gegen den Dieb zeigte das. Aus Staub und Not und Büchern flatterte ein gefangenes Leben auf. Der Lehrer leugnete nicht. Er gab zu, die angeführten Gegenstände entwendet zu haben. Nur, verteidigte er sich, habe er nicht die Absicht gehabt, sich die Bücher und Präparate anzueignen. Eines Tages sei ihm alles, sein Leben, seine Arbeit, seine innere Not und aller äussere Widerstand über den Kopf gewachsen. Da habe er jede Übersicht über sein Haus und sich selber verloren und nicht mehr gewusst, womit anfangen, um die Dinge, die man ihm leihweise überlassen hatte, zurückzugeben. Die Beweisaufnahme war sein Leben. Die Zeugen erzählten es.

S. ist der Sohn eines Handwerkers. Der Vater schon sammelte Schmetterlinge und Käfer. Dem Sohn gefiel das, und er fing an, wissenschaftlich zu untersuchen, was er heimbrachte, der Direktor am Zoologischen Museum, Prof. Brauer, wird auf

ihn aufmerksam. Er weist ihm Arbeit zu und unterstützt ihn, soweit er kann. Nur den einzigen Wunsch kann er nicht erfüllen, den Jungen studieren zu lassen. Dazu ist kein Geld da (vor dem Krieg). Auf seinen Rat wird S. Volksschullehrer. Der Seminarist entdeckt eine neue Insektenart, schreibt ein Werk über die Wanzenarten Europas, das Aufsehen erregt, besteht sein Examen und wird Lehrer. (Es nützt ihm das andere alles nichts.)

Die Zeugen sagen: S. war ein vorzüglicher Lehrer. Seine Klasse war eine Musterklasse. Er gab freiwillig Unterricht in allen Sprachen, die er beherrschte. Nur eines liebte er nicht: Schulhefte zu korrigieren. Und in der letzten Zeit vernachlässigte er sich so, dass er ekelhaft wurde. Das Museum schickte ihm Insekten zur Untersuchung, kistenweise, Zehntausende. Er arbeitet. Seine Begabung, sein Fleiss, seine Erfolge und die Freundschaft Brauers wecken seinen Ehrgeiz. Er möchte den Doktor machen, Gelehrter werden. Er weiss – das wird vor Gericht bestätigt, dass er mehr weiss, als die echten Kollegen, die Professoren vom Fach, die ihn nicht anerkennen. Er macht eine Doktorarbeit und, um das Abiturientenexamen, das ihm fehlt, zu ersetzen, schreibt er statt einem Band sieben. Die Arbeit wird *zurückgewiesen*.

Der Professor und Freund stirbt. Der Krieg, seine ständige entsetzliche Furcht, eingezogen zu werden, beissen an seinen Nerven. Die Mutter stirbt. S. verkommt. Er verliert sein Ziel aus den Augen, das man ihm genommen hat, und arbeitet wahllos. Isst kaum, vernachlässigt sich, wird menschenscheu. Er will ein Werk schreiben. Die Fachleute sagen, er habe, um seinen Plan ausführen zu können, 500 Jahre für Vorarbeiten nötig. Sie wissen, dass soviel Zeit niemand hat. Das ist kein Wissen.

Da trifft ihn die Anklage, und die Behörde bringt den anscheinend Wahnsinnigen in ein Sanatorium. Dort wird er gesund. Der Angeklagte hat sich aus dem schmutzigen Lehrer in einen sorgfältig gekleideten, sauberen Menschen verwandelt, der ein sym-

pathisches, feines Gesicht hat. Ihm half schon ein Sanatorium. Die Richter sprechen ihn frei. Er dankt und bittet, ihn in seiner Arbeit zu unterstützen.

Diese Bitte bleibt von seinem Prozess übrig. Die *Schematisierung* der wissenschaftlichen Karriere nach dem Krieg, so erfährt man in der Verhandlung, machte ihm jedes Fortkommen unmöglich. Dazu also hatte dieser Mann Entdeckungen gemacht, 400 Schriften veröffentlicht, eine siebenbändige Dissertation geschrieben, an Museen Tausende von Präparaten unentgeltlich geliefert: kurz gelebt und gearbeitet. Es wird erlaubt sein zu sagen: die Monarchie, wir wissen es, hatte wenig Geld für Handwerkerssähne; die Republik wird Verständnis haben. Sie wird sich beeilen, diesem Tüchtigen eine freie Bahn zu schaffen. Er hat genug Flügel ausgespannt und ist dabei dünn geworden. Sie werden ihn tragen, wenn nur ein freundlicher Wind sich erhebt.

### Die Zeit stellt sich aus

Es gab in der Fülle der Ausstellungen, die Berlin jahraus, jahrein eröffnet, in den letzten Tagen dreie zu sehen, die durchaus eine tiefere Bedeutung hatten. Die erste davon war ‚Die Ausstellung des Verbandes deutscher Amateurphotographen-Vereine‘ (im alten Kunstgewerbemuseum). Wie dem Programm zu entnehmen ist, wurde dieser Verband im Jahre 1908 von 40 bereits bestehenden Vereinen mit 3‘000 Mitgliedern als ‚Kampforganisation gegen die Übergriffe der sogenannten Papierkonvention‘ (?) gegründet. Nachdem er diesen Kampf erfolgreich durchgeführt hatte, wandte er sich anderen friedlichen Zielen zu. Er verfolgt den Zweck, nach Möglichkeit alle Amateure Deutschlands zu einer Einheit zusammenzufassen, um da-

durch die Liebhaberphotographie von der einfachen ‚Knipserei‘ auf eine höhere Stufe zu bringen. Der Liebhaberphotograph soll seinen Neigungen entsprechend entweder bildmässig arbeiten, oder er soll sich der wohlüberlegten und sich nach künstlerischen Prinzipien richtenden Heimatphotographie, bzw. der wissenschaftlichen Photographie zuwenden. Gerade auf dem Gebiete der Heimatphotographie steht dem Liebhaber noch ein weites Feld offen, sie weckt und fördert die Liebe zur Heimat und ist imstande, für die Nachwelt wertvolle Kulturdokumente unserer Zeit zu schaffen. Es ist nicht uninteressant, dass in diesem Prolog von allerlei Richtungen, Heimat und Nachwelt die Rede ist, bloss nicht vom Photographieren. Und wie dieses Vorwort, ebenso ist die Ausstellung. Eingeteilt hat man sie in jene drei Gruppen. Die grösste ist die bildmässige; die kleinste die wissenschaftliche. Um es kurz zu sagen, habe ich auf dieser Ausstellung, die eine sehr grosse Zahl von Photos zeigt, nicht eine Aufnahme gesehen, die ein junger Mann im Jahre 27 auch nur mit einigem Vergnügen und mit bescheidenem Nutzen betrachten kann. Ich sah nur ‚Bildmässiges‘, Lokalliebe und sonderbare Wissenschaft. Das Bildmässige waren nicht kolorierte Malereien stets veralteter Maler. In dieser Abteilung erhielt ein Photo den ersten Preis, das einen Bauern hinterm Pflug mit drei Pferden zeigt. Offen gestanden, war gar nichts zu sehen; man sah Pferde, aber es waren Allerweltpferde, irgendwelche Durchschnittstiere, neutrale Konturen von solchen Geschöpfen, wie man sie mit drei Strichen auf ein Stück Papier zeichnet. Dann ruft ein Kind: Muhkuh! Die Tiere, welche dieser Photograph einmal auf seine Platte gebracht hatte, hatte er nie gesehen. Ich glaube, er hatte überhaupt noch nie Pferde betrachtet. Aber er schätzte die Beschäftigung des Pflügens. Er hielt sie wahrscheinlich für echt, erdhaft, lieblich und schön. Seine Kamera klopfte vernehmlich, als er bei der Ansicht des Bauern sein Herz zückte. Er öffnete seinen Rock, um nicht zu sagen sein

Hemd, und photographierte. Einen anderen ersten Preis erhielt in der gleichen Gruppe ein Stilleben, das einige Gegenstände auf einem Tisch zeigte. Sie waren so aufgestellt, dass sie nicht herunterfallen konnten. In der wissenschaftlichen Abteilung wurden einige Aufnahmen von Goldfischen prämiert, die recht gut gemacht waren. Was man sonst noch an den Wänden sah, war bitter, weil es süß war wie Saccharin. Es fehlte nicht an nackten Mädchen unter Birkenbäumen, an Schlössern und Torbögen; an jenem Hausrat des Herzens, wie er sich in Gartenlauben sammelt. Es gab mehr Schönheit, als in einem Kommersbuch geschrieben steht. Vielleicht waren auch einige gute Aufnahmen darunter. Man konnte sie nicht entdecken. – In einer sympathischen Ansprache zur Eröffnung hatte ein Redner gesagt, man dürfe nicht vergessen, dass der Krieg auch die Arbeit der deutschen Amateurphotographen gehemmt habe; jetzt aber seien sie wieder auf dem Vormarsch. Diese beiden Behauptungen möchten schwer zu beweisen sein. Der Krieg hat einem guten Teil der Deutschen die Augen geöffnet, warum nicht den Photographen unter ihnen? Und ihr Vormarsch ist ein Rückweg.

Es ist erstaunlich, wie unsere alte deutsche Angst vor dem Objekt, vor dem Ding, wie es dasteht, in dieser Ausstellung sichtbar wird. Hier ist auf eine wunderbare Nebelweise zweimal zwei fünf, wie es in jeder Stadt Dörfler gibt, nach deren Meinung wir zum Beispiel den Krieg gar nicht verloren haben. Und es sollte doch so einfach sein, heute zu photographieren, da der kleine, unscheinbare Gegenstand, der bis vor Kurzem noch verachtete, zum Eigenleben erwacht ist. Die Augen putzen müssen sich diese Photographen, die Brille des Gefühls absetzen, neugierig müssen sie werden. Wer heute einen Pflug photographiert oder ein Auto und sich nicht zuvor interessiert, von welcher Firma und von welchem Jahrgang dieses Objekt ist, wer einen Acker photographiert, ohne zu wissen, ob dies auch

ein fruchtbarer, gutgepflegter Acker sei, der bekommt nichts auf seine Platte.

Es ist schön, das zu erfahren. Die brauchbare Kamera versagt. Jene Apparate, die Deutschland vorzüglich und mit einer genialen Präzision herstellt, dass ein Kind ihre paar Vorrichtungen bedienen kann, versagen in den Händen der Fachleute. Die Technik ist nach einem langen Weg bei der Einfachheit angekommen, die unerbittlich ist. Sie gehorcht nur dem, der den gleichen Weg zurückgelegt hat.

Es ist nicht einfach, mit den Flugzeugen Schritt zu halten.

### **Kabarett der Namenlosen**

Es ist immer dasselbe.

In L., einem Dorf in der Nähe von Hanau, sah ich eines Tages am dortigen Gasthaus ein grosses Plakat angeschlagen. Darauf kündigte Herr Y., ein Hypnotiseur, den Einwohnern seine Ankunft an und versprach den Besuchern einen wissenschaftlich-heiteren Abend. Als es dunkel geworden war, gingen wir zu mehreren in das Gasthaus und fanden den grossen Saal dicht besetzt. Auf einer Art Bühne stand Herr Y., ein kleiner Kerl in einem grossen Cutaway, und beendete gerade eine Ansprache. Darauf vervielfältigte er seine Truppe, die bis dahin lediglich aus ihm selber bestanden hatte, indem er Damen und Herren aus dem Zuschauerraum zu sich heraufbat. Es wagten sich auch einige Burschen und Mädchen in seine Nähe und wurden von seinem kräftigen Blick sofort nicht wenig *hypnotisiert*. Mit den Bauernkindern war leicht umgehen. Herr Y. sah sie nur einmal an, und sichtbar vor aller Augen verwandelten sich seine hilflosen Gehilfen in junge Hunde, alte Schutzleute, betrunkene Ehemänner und zornige Grossmütter.



Das Publikum fing an, vor Lachen zu bellen. Darauf holte sich Herr Y. aus dem Schatz seiner Erfahrung die Figuren eines dörflichen Lustspiels und liess die entsprechend Verzauberten einfach sich selber spielen. Der Hans, eben noch ein fester Bursche von zwanzig Jahren, lag plötzlich, als seien ihm alle Knochen gebrochen, auf der Erde und schrie aus Leibeskräften wie ein echter Säugling. Die Grete, vielleicht seine Liebste, war alt und wackelig wie eine Grossmutter und versuchte vergebens, ihn zu beruhigen.

Als jedoch der Hypnotiseur, seinen Abend und seinen Erfolg dramatisch steigernd, zum Schluss zwei Burschen in ein *Liebespaar* verwandelte, den einen in ein Mädchen, den andern in ihren Geliebten, und die beiden anfangen, sich sehr innig und sehr handgreiflich zu unterhalten, musste die Vorstellung abgebrochen werden. Der Erfolg war über Erwarten gewesen. Später, erfuhr ich, kümmerte sich die Polizei um den Hypnotiseur, und der Mann verschwand.

\*

Die Welt mit der Gerechtigkeit eines Kapitalisten betrachtend, muss man jedoch zugeben, dass es für einen Unternehmer ein so brauchbares wie billiges Rezept ist, das Publikum, das zu ihm kommt, um unterhalten zu werden, einfach mit sich selber zu unterhalten oder das Bühnenpersonal bis auf einen Regisseur kurzer Hand aus dem Budget zu streichen, ohne es zu verlieren. Was mich an dieser Sache bis heute wunderte, war nur, dass in Berlin noch niemand auf diesen Einfall gekommen ist.

Es ist einer darauf gekommen. Ein Mann, dessen Schicksal es ist, wie man als mildernden Umstand hinzufügen muss, der Besitzer eines der zahllosen, wenig besuchten Kabarets der Friedrichstadt zu sein, stellte sich vor einiger Zeit dieses faule Ei des Columbus auf seinen Bartisch. Jedoch Berlin ist nicht L.

Was dort natürlich ist, auch die Gerissenheit, muss hier erst natürlich gemacht werden. Wie das Kind einen Namen, braucht hier jede Blösse einen Mantel, um-angezogen zu sein. Der Berliner Y. verwandelte sich in einen *Menschenfreund*. Ein Aussenstehender vermag nur schwer zu erkennen, wie geschickt und berechnet diese eigentlich schwierige Verwandlung war. Sie ist von der überwältigenden Wirkung eines patriotischen Liedes, das ein Herr im Frack um Mitternacht in einer Tanzdiele vorträgt.

Er verwandelte sich also in einen Menschenfreund und teilte der Legion derer, die sehnsüchtig sind, mit, dass ihnen geholfen werden könne. Von da ab füllte sich sein Lokal, zuerst die Bühne und ihre Hinterzimmer, später auch der Zuschauerraum.

Auf seinem Podium durfte sich nämlich – und völlig gratis – von abends acht Uhr ab jeder, der nur wollte, produzieren. Dort durfte, von dieser Stunde bis Mitternacht, jedes Mädchen zwischen 18 und 40 Jahren tanzen, singen, Gedichte von Schiller, Heine, Zuckmayer oder sich selber vorlesen. Dort durften, wie es selbst in den Büchern ihrer Abende nicht geschrieben stand, alle Jünglinge Steptänzer sein oder Schauspieler, Sänger oder Akrobaten. Seine sechs Bretter, die sechs, die er seinem Geldbeutel zwischen dem Zuschauerraum und der Wand vom Herzen gerissen hatte, verwandelten sich in eine Welt, oder sagen wir richtiger, in einen siebenten Himmel. An ihm leuchteten alle Sterne, Mars und Venus, welche das Aussehen von Postkarten hatten, auf denen eine Elisabeth Bergner oder Fritz Kortner dargestellt sind.

Der Erfolg war unbeschreiblich. Der Erfolg des Besitzers allerdings. Mädchen mit blonden Zöpfen, Sandalen und grünbestickten, weitfliessenden Gewändern bestiegen, schneeweiss im Gesicht vor Lampenfieber und mit sichtbarem Herzklopfen die Bühne und begannen den Monolog der Amalie aus den Räufern oder Gedichte von Hebbel zu rezitieren. Jünglinge, die sich zum

ersten Mal in ihrem Leben einen weissen Kragen umgebunden hatten, fingen an, allein Tango zu tanzen und dazu zu singen. Das Publikum, manches, aber das nicht gewohnt, brüllte vor Lachen. Einer nach dem andern der Unglücklichen trat auf und wieder ab; manche erst, nachdem sie zweimal und dreimal steckengeblieben waren. Es gab Zuschauer, die vor Entsetzen das Lokal verliessen.

\*

Nachdem er gehalten, was er versprochen hatte modelte der Berliner Herr Y. seinen Einfall um. Sein Manager betrat eines schönen Abends die Bühne und teilte mit, dass an dieser Stelle, die so manchem Talent den Weg zu Ruhm und Geld geebnet habe, nun auch anderen Talenten ein solcher Weg geebnet werden solle. Es gälte nicht nur das Brettl mit Nachwuchs zu versorgen, auch der *Film* bedürfe seiner.

Der kleine Raum war wiederum voll besetzt. Sein Publikum hatte sich, durch seine hiesigen Erlebnisse gewitzigt, leicht einen Überschlag über Gewinn und Verlust eines solchen Abends machen können. Das Podium lag glühend weiss im Schein mächtiger Jupiterlampen; in einer Ecke stand mit dem Apparat ein Operateur, und auf der Bühne warteten, wie Hasen im Lichte eines Scheinwerfers gefangen, die zukünftigen Schauspieler. Aus einem Manuskript las der Regisseur einige Szenen, das Publikum wählte eine durch Zuruf, und die Aufnahmen begannen.

Zunächst wurde geprobt. Einer der Schauspieler, ein kleiner Mann von etwa vierzig Jahren, trug einen dunkelblauen Anzug, einen sehr hohen Gummikragen und schwarze Lackschuhe. Sein Schnurrbart war à la Feldwebel in die Höhe gewirbelt. Sein von Natur schon starres Gesicht verhärtete sich vor Aufregung und Anstrengung.

Ausgerechnet *er* hatte als Liebhaber mit seiner Freundin eine verrufene Kaschemme zu betreten und dort einen langgesuchten Freund zu entdecken. In seiner Not, wie er dies alles mimisch ausdrücken sollte, schlug er derartig um sich, dass die Stühle krachten und die Mitspieler, soweit sie es noch fertigbrachten, vor Angst erbleichten. Aber auch ihre Furcht vermochte nicht Talente zu wecken, die sie einfach nicht besaßen. Und der Regisseur vergass nicht, dass er auch Conférencier war. Er benahm sich wie ein Mann, der einen Blinden über eine Brücke führt und ihm gleichzeitig ein Bein stellt.

Jedoch mit dem Langmut, welcher nun einmal die Tugend unsrer Epoche ist, habe ich festzustellen, dass auch an diesem Abend Talente nicht entdeckt wurden (wenn überhaupt welche gefunden werden sollten). Danach erlaube ich mir die Frage: war das Licht, um das die vierzehn oder fünfzehn armen Motten dieses Abends tanzten, ein Irrlicht, oder war es eine echte Jupiterlampe, wie sie in den Filmateliers stehen?

\*

Wir verliessen das Lokal um Mitternacht. Berlin, ein wenig ausser Rand und Band ob seiner neuen Freiheit, bis drei Uhr nun Mensch sein zu dürfen, polterte über die Strassen. Gestalten, die wir eben geflohen hatten, kamen uns entgegen. In ihren Augen glänzte allein noch der Widerschein der Lichtreklame. In dem Spiegel der von Regen und Nebel schwarzpolierten Strasse betrachteten sie verstohlen ihre eigene Unsicherheit. Und ihre Gesten, ihre Bewegungen, ihr Mienenspiel und ihre Worte waren genau dieselben, die ein Teil von ihnen soeben bei einem anderen Teil von ihnen gellend belacht hatte. Es war alles dasselbe, und keiner hätte in diesem Augenblick sagen können, wo oben oder unten war, rechts oder links, Wahrheit oder Unwahrheit,

Spuk oder Wirklichkeit, ja, was man eigentlich und wo man zu unterscheiden habe.

Mit Verlaub zu sagen, strömten sie alle in die Richtung jenes Kabarettts. Und wenn sie an seiner Bühne vorübergingen, statt sie zu betreten, so geschah es nur, weil sie statt dieser eben eine andere suchten.

### Der Film vom ‚Faust‘

Die Prominenten reichten nicht aus, den grossen Ufa-Palast am Zoo zu füllen; man sah unter den Gästen der Uraufführung neben Ministern, Diplomaten, Schriftstellern, Künstlern, Vertretern der Industrie, der Wirtschaft und der Stadt Berlin auch viel ‚Volk‘. Das Theater war bis auf den letzten Platz besetzt. Der Beifall am Schluss wurde stärker, als die Darstellerin des Gretchen, Camilla Horn, an der Rampe erschien. Auch als ein Direktor der Ufa heraustrat und Telegramme von Jannings und dem Regisseur Murnau vorlas, war das Publikum so liebenswürdig, ein wenig in die Handflächen zu schlagen.

Das Programm hatte manches versprochen. Man ging in das Theater, «Faust», eine *deutsche Volkssage* zu sehen. Man sah eine Illustration zu dem Werk Goethes mit einer Reihe von Abänderungen, welche ein Regisseur unbekümmert vorgenommen hatte. Wusste Herr Murnau nicht, dass in der Volkssage vom Faust kein Wort von Gretchen steht, das eine ureigene Erfindung Goethes ist? Er tat von Goethe weg, was er nicht verstand, und fügte aus eigenem hinzu, was kein Zuschauer begreift. Dass diesen Stoff kein zweiter Sterblicher bewältigen würde, war vorauszusehen. Ihn zu verfälschen, blieb dem Jahre 1926 vorbehalten.

Schon der Pakt im Himmel, wie ihn der Film zeigt, ist eine Blasphemie. Aber Faust? Wer ist dieser Faust? Zuerst ein Arzt, der nichts kann und sich deswegen dem Teufel verschreibt; dann ein Jüngling, der dem Bräutigam die Braut stiehlt, der Jungfrau die Ehre, und Unglück anrichtet, wohin er kommt. Was er tut, ist sinnlos, weil nicht *er* es tut, nicht Goethes gewaltiger, irrender und strebender Mensch, sondern ein schwacher Bube, dem der Teufel Geld vorstreckt, mit dem er sich kaufen kann, was ihm Laune macht. Vor der inneren Wahrheit, der einzigen, einmaligen, sind die Verfasser zurückgeschreckt wie ihr Held vor dem Kruzifix. Dafür, dass sie Faust zum Lüstling erniedrigen, machen sie Gretchen zur Heldin. In der Nacht, die der Mutter und dem Bruder das Leben kostet, empfängt Gretchen ein Kind. Dafür kommt sie an den Pranger. Später wieder befreit, irrt sie umher. Im Schneegestöber, einsam und verlassen, klopft sie an alle Türen, keiner macht ihr auf. Da erfriert in ihren Armen hilflos ihr Kind. Zufällig, rein zufällig, kommen Soldaten des Wegs durch den Schnee, dem man ansieht, dass er aus Mehl ist, stapfen daher und verhaften die – Mörderin. Auf dem Scheiterhaufen wird sie verbrannt dafür, dass ihr niemand die Tür aufgemacht hat.

Wenn einen solchen Inhalt etwas hätte retten können (aber es konnte ihn nichts retten), so war es die *Darstellung*. Man hatte grosses Aufheben von der neuentdeckten Darstellerin des Gretchen, Fräulein Horn, gemacht. Nun, Fräulein Horn ist ein hübsches Mädchen, ihre Figur ist niedlich, aber ihr Gesicht ist ausdrucksarm (der Filmschauspieler hat nur ein Gesicht); sie läuft nicht, sie rennt, sie rudert mit den Armen, sie wird äusserlich, wo sie innerlich werden sollte, und selbst in ihrer besten Szene, im Kerker, wirkt sie nicht ergreifend. Aus dem Faust, der bald ein Dämon ist, bald ein süsser Junge, konnte Gösta Ekman nichts machen. Der grosse Schauspieler Jannings als Mephisto gibt, was er kann. Um seiner Leistung willen, blieb man in der

Premiere gespannt. Nur eine ist einwandfrei: Yvette Gilbert als Frau Marthe.

Dieser Film ist ein Ende. Es geht nicht tiefer: Gott selber mit der Kamera geknipst; ein Feuilleton von zwanzig Zeilen über Goethes Lebenswerk. Auch noch mehr Pulverdampf hätte die dämonischen Szenen nicht dunkel gemacht und noch mehr Blüten und Ringelreihn die teutschen nicht deutsch.

Man merkt, dass die Aufnahmen durchweg im Atelier gemacht sind. Die altdeutsche Stadt bleibt das Spielzeug aus der Fabrik, das sie ist. Selbst das Auge eines Biedermannes sieht wie ein Fernrohr durch diesen Film hindurch, und hintep-der Maschinerie von Grauen, Pest, Elend, von altdeutschen Pappdeckelstrassen und wallenden Kostümen das leichtfertige Gesicht der Regisseure, welche einer Zeit, die sie nicht verstehen, eine Zeit, die sie nicht verstanden haben, glaubten vorsetzen zu dürfen.

Aber wenn Herr Murnau zu dieser Premiere aus Kalifornien telegraphierte, er wünsche diesem deutschen Werk, d.h. seiner misslungenen Arbeit, einen grossen Erfolg, so kann man darüber nicht nur lachen. Das Wort *deutsch*, das sich hier einer pachtete, der Goethe nicht gelesen hat, muss ihm wieder abgenommen werden.

# November

## Der Eispalast

Der Eispalast ist wieder eröffnet worden. Mit Pauken und Trompeten und mit dem Marsch aus Tannhäuser von Richard Wagner.

Der Eingang war mit Lorbeer bekränzt; in der Garderobe brachen unter der Last der Wintermäntel die Gestelle – ein Zylinder rollte in das Foyer. Was ein Volksfest hätte werden können, wurde geschwind ein gesellschaftliches Ereignis, poliert wie ein Schlittschuh, schimmernd wie die spiegelnde Bahn und geräuschvoll wie tausend Herren im Frack und Damen im grossen Abendkleid.

Die Kellner liefen; aber nicht geschwinder als die Geladenen, die sich einen Platz sichern wollten; die Sektpfropfen knallten, aber nicht lauter als die Pointen der Redner, die eine listige Akustik verdoppelte, und die Stimmung breitete sich aus, wie ein künstlich angelegter Brand.

Es war herrlich. Minister waren da und Geheimräte, Diplomaten und Oberste, und wem es nicht gedruckt gebracht wurde, dem erzählte es freudeschmunzelnd ein fremder, ein seliger Nachbar. Beim Wein.

Sogar Eisläufer waren da. Und liefen auch. Wie das Programm, von acht Uhr abends bis ein Uhr nachts, unaufhörlich. Alle wurden beklatscht von Allen, die es nicht besser machen konnten. Sie machten es gut. Sie tanzten über das Eis und flogen um die Bahn, sie drehten sich um sich selbst und auf einem Bein kamen sie weiter als unsereiner auf vier Rädern.

Die Farben lachten, die hellen Wände, die bunten Vorhänge, und die grosse weitgespannte Decke, die ein Meisterwerk des Architekten Kaufmann ist, der diesen Eispalast gebaut hat. Es



ist der dritte in Berlin. Seine Vorgänger sind eingegangen; sie haben sich verwandelt, vielleicht in ein Kino, vielleicht in eine Schokoladenfabrik, wie das in Berlin nun einmal der Lauf der Dinge ist. Denn alles wandelt sich hier, und in einem Jahr wachsen die sieben Schichten Trojas.

Vor Monaten noch hiess dieser Eispalast Sportpalast. Damals war er eine alte Hütte; ein Gebilde aus Holz und zerbrochenen Scheiben. Wenn sich in dicken Knäueln Menschen vor seinem mürben Zaun ballten, und die Plakate futuristisch waren, fanden dort Boxkämpfe statt. Wenn gellendes Pfeifen in rhythmischen Zeiträumen den Passanten erschreckte, ehe ihn die besten Witze wieder erheiterten, die man hier zu hören bekommt, wurde Sechstagerennen gefahren. Sah es aber wie Mobilmachung aus und standen grüne Hütchen mit Pinseln davor, gab es Reit- und Fahrturnier. Das war sehr fein. Aber nie war ein Stall ein Palast.

Jetzt ist ein «Palast» ein Palast geworden. Oskar Kaufmann hat es gemacht. Er hat die Wände aufgeteilt und Bogen gespannt, dass es nur eine Art hat, und nicht mit den Farben gespart. Vom Weiss der Eisfläche wachsen sie an über das Crème der Logenbrüstungen zum Gelb des ersten Ranges und zu den silberglänzenden Arabesken des zweiten Ranges. Bis die unregelmässigen Quadrate und Rechtecke der gewaltigen Decke alle Farben auffangen, in ein dunkles Rot verwandeln und in die weite Halle zurückwerfen.

Der Eispalast ist eröffnet worden; jetzt ist er offen. Die Schlittschuhläufer werden ihren Einzug unter die Eiskünstler halten, die Begeisterten sich unter die Herren im Frack mischen, und diese Sehenswürdigkeit wird das amüsanteste Caféhaus in ganz Berlin sein, – bis über Nacht die Zimmermeister eine Holzdecke legen oder ein Podium errichten, weil Sechstagerennen gefahren wird oder ein Boxkampf ausgetragen werden soll. Doch kein Umbau wird nötig sein.

Alles ist schon vorgesehen. Die Wandlung ist in Permanenz erklärt und vereinfacht. Denn es muss doch etwas geschehen in Berlin.

### Getanzte Grotesken

Die Extreme berühren sich nicht mehr. Auch diese Zeiten scheinen vorüber zu sein. – Zwei Tänzerinnen haben in den letzten Tagen Berlin in Entzücken und Aufregung versetzt, die einander an Aussehen und deren Darbietungen einander so ähnlich waren, wie ein Huhn und ein Ei.

Argentina, die Spanierin, die gefeierte Schönheit, vermochte bei ihrem vierten Auftreten sogar den grossen Saal der Philharmonie zu füllen. Der Text ihres Programmes war aus spanischen und französischen Worten zusammengesetzt. Ein gebildetes, vielleicht sogar humanistisch gebildetes Publikum verdross das gar nicht. Die Kleider der Tänzerin gingen über die Knöchel; ihre Taille sass da, wo sie, soviel ich weiss, mehrere hundert Jahre gegessen hat und erst seit zweien nicht mehr sitzt. Das Publikum begeisterte das. Aus den Tiefen des Saales rollte nach jedem Tanz ein so seliges Klatschen über die vorderen Reihen zur Bühne, dass nicht Begeisterung allein die Ursache gewesen sein kann. Leider waren die jungen Mädchen, die damit so auffallend in Erscheinung traten, lange nicht so schick, wie sie kräftig waren. Derweil tanzte die schöne Argentina einen Tanz nach dem andern und manchen zweimal. Es ist nicht leicht zu sagen, wie sie tanzte. Sie hat das Aussehen und die Bewegungen einer Spanierin, aber wenn man sie länger betrachtet, gleicht sie eher einer klassizistischen Zeichnung einer solchen, als einer leibhaftigen Landsmännin. Ihre Bewegungen sind sehr schön, aber sie sind so, wie man sie als «Anmut» vielleicht auf

der Hochschule lernt. Sie kokettierte beim Tanzen sehr nett, aber nicht mit Berlin, sondern mit einem vergangenen Jahrhundert. Ihre Begleiterin nannte sich Pianistin des spanischen Hofes. Vielleicht ist dieser Hof sehr feierlich, schön, gebildet, tief und interessant, und vielleicht ist auch Argentinien eine seiner Tänzerinnen. Ich aber bin kein Bourbon.

Nur von dem Spiel ihrer Kastagnetten, diesem unvermeidlichen Nationalgeräusch, blieb, was wirklich ein Wunder ist, mehr als ein süßer Ton, eine Melodie in den Ohren zurück und ein Erstaunen über die schönen Finger, die sich selber Tasten eines Instrumentes waren.

Am nächsten Abend gab Valeska Gert die «einzige Wiederholung» ihres Tanzabends von voriger Woche: «Gesprochene und getanzte Grottesken», der in einer Flut von Beifall einen Kübel voll Entrüstung weggespült hatte. Warum sie mit der einzigen Wiederholung so sparsam ist, lässt sich nicht einsehen. Der Beifall, den sie auch diesmal erhielt, war sehr beträchtlich; für hiesige Konzertsäle und für eine junge Tänzerin sogar erstaunlich.

Diese Tänzerin sagt von sich, sie habe nie im Leben tanzen gelernt, ist stolz darauf und tanzt auch so. Aber eine natürliche, sehr anmutige Begabung, ihre unglaubliche Frechheit, mit der sie sich selber ernst nimmt und die ausgefallensten Dinge beim Namen nennt, die Frechheit eines Gassenbuben, der pfeifen kann und deswegen pfeift, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, das alles und noch einiges dazu, ergibt einen Tanzabend, der wahrhaftig nicht langweilig ist. Tanzte die Argentinierin nach dem Klavier (und klassisch-spanischer Musik), so tanzte die Gert nach Klavier und Violine (und nach Schlagern und Gassenhauern). Hüllte sich die Argentinierin in farbige Gewänder, so hatte die Gert sehr wenig an, nur ein paar bunte Lumpen. Zwischen ihren Tänzen liess sie es sich einfallen, eigene Grottesken zu sprechen. Davon ist nichts zu berichten. Es huschte eine Nummer des Pro-

gramms nach der anderen vorüber, rasch und flimmernd wie ein Film. Doch die kleine Person, die das alles zusammen vortrug, sich und ihre Einfälle zur Schau stellend, das Publikum herausfordernd, und gewillt, seine kühnsten Erwartungen noch zu übertreffen, blieb immer so natürlich, so lebendig aus einer Seitengasse der Zeit herausspringend, voll Grossstadtluft und elektrischer Spannung, dass hier nicht die Sehnsucht nach guter, alter Zeit oder besserer neuer zu klatschen begann, sondern die Gegenwart selber sich mit sich selber freute.

Für die Argentina hätte man ein eigenes Theater bauen müssen, mit Logen und Nischen, Gängen, galonierten Dienern und Operngläsern. Die Gert aber könnte man, wenn unsere Polizei nicht so tadellos funktionierte, am Alexanderplatz oder in der Bülowstrasse tanzend antreffen. Und folgte man ihr, schon von ihrem Anblick überrascht, vielleicht in einen Hof, so könnte es geschehen, dass sie dort zwischen aufgehängter Wäsche und Windeln und vor den begeisterten Kindern des Portiers noch einmal anfinge, sich im Winde zu drehen und dazu zu brummen, wie die Wäsche und die Windeln auf der Leine.

### Alle zusammen

Sofern vier Millionen Menschen, Deutsche obendrein, Platz haben, in einem Zeichen zu stehen, steht Berlin augenblicklich im Zeichen des Sechs-Tage-Rennens. Die Nachrichten aus dem Sportpalast lauten günstig. (Die Zeitungen hier sind aufgebläht davon.) Die Stimmung ist allgemein freundlich. (Es wird in den Autobussen von nichts anderem gesprochen.) Die erste Nacht brachte gleich eine gute Jagd; die Rundengewinne scheinen wie-

der den Ausschlag zu geben statt der bürokratischen Werterei nach Punkten, die eine Sache, die sich Rennen nennt, töten musste, wenn sie das wilde Rennen, wo es gilt, an die Spitze zu kommen, durch richterliche Begutachtungen ersetzt. Es wird wieder gejagt im Sportpalast. Die Nacht vom Samstag auf Sonntag zeigte der erfreuten Leitung ein ausverkauftes Haus. (Die Plätze kosten so bis 30 Mark hinauf.) Durch die Strassen zum Sportpalast war kaum durchzukommen; die Autos parken rechts und links am Fahrdamm. Die Fahrtrinne wird immer schmaler; man kann gespannt darauf sein, wie man hier in einigen Jahren durchkommen will.

Vor dem Sportpalast steht sein Spezialpublikum. Durchs Autfenster streckt sich ein Kopf: Wollen Sie den letzten billigen Platz? 25 Mark, Herr Baron? (für einen Stehplatz). Es ist elf Uhr. An der Kasse müsste selbst ein Minister umdrehen. Das Haus ist voll. Die Wächter des Hauses werden von Schutzleuten bewacht. Die Sperre ist gesichert, als sässe der Zar dahinter. Noch immer hoffen so an die 150 arme Teufel, irgendwie in die erleuchtete Halle hineinzukommen, wo der Tietz fährt, der van Kempen, der Karl und der Gustav. Die wahren Kenner der Situation stehen sich hier wie anderswo im Regen nasse Füsse an. Wer aber den Schaden sieht, kann für den Spott sorgen. Die Schutzleute, ruhig, gross und im Wintermantel, werden klobig beschimpft. Das hat mit Beleidigung nichts zu tun. Das ist kochende Volksseele. Mit wilden Flammen schürt die Lichtreklame ihr Feuer darunter. Der schöne Sportpalast, vor Jahresfrist noch beinahe ein Palast, in bunten Farben leuchtend, sieht aus wie ein Ballsaal am Morgen. Die Luft, die wir atmen, waren einmal 20'000 Zigaretten. Und der Hauch, den du spürst, ist Pilsener. Rings um die Bahn sind Holzverschläge gebaut, Tribünen und Logen, mit schmalen Einlasspforten, die immer zwei Wächter bewachen. Im Rundgang davor, der hermetisch abgeschlossen ist, hat sich ein kleiner Kurfürstendamm etabliert. Da

gibt es alles zu kaufen, von der Zeitung bis zum Lippenstift, von der Zigarre bis zum warmen Würstchen, was dazu gehört. Der Weg zum Innenraum führt durch den Keller, an Bars, Kantinen, Polizeiwachen vorüber. Hier wird getanzt, hier wird telephoni-ert, hier wird geschlafen. Auf den Treppenstufen flüstert die Liebe, eindeutig. Manhattan, New York, London, Paris, Berlin, es ist hier alles eins. Das Gesicht der Erde zu Anfang des 20. Jahrhunderts sieht so aus. Es ist geschminkt, zurechtgemacht, erregt, verzerrt und zufrieden.

Im Innenraum sieht man gar nichts. In der Mitte sind Tische auf gestellt, wo gegessen und getrunken wird. Alle drei Schritte steht eine Theke, und die Leute, welche auf den hohen Hockern vor den müden blonden Mixmädchen sitzen, müssen sich allesamt betrinken, um ihre günstigen Aussichtstürme zu halten. Alles, was keinen Sitzplatz hat, geht im Kreis herum, sechs Tage lang, wie die Fahrer, und die Galerie schaut zu. Ein dicker Herr, den man anrempelt, weil er nicht weitergeht, ist ein Sän-ger. Er steht neben einer Kapelle (Klavier und Bläser), die Rheinweinelieder spielt. Den Text singt er. Man hört es aber nicht. Es sind noch drei Kapellen im Raum, und die Galerie pfeift gerade einen *Choral*. Das heisst ins Deutsche übertragen, wir wollen für unser Geld auch etwas sehen. Vielleicht treten die Herren Fahrer einmal ein wenig in die Pedale. Die aber fah-ren dahin, langsam und unbekümmert. Es ist zwölf Uhr, keine Jagdzeit. Der Choral geht in ein Pfeifkonzert über. Die Galerie ist rasend geworden. Frauen halten sich die Ohren zu. Der Kap-ellmeister auf der Empore sieht aus wie ein Turner, der mit dem Taktstock übt. Männer springen auf die Stühle und Tische. Die Logen füllen sich. Was wird die Galerie erreichen, die hier mit ihrem Ton den Ton angibt? Wenig. Die Fahrt geht weiter; das Tempo geht nicht über 20, 25 Kilometer hinaus.

Wer einen sicheren Platz hat, verlässt ihn, um ein wenig spa-zierenzugehen. Man trifft Berlin. Die Herren im Frack, die Da-

men im grossen Kleid, aus den Theatern und Konzerten, sind alle um elf Uhr spätestens gekommen. Schaffner, Beamte hatten nicht Zeit, ihre Uniformen auszuziehen, viele Leute haben sich kostümiert, eine Pritsche in der Hand, einen Sweater von Fastnacht an, so gehen sie durch die Gänge, rasend vor Freude, klappernd mit ihrer ganzen Lebenslust, phantastisch hungrig vor den Auslagen der Wurstverkäufer, und ein voller Monatslohn, hier ausbezahlt, könnte ihren Durst nicht stillen. Es ist nicht zu verstehen, warum diese Fahrerei so beliebt ist, wenn man nicht erkennt, dass sie das einzige Volksfest ist, das es hier gibt. Noch immer ist das Fahrrad ein Wunder fast für den kleinen Mann, und was hier geschieht, kann er auch, radfahren. Autofahren kann er nicht, vom Reiten hat er keine Ahnung, radfahren kann er. Und was ihn freut, ist schon für die nächsthöhere Gehaltsgruppe erstaunlich zu sehen, wird immer wundervoller für den reicheren, den reichen Mann. Der Frack ist gleichgültig (der Sweater amüsanter), das Abendkleid zeigt nackte Arme und Schultern, in diesem Raum gibt es nur Männer und Frauen, wie sie alle zusammen sind. Besser versteht die Galerie, was das Parkett nicht besser sieht, denn der Raum ist gross. Es fährt der Tietz, van Kempen hat aufgerundet, die Jagd, die Jagd, die Jagd. Und ist sie aus, schaut man sich um, steht der Raum dampfend voll Menschen, tausend Frauen sehen die Männer, tausend Männer die Frauen, alle sind wir dabei, die Musik spielt, die Galerie brüllt, der Sekt ist gut, es ist bald zwei Uhr oder vier Uhr in der Nacht, wir bleiben hier, der Spass geht weiter, da geht er ja erst los, die Spurts beginnen, und wie die Wölfe fallen die frischen Fahrer in die Bahn.

## Berliner Antwort

Feierlich wie immer ging in Berlin die Uraufführung des ersten amerikanischen Janningsfilms vor sich. Von diesem Film ist wenig zu sagen; Jannings, der er ist: ein grosser Schauspieler; der Film ist langweilig.

Herr Schilling ist ein sehr spiessiger deutsch-amerikanischer Familienvater und Bankkassier. In der Furcht des Herrn erzieht er schwankend zwischen Terror und Mitleid seine sechs Kinder. Da schickt ihn die Bank mit viel Geld nach Chicago. Eine kleine Dirne macht den weltfremden Mann betrunken, raubt ihm das Geld, und am nächsten Morgen erwacht ein ruiniertes Familienvater in einem Vorstadthotel. Als er sich, das geraubte Geld zurückzuholen, in die Kaschemme vom vorigen Abend begibt, schlagen ihn die Zuhälter zu Boden und werfen ihn auf die Schienen der Eisenbahn. Aber der starke Mann erwacht und schleudert im entscheidenden Moment den Gegner unter die Räder des Zuges. Jetzt, ein Dieb und ein Mörder (?) obendrein, irrt er verzweifelt umher. Da findet er eine Zeitung und liest die Geschichte seines Todes. Er selber, so liest er, liegt tot, ein Opfer seiner Pflichttreue, beraubt unter den Rädern des Zuges; die gerührte Bank wird für seine Angehörigen sorgen. Also beschliesst er, weiter tot zu bleiben, und zwanzig Jahre lang führt er das Leben eines Bettlers. Da gerät er, zufällig, eines Tages in ein Konzert, das sein ältester Sohn, ein berühmter Geiger, gibt. Es ist – Weihnachtsabend, und er schleicht an sein Haus, wo er seine Familie in durchaus guten Verhältnissen am gedeckten Tisch sitzen sieht. Polizei kommt, jagt ihn weg, sein eigener Sohn gibt ihm ein Almosen und schweigend geht der Alte wieder in Nacht und Schnee hinaus.

Wie unmotiviert ist diese Geschichte! Wie gleichgültig bliebe sie, selbst motiviert! Niemand erregt diese absonderliche Anekdote. Es regte sich nach Schluss der Vorstellung keine Hand zum



Beifall, obgleich auch die heutige Vorstellung recht festlich war, und eine enorme Reklame jeden Zuschauer aufgeklärt hatte. Dazu kommt, dass Jannings hier beliebt ist wie ein Boxer und – dass er, sein Möglichstes tuend, grossartig spielt.

In Berlin wird dieser Film wahrscheinlich kein Geschäft sein.

Und noch immer läuft, ein Kassengeschäft, im Ufatheater am Kurfürstendamm «Die grosse Parade», wo vorher ebenso lang «Stacheldraht» lief. Es gibt eine Reihe von Gründen dafür, warum dieser Vorgang in Paris fast unverständlich bleibt, wie unser Freund Sieburg es dieser Tage geschrieben hat.

Zunächst bleibt es Tatsache, dass jene amerikanischen Filme wie die «Rivalen», «Stacheldraht», «Grosse Parade», auch der Ufafilm «Weltkrieg» hier pazifistisch gemeint, pazifistisch aufgenommen werden. Man kann, wie ich es getan habe, Stichproben machen. Ein sehr verschiedenes Publikum reagiert gleich. Die Erschütterung durch die Szenen des Schreckens ist allgemein, und nur dort regt sich ein rasender, schreiender Beifall, wo dem Krieg ein Schlag ins Gesicht wird, mit geballter Faust.

Film ist nicht Film. Ein Film, in Paris *bearbeitet*, der gleiche in New York *bearbeitet*, der gleiche in Berlin *bearbeitet*, sind fast drei verschiedene Filme. Völlig frei ist der Text. Nun wird es keine deutsche Firma wagen, antideutsche Stellen in einem hiesigen Film stehen zu lassen. Sie werden herausgeschnitten. Ferner kommen selten französische Soldaten in den amerikanischen Filmen (kämpfend) vor. Man sieht nur Amerikaner.

Als Amerika gegen uns in den Krieg eintrat, war Deutschland schon schlimm dran. Die *besiegte* Nation sieht in solchen Filmen, welche rohe Kraft unsere geistige Widerstandskraft brach. Und das besiegte Volk betrachtet hier die Filme vom Krieg, um den *Krieg überhaupt* zu sehen. Wir haben bessere

Gründe, über dieses entsetzliche Ereignis nachzudenken. Ganz Europa hat den Weltkrieg verloren, aber nur Deutschland weiss es; Frankreich, das so viele Schlachten verlor (die wir gewonnen haben), so viele blühende Provinzen zerstört sah, Frankreich, das arm, verschuldet, halbtot geblutet heimkam, muss sich weismachen, es habe diesen Krieg gewonnen. Die Wahrheit hat in Europa eine Gasmaske auf, aber Deutschland weiss wenigstens, dass es den Weltkrieg verlor. Das ist ein ungeheuer tiefes Wissen, das ist ein revolutionäres Wissen, das nicht umsonst mit allen Mitteln von der Reaktion bekämpft wird. Wer das weiss in Deutschland, dass dieser grosse, unmessbar heldenmütig geführte, in tausend Schlachten siegreiche Krieg so furchtbar verloren wurde, wird nie mehr einer Vergangenheit helfen, eine Zukunft zu werden.

Leider denkt nicht das ganze Deutschland so, nicht einmal ganz Berlin. Aber Berlin, in dessen Strassen der Bürgerkrieg haushoch stand, ist eine revolutionäre und eine revolutionierte Stadt. (Man frage nur seine Feinde!) Hier ist der Krieg noch lange nicht zu Ende. Die Freiheit des Geistes, welche uns die preussische Republik gegeben hat, hält die Erinnerung an jene Zeiten wach. Hier hockt die Frage: Was ist mit uns geschehen? wie ein Bettler vor jeder Kirchentür. Man übersieht ihn nicht. Eine zertrümmerte Vergangenheit, die leidenschaftlich umkämpft wird, musste knirschend einer bedenklich aufstürmenden Gegenwart weichen. Es ist alles neu in Berlin; es gibt nichts Altes mehr, und selbst die Museen bergen keine Erinnerungen an die Zeit der Garderegimenter. War nicht der Paladin Wilhelm II., Alfred Hugenberg, vor dem Krieg ein Finanzrat? Ist dieser Aufstieg nicht revolutionär?

Zwischen einer Vergangenheit, die unwiderruflich dahin ist, weil sie spurlos vom Erdboden verschwand, und einer sehr schwer begreiflichen und schwer erträglichen Gegenwart – steht der Krieg.

Es gibt keine Bücher über den Krieg. Unternimmt einer den Versuch, wird ihm der Erfolg nicht fehlen, was eben Arnold Zweigs Roman ‚Der Streit um den Sergeanten Grischa‘ beweist. Es gibt wenig darüber zu sehen im Theater. Piscator zeigt den Krieg. Sein Haus ist *ausverkauft*, so ausverkauft, dass keine Maus mehr Platz hat. Man betrachte sein gut zahlendes Publikum; es kommt *nicht* Lenins wegen. Es kommt des Zaren wegen, der ein *Stück* vom Krieg war. Man sitzt, um zu erfahren, was wir alle mit verbundenen Augen erlebten und mit geöffneten Augen erschüttert sehen und noch nicht begreifen.

Es gibt da *einige Filme*. Sie sind mit Vorsicht gemacht. Ihre Fabeln sind einfach und ohne jeden Theatercoup. Sie sind verständlich. Verständlich sind die agierenden Figuren, Männer in Uniformen, die unter Granatfeuer laufen. Das ist entsetzlich, aber es ist verständlich, viel verständlicher als ein betrunkenen Kassierer, der, ein Toter unter Lebenden, herumläuft, weil er sich einmal im Leben einen vergnügten Abend machte, der schief ausging. Das ist – auch mit Jannings in der Hauptrolle – unverständlich, langweilig, beinahe widerwärtig. Man kann einem Mann, dessen Frau starb, nicht erzählen, man habe seine Handschuhe verloren.

Freilich war der Krieg nicht eine Schiesserei in Schützengraben, ein Herumhocken in den Lausenestern elender Quartiere oder in den versumpften Granattrichtern der zerschossenen Unterstände. Der Krieg war, allgemein verständlich gesprochen, eine europäische Katastrophe. Wo aber sehe ich, wie dieses fürchterliche Unwetter langsam heraufzog, wo seh ich, Bürger, wer wo wann treibend, agierend sass, seine Hände vorsichtig an diesem Brei? Niemand kann alle Memoiren aller Staatsmänner lesen, die alle schuldig waren. Jeder beschreibt seine Unschuld, und ich muss immer einen auf den anderen lesen, um zu erfahren: ha – Schurke!

Wo aber sehe ich?

Wenn auch der Krieg keine Schiesserei in Schützengräben war, war er doch ein Sterben in Schützengräben. Es gab Leute in Europa, welche Granaten en gros verkauften, aber jene starben, die von diesen Granaten in Stücke gerissen wurden.

Leider zeigen diese Filme – das ist richtig – nur die Wirkungen, nicht die Hersteller von Granaten. Aber mit der Zeit werden auch sie an die Leinwand kommen, wie sie schon auf die Bretter gekommen sind.

Deutschland will sehen; es hat nichts zu verlieren, wenn es die Wahrheit sieht, nur zu gewinnen.

# Dezember

## Warum haben wir nicht gelacht?

### I.

Der Inseratenteil der Abendzeitungen teilt mit, man müsse in die ‚Scala‘ gehen, das grosse Berliner Variété, um sich die Fratellinis anzusehen, die besten Clowns, die es gibt. Ich gehe. Die ‚Scala‘, die sich eine Varieté Bühne nennt, ist ein Theater. Ich betrete einen grossen langgestreckten Raum, der die Form eines Theaters und die Feierlichkeit eines Konzertsaals hat. Zwar hat er keine Logen, aber er hat eine Bühne mit einem grossen Vorhang. Dieser Vorhang fällt sofort über mich und deckt mich zu. Jetzt bin ich nicht mehr da; ich traurig-lustiger Mann, klug-dumm alt-jung, bin ein Zuschauer geworden, der für zwei Stunden seine Welt verlassen hat, um hinter jenem Vorhang eine neue zu erhalten. Wenn der Vorhang hochgeht, werde ich, der ich gar nichts will, etwas erhalten. Um mich herum sitzt auf Theaterstühlen das Publikum; es unterhält sich nicht; die Musik spielt; auch zischt sofort ein Hintermann, wenn ich meiner Begleiterin ein Kompliment mache. Das hätte ich zu Hause besorgen können. Das Programm beginnt mit einem Marsch. Und wir marschieren im Sitzen. No. 2: Die beiden Hiawatha. Indianische Tanzseilkünstler. Sie tanzen schwebend auf Seilen. Es ist schön. Es ist gefährlich. Es sind Indianer. Tragen eigentlich Indianer Federn als Hüte? Tanzen sie zu Hause auf Seilen? No. 3: Die Baranoff-Truppe. Es sind Meister-Gladiatoren. Zeitgenossen Cäsars. Sie haben gute Muskeln. Sie tragen sich gegenseitig wie Kaffeetassen. Es ist schön. Es ist gefährlich. Wo wohnen eigentlich heute Gladiatoren? No. 4: Glenn Ellyn. Ein Mädchen. Elastische Tänze. Die Musik spielt und sie legt einen Fuss

im Stehen sich fast um den Hals. Das ist nicht schön. Es ist gefährlich. Meine Begleiterin kann es nicht. Müssen das eigentlich Mädchen heute können? Warum sagt dieses Mädchen, es sei eine Tänzerin? No. 5: Bert Errol. Ein Mann kommt als Frau auf die Bühne und singt Sopran. Das macht er gut. Er verrät sich witzig. Er fängt sich wieder witzig. Er singt englisch. Ich verstehe kein Wort. Doch, ich verstehe etwas. Donnerwetter, ist der Text blödsinnig. Da kann man ja gar nicht lachen. Müssen eigentlich Texte englisch sein? In Berlin? No. 6: Ahh! Die Fratellinis. Es erscheinen drei Clowns auf der Bühne. Sie unterhalten sich miteinander. Weil sie drei Originale sind, jeder eines für sich, kommt dabei sehr komisches Zeug heraus. Man könnte sich kaputt lachen; aber man versteht sie nicht; die Bühne ist so weit weg. Die Clowns sind so weit weg. Man versteht sie überhaupt nicht; sie sprechen ja *deutsch*.

Mein Hintermann meint: die machen ja gar nichts vor. Denen ist ja das Publikum ganz egal. Wie sonderbar, meint der Hintermann, Menschen zu sehen, die miteinander beschäftigt sind. Eigentlich ist das unverschämt, hier im Theater, wo ich doch vier Mark bezahlt habe, damit sie sich mit mir beschäftigen. Die Fratellinis haben genug Witze miteinander gemacht; jetzt machen sie miteinander Musik. Mein Hintermann denkt, jetzt käme es; die Sonate. Aber die Fratellinis können nicht spielen, weil sie sich fortgesetzt gegenseitig stören. Darüber lachen sie auch noch, denkt mein Hintermann, das finde er gar nicht komisch. Jetzt ist ihre Zeit um und die Fratellinis gehen ab. Mein Hintermann meint: Ha? Und spricht: Was heisst hier Clown? Können Sie etwas, meine Herren, oder nicht? Seiltanzen oder Füchse dressieren? Nein? Ach, nur ein Mensch sind Sie? Entschuldigen Sie, aber das bin ich auch. Mein Spiegelbild wollen Sie sein? Sie sind wohl verrückt? Erstens habe ich zu Hause Spiegel genug, und zweitens sehe ich erheblich anders aus. Ich kenne mich doch. Wie meinen Sie? Leider wäre ich nicht verrückt? Das ist

aber gar nicht zum Lachen, was Sie da sagen. Das ist ja beinahe Nepp, was Sie da geboten haben. Sie scheinen mir aus Paris zu sein.

No. 7: Weihnachtslieder....No. 8: Martha-Western-Truppe-Revue-Bilder. Vier Mädchen, um einen Reifen gehängt und fast nackt, sehen aus wie ein Ring. Oder wie ein Bilderrahmen. Oder wie ein Elfenbeinkollier. No. 9: Mme. Low-Skaya. Die Sängerin mit der Mimik. Ohne Stimme. Aber Mimik. Sie singt: «Singendes Schweigen». No. 10: Sidney Tracey und Bessie Hey. Der sensationelle amerikanische Tanz-Akt. Mein Hintermann versteht diese Definition sofort. Ich verstehe sie immer noch nicht. Aber warum denken Sie eigentlich nach, mein Herr? Sehen Sie doch, wie die Frau trainiert ist. Ja. Aber sie tanzt doch gar nicht. Was heisst hier tanzen. Die kann eben mehr als so'ne gewöhnliche Tänzerin. Sie kann weniger. Sie haben keine Ahnung, Herr. Sehen Sie doch, wie die Frau sich tragen lässt von dem Mann. Aber sie tanzen doch gar nicht. Usw.

Um ganz gerecht zu sein, muss man sagen, dass die Witze der Fratellinis ein bisschen alt waren. Aber sie waren gut. Sie wirkten bloss nicht. Man hätte eben die ‚Scala‘ umbauen müssen. Das wäre überhaupt gut, die ‚Scala‘ umzubauen. Dort dürften nie mehr englische Lieder gesungen werden, welche das Publikum versteht, sondern nur noch deutsche, welche das Publikum noch nicht versteht. Und alle Tänzerinnen müssten tanzen können. Und statt der Hiawatha-Seiltanzindianer lassen wir Autochauffeure auftreten, die sich vergeblich bemühen, über den Potsdamer Platz zu fahren. Usw.

Und wir spielen uns selber und lassen die Fratellinis kommen, ein bisschen, manchmal, am Abend, mit uns zu spielen.

## Warum haben wir nicht gelacht?

### II.

Ein Freund und Leser kommt zu mir ins Zimmer. «Was», sagt er, «fällt Ihnen ein, die Fratellinis zu zerreißen? Das sind die besten Clowns, die es gibt.» Erschrocken antworte ich, ich hätte sie doch gelobt. Dann wüsste ich nicht, was ich schreibe, meint der andere. Eigentlich meine ich, müsste ich es ja wissen. «Sie haben sich über alles mokiert», sagt der Freund. «Warum gefällt Ihnen denn die ‚Scala‘ nicht? Das ist doch ein herrliches Variete?» «Nein.» «Warum?»

«Weil sie eine Bühne hat und wie ein Theater aussieht. Sie sollte eine Arena haben; keinen Vorhang; mehr Raum, bessere Stühle, Logen, in denen man sich besuchen kann, Aschenbecher, damit man rauchen kann, Gänge, in denen man wandeln kann, wenn einem mal eine Nummer nicht gefällt. Schlimm genug, dass ich im Theater ein Zuschauer sein muss und brav. Ich bin doch kein Zuschauer; ich bin ein Mensch. Warum soll ich von acht bis elf wie ein Strafgefangener still auf einem Sessel sitzen? Ich will aufstehen, ich will tun, was ich will, wenn ich einige Mark zahle, um mir einen vergnügten Abend zu machen. Ich will keine Regeln. Ich habe Manieren. Ich will keine Vorschriften.» «Nun ja. Aber warum waren Sie so spöttisch gegen die Meistergladiatoren? Das waren doch Kerle!»

«Ich war nicht spöttisch. Ich erkundigte mich bloss, ob dies ein fremder Volksstamm sei, Gladiatoren.»

«Sie wissen doch, was in Rom Gladiatoren waren?»

«Gibt die ‚Scala‘ historischen Anschauungsunterricht? Waren Gladiatoren Akrobaten?»

«Sie sind überspitzt.»

«Ich bin, verzeihen Sie, naiv. Es läutet nicht in meinem Gehirn, wenn ein Mann sagt, er sei ein Gladiator, und dann nur nackt ist. Wenn ich das sehe, muss ich immer darüber nachdenken und kann nicht zusehen.»



«Es steht doch bei Lederstrumpf, dass Indianer Federn tragen. Warum spotten Sie darüber?»

«Sie glauben, was Sie gelesen haben. Ich glaube es auch. Aber ich habe in der Zeitung ganz andere Dinge von den Indianern gelesen, die heute leben. Ich weiss doch, dass Indianer keine Federn tragen, warum soll ich denn auf einmal in der ‚Scala‘ dumm sein? Ich will nicht dumm sein; ich will nachdenken.»

«Aber die Fratellinis haben Sie verspottet.»

«Ich habe sie *gelobt*. Sie hatten doch gar keinen Erfolg. Es klatschte so dünn um mich herum. Sehen Sie, die machten den Leuten nicht vor, sie seien Gladiatoren oder Neger. Die trugen keine Federn. Die sahen genauso aus wie wir; das verstand man nicht. Da konnte man sich kein brennendes Rom (aus dem Roman von Hubert von Maienfeld) in der Seele vorspiegeln. Da musste man selber einer sein, um die zu kapiieren. Und um über die lachen zu können. Aber mein Hintermann wollte nicht. Der war böse. Wo andere Leute ein Zwerchfell haben, hatte der ein Konversationslexikon. Der liess sich nichts vormachen. Gladiatoren? Ja. Das stand bei ihm geschrieben. Aber Clowns? Menschen? Auch Menschen? Er war ja keiner. Er war ja *belesen*. Wie Sie.»

«Sie sind zu streng.»

«Sie sind zu ernst. Sehen Sie: gestern gab man im Staatstheater ‚Guiskard‘ von Kleist und ‚Woyzeck‘ von Büchner. Ich lese über diese Vorstellung in der Zeitung. Einige Leute verliessen während der Vorstellung das Haus. Warum sollten sie nicht? Es gefiel ihnen nicht. Vielleicht mussten sie zum Zug. Vielleicht hatten sie Leibweh. Vielleicht gefiel es ihnen nicht. ‚Guiskard‘ ist doch kein Stück. Aber es ist ein literarisches Kunststück, das aufzuführen. Vielleicht wollten die Weggeher aber ein Stück sehen. Warum nicht? Was lese ich: vermutlich ging es allen Hörern so – bis auf die Zimmerlinge, die gruppenhaft, wie zu einer Kundgebung, das Haus verliessen, mit frech störendem Ge-

räusch; dem akustischen Ausdruck ihres Gehirns, schreibt ein Kritiker. Und ein anderer: Wo sonst bei Jessner die grosse Bestie des Amüsiermobs sich duckt, Zähne fletscht, verbittert und verkniffen die Wut in sich hineinfrisst, dass es in Deutschland einen Mann gibt, der ihr nicht den kleinsten Zoll Beachtung schenkt, gestern... usw. ...verliessen ein Dutzend bourgeoisier Weiber mit ihren Gatten und Freunden das Theater.

Warum darf man eigentlich nicht Weggehen, wenn Herr Fehling auf seine Weise, die nicht aller Leute Weise sein kann, den ‚Guiskard‘ inszeniert? Warum ist es gut, dass ein Theaterdirektor hier seinem gutzahlenden Publikum keinen Zoll Beachtung schenkt, dort schlechte Stühle und strenge Verhaltensmassregeln aufstellt? Warum? Ich bin *Publikum*. Ich bin für die Freiheit. Ich bin/ür die Gladiatoren, aber *gegen* ihre Agenten, die sich nichts Besseres einfallen lassen, das man ins Programm drucken könnte. Ich schätze ihre Muskeln, aber ich möchte auch ein wenig unterhalten sein. Warum Gladiatoren, wenn wir 1927 schreiben? Warum Federn, wenn Indianer längst Millionäre sind, was viel komischer ist? Ich bin gegen die Direktoren, die so viel nach London und Paris fahren, statt einmal über die Tauentzienstrasse zu gehen, die viel amüsanter ist als die Prospekte ihrer Agenten.

Ich bin dafür, dass ich unrecht habe. Warum nicht? – Seien wir nicht so gebildet im Variété, aber schlauer; nicht so brav, aber lustiger.»

### **Kampf mit der Armut**

*Hallelujamädchen*. Die weihnachtliche Veränderung der Stadt vollzieht sich alljährlich; das Bild bleibt immer das gleiche.

Man könnte auf die Idee kommen, irgendein Generalstab habe einmal einen Aufmarschplan skizziert, der seitdem strikt befolgt wird. Die vorhandenen Gegensätze zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen werden in den Konturen etwas schärfer herausgearbeitet. Darauf aufmerksam gemacht, in diskreter Form, erinnert sich fast jeder der dunkeln Armut, die es irgendwo in der Stadt gibt. An den belebtesten Plätzen stehen die weiblichen Kadetten der Heilsarmee. In einer Pyramide von Stangen baumelt ein Topf hin und her, der eine grosse Sparbüchse ist. Die Mädchen rufen: Haltet den Topf am Kochen! Mancher Vorübereilende wirft einen Groschen hinein. Der leise Klang erstickt im Lärm. Für wen kocht der Topf? Ich wollte es genau wissen: für wen?

*Überrest.* Es gibt deren genug in Berlin, die keine Wohnung haben und in den Asylen nächtigen müssen. Bei der Heilsarmee kostet ein Nachtlager für Männer 80 Pfennig, für Frauen 60. In den Logierhäusern, in denen die Stuben mit Tabak gebeizt sind, ist keine Pritsche unter einer Mark und etlichen Pfennigen zu haben. Ein hungriger Wirt versucht dazu, die Zeche zu erhöhen, wozu ein hungriger Gast, auch wenn er keinen Heller im Sack hat, sich nicht zu schwer verführen lässt. Das gibt dann bittere Erfahrungen. Frei wohnt man nur im Obdachlosenasyll. Dorthin geht keiner freiwillig. Gegen diesen Rest, diesen Überrest der Einwohner der Grossstadt, sind jene wohl noch vermögend zu nennen, die eine Wohnung besitzen; eine Wohnung, das heisst irgendwo ein Dach überm Kopf, das den Regen nicht durchlässt – obgleich auch ohne Regen das Wasser von den Wänden laufen kann.

Für diese – und andere – sammelt der Topf, rufen die Hallelujamädchen. Einige solcher Mitbürger beschloss ich zu besuchen.

*Dresdner Strasse.* Wer kennt den Weg zu ihnen? Alle Strassen sind mit Häusern gesäumt; alle Häuser mit Menschen ge-

füllt. Fragt man den nächsten –: jeder ist arm. Irgendwo muss ich mir Rat holen.

In einem Hinterhof fand ich das Wort ‚Tempel‘ angeschrieben. Es stand so, als wären hier, in dem weitläufigen Bürohaus, solche Bauten zu verkaufen. Da es das immerhin noch nicht gibt, musste ich auf dem richtigen Weg sein. Ein Redakteur empfing mich und gab mir Auskunft. Wir sassen vor einem breiten, unverhüllten Fenster, einer gläsernen Wand, die den langen Raum in der Breite abschloss. Der Blick aus dem Fenster ging mitten hinein in die dunkle, nördliche Stadt: zur nahe gegenüberliegenden Hauswand, hinter der wohl ein paar hundert Menschen wohnen, leben und sterben, und niemand weiss, wie schlecht es ihnen geht, als sie allein. Ich bekomme Auskunft in Zahlen; z.B. sind von der Heilsarmee an fünfhundert Betten in diesem Jahr aufgestellt worden. 500 Betten zwischen 4 Millionen Einwohner, rechne ich mir aus. Die Zahlen verlachen einander. Aber 500 Betten: ein kleiner Wald von Holz, eine komplette Einrichtung eines Krankenhauses. Man muss die Zahlen wie die Rosinen im Kuchen nehmen, nicht wie das Mehl; oder wie die Tropfen, die auf den heissen Stein fallen. Es zischt, aber es lindert doch. 500 Menschen bekommen ein Bett, strecken sich aus, liegen warm in der Nacht und sagen irgendein Wort der Erleichterung. Schon ist es ein Chor, wie keiner noch unter einem Kapellmeister jubilierte. Mit einer neuen Adresse versehen verabschiedete ich mich. Es ist Nacht auf der Strasse geworden. Einer unter vier Millionen, schiebe ich mich zwischen die Menschen. Was weiss ich jetzt? Was werde ich morgen wissen? Wer sagt etwas? Wer weiss etwas? Die Bewegung verwirrt doch. Die gewaltige Maschine steht keinen Augenblick still. Und das kleine, rote Herz ist ebenso ruhelos. Wer nur eine Minute lang losgelöst und abseitsstehen könnte, um ruhig zu denken.

*Landsberger Strasse.* Es regnet leise. Elf Uhr vormittags ist eine Stunde zwischen den Zeiten; zwischen dem Beginn und der

Pause der Arbeit. Am Alexanderplatz merkt man wenig davon; hier könnte es gerade Mittag über die Dächer gepfiffen haben. Die Arbeitslosigkeit wirft die Menschen auf die Strasse wie ein Sturm die Bäume. Es ist ein unordentliches, wirres Bild. Niemand kann – so scheint es – Ordnung schaffen. Sich selber im Weg, sich selber zu viel, stehen die Männer nebeneinander. Arme, Fäuste, Köpfe, Herzen, wozu? Wiederum ist es ein Hinterhof, von dem die Treppe aufwärts führt. Aus einer schrankförmigen Drehorgel dreht ein alter Mann die Töne von Valencia. Es ist ihm ganz egal, dass dieses süsse Lied in einer anderen Sprache geschrieben wurde. Der Schlager der Saison ist international.

Auf jeder Stufe der eisernen Wendeltreppe, die ich hinaufsteige, hockt ein Mensch: ein junger Mann mit zwei glühenden Augen; ein Kind; eine alte Frau; noch eine alte Frau; zwei alte, bärtige Männer. Über diese Stufen steige ich hoch. Es riecht penetrant nach Essen, aber nicht nach Speise und Trank, sondern nach einer maschinellen Ausnützung von Essbarem. Der Geruch ruft nicht, er schreit. Ein armseliger Kohlkopf wird zu nichts zerkoht in siedendem Wasser. «In einer Viertelstunde fangen wir an», sagt die Stadtkapitänin, «Sie können ja der Speisung beiwohnen.» Sie ist sehr liebenswürdig, sie ist nie, nie mehr erstaunt. In dem Wartezimmer spiegelt sich ihr Bild auf dem Fussboden, in den Möbeln. Alles ist von einer exakten Ordnung und Sauberkeit. Die Nächstenliebe formt den Charakter. Ein Charakter wischt auf seine Art Staub. Viele erschrecken bei der Vorstellung von berufsmässiger Mildtätigkeit und organisierter Herzengüte. Instinktiv schliessen sie daher die Augen, und so entgeht ihnen, wieviel neue Sachlichkeit in dieser alten Menschlichkeit steckt. Freilich ist das Herz dabei nur eine Zwischenstation. Ordentlich, wie der Teppich vor dem Sofa liegt und ein kleiner Gong aus Messing die Zierde der Anrichte

bildet, wacht hier der Verstand und kalkuliert die Möglichkeiten seiner Macht im Kampf gegen die Armut.

Die Frau, die in dem grossen Kessel die Suppe rührt, war einmal wohlhabend. Der Mann hat seine Fuhrhalterei im Krieg verkauft. Heut lebt sie davon, dass sie die Hungrigen speisen hilft. Die Hungrigen treten ein. Die ich bereits auf der Treppe sitzen sah und viele andere. Jeder gibt seine rote Karte her zum Abstempeln. Für diese Menschen ist immer Krieg, und immer ist alles rationiert, nur ihr Leben nicht, das sie bis zum kaum erträglichen Alter hinschleppen.

Später erzählt mir die Stadtkapitänin weiter. Wie wir reden, klopft es. Ein Mann kommt herein. Vielleicht ist er vierzig, vielleicht fünfundzwanzig Jahre alt. Am Morgen hat er einen Brief geschrieben, jetzt will er sich Antwort holen. Die Handschrift ist erstaunlich. Ich erfahre, dass er im Krieg Kompanieschreiber war. Er ist stolz auf seine Handschrift und plötzlich ein anderer Mensch, wie er vom Krieg spricht. Damals war er Unteroffizier und, wie er sagt, sehr beliebt. Heute – er hat vier Kinder. Im Januar wird das fünfte kommen. Er bekam 20 Mark die Woche Erwerbslosenunterstützung. Zu Weihnachten wollte das nicht langen. Er ging mit seiner Frau nach Tegel, mit Lumpen zu handeln. Einer zeigt ihn an. Jetzt hat er gar nichts mehr, weil sie ihm die Unterstützung entzogen haben. Ungefähr dreissig Mark monatlich verdient er sich damit, dass er in den Müllkästen nach Gegenständen sucht, die er irgendwo verkauft. Wie er von seinen Kindern spricht, fängt er an zu weinen. Seine Backenknochen stossen fast durch die Haut. Er könnte seinen Hut daran hängen.

Als ich gehe, sitzen einige noch auf der Treppe und essen. Eine alte Frau hebt sich etwas zum Abend auf; vorsichtig füllt sie ein wenig von ihrer Suppe in eine alte Konservenbüchse. Der Drehorgelmann ist fort. Auf der Strasse ist plötzlich Winter geworden, und ein scheusslicher Ostwind geht mir durch Mark und Bein.

*Elisabethstrasse.* Die Stadtkapitänin hatte mir vorgeschlagen, die Adjutantin auf einem morgendlichen Besuchsgang zu begleiten. «Sie müssen aber früh kommen, lieber Herr. Denn die Wohnungen sind dunkel, von drei Uhr nachmittags ab wird der Weg halbsbrecherisch.» Anderntags um zehn Uhr fahre ich nach dem Alexanderplatz. Über dem Gleisdreieck steht der Himmel hoch und blau. Es ist fast warm draussen und könnte bald Ostern sein, statt Weihnachten. «Zuerst besuchen wir Vater Krause», sagt die Adjutantin. Auch ihr Gesicht habe ich irgendwo schon gesehen. Sie hat nicht die Ruhe ihrer Vorgesetzten, sie ist nervöser, darum hilfloser. Sie weiss, dass sie wenig helfen kann, und denkt immer, wie sie helfen könnte. Sie betet viel und gern. Die Worte tun ihr gut. Im Hinterhof seitwärts geht es ein paar Stufen hinab. Ich zünde ein Streichholz an: wir sind im Keller. Hinter der «Haustür» steht ein verrosteter Ofen. Die Schwester klopft und geht vor. In dem kleinen Raum ist Nacht. Auf dem Sofa liegt ein alter Mann. Er freut sich, dass wir kommen. Die Schwester erzählt mir, und er hört genau zu. Wenn er etwas nicht versteht, fragt er. Die Schwester erzählt mir von seinem Leben. Er war in Mitteldeutschland Stadtbausekretär. Seine Frau ist tot. Er prozessiert um seine Pension. Vor zwei Jahren hat ihn ein Junge mit dem Rad umgefahren. Von dessen Mutter bekommt er monatlich fünfzehn Mark Rente. Aber er ist von dem Unfall nicht mehr genesen. Wie ich mich an die Dunkelheit gewöhnt habe, sehe ich Bücher auf dem Tisch liegen. Er liest gern; jetzt hat er gerade von Hauff gelesen ‚Die Memoiren des Satans‘. Er sagt, dass es ihn freut, dass in diesem Buch gezeigt wird, wie hohl oft die Gelehrten sind. Er regt sich auf vor Freude. Er kennt auch meinen Namen; ja, er hat schon etwas von Clemens Brentano gelesen.

*Gollnowstrasse.* Niemand wundert sich, dass ich fremder Mensch in einem warmen Überzieher, mit einem Spazierstock und wohl mit schlecht verhüllter Neugier eintrete.

Jedem ist das ganz recht, wie es geschieht. Ein bisschen armseelige Furcht und Hoffnung hemmen auch Widerstand, der sich etwa regen könnte. Furcht vor dem, wie sie glauben, Mächtigen, der doch vielleicht helfen könnte, und Hoffnung, er helfe vielleicht. Die da unten warten nicht mehr auf den Messias, sie warten auf uns.

«Die Frau Hecker wohnt jetzt hinten», sagt eine fremde Frau, als die Schwester erstaunt ist, die Gesuchte nicht anzutreffen. Frau Hecker hat untervermietet und ist in ein Hinterzimmer gezogen. Der Raum hat kein Fenster. Wie wir eintreten, sehe ich an einem Tisch einen jungen Menschen sitzen. Mit einem Taschenmesser versucht er Schuhe zu flicken. Frau Hecker badet ihr jüngstes Kind. In einer Flasche steckt eine brennende Kerze. So ist der Raum heller als die andern, die irgendwo ein Fenster haben. Ihr Mann ist ihr fortgelaufen. Jetzt hat sie ihren Cousin aus Ostpreussen bei sich. Der, ungelernter Arbeiter, ist auch arbeitslos. Sie gehen sich mittags bei der Heilsarmee Essen holen; sonst sorgt die Frau für die Kinder. Der junge Mann geht des Morgens manchmal aus, ob er nicht doch irgendwo Arbeit finde. Seit einem Jahr geht er schon vergebens des Morgens aus. Dass er kein Werkzeug hat, ärgert ihn am meisten. Mit dem Taschenmesser kann man den Übeln der Schuhe, die zahllos sind, nicht zu Leibe gehen. Wenn er nur Werkzeug hätte. Aber er sagt nichts.

*Brückenstrasse.* Ich muss gestehen, dass ich der Frömmigkeit ein wenig misstraue, die sofort sichtbar wird, einsetzt, sowie die Schwester vom Beten spricht. Die Bereitwilligkeit ist mir zu bereitwillig. Oder irre ich mich? Es ist eine besondere Art von Ertrinken, der ich hier beiwohne, und nur mir, von oben, erscheint vielleicht ein Strohalm, was von unten wie ein Baumstamm aussieht. Wir sind es nicht gewohnt, so ohne Geld und ohne Hoffnung zu sein, in einem Zimmer ohne Licht und mit drei kleinen Kindern. Man muss doch ein anderer Mensch sein, wenn man daran gewöhnt ist.



– Man sieht sie in Paris häufiger als in Berlin, die kleinen Gemüseläden, zu denen von der Strasse aus ein paar Stufen hinabführen. Wir steigen hinab, der ehemalige Laden ist eine Wohnung. Das hintere Zimmer, das kein Licht hat, ist an ein Ehepaar vermietet; vorn, unterm Fenster liegt die Grossmutter, die wir besuchen. Sie spricht nicht gern, ihr sind der Mann und alle Kinder gestorben. Nur sechs Enkel hat sie noch. Sie ist sehr krank, aber sie glaubt, dass sie wieder gesund wird. Sie möchte gesund werden. Durch ihr Fenster blickt sie direkt auf die Strasse. Aber von den Vorübergehenden sieht sie nur Beine und Füsse, von den Wagen nur die Räder. Höchstens einem Kind, dem Enkel, kann sie einmal in die Augen gucken. Die Bewegung des Lebens, das sie vergessen hat, rollt unaufhörlich an ihrem Fenster vorüber, nur mehr die Bewegung, das rollende Rad, der erhobene Fuss. Die Sinnlosigkeit der Vorwärtssehnsucht, die sie nicht begreift. Sie denkt: Ihr bleibt ja doch eines Tages irgendwo liegen, wie ich hier liege, so nah an der Strasse, ohne dass mich einer sieht. Und wäre nicht die Heilsarmee, die mir Essen bringt, müsste ich verhungern, denn meine Füsse kann ich nicht mehr heben, wie ihr, und meine Räder sind fortgerollt, wie das Geld.

*Lange Strasse.* Man ist erstaunt zu sehen, was man sieht. Mehr erstaunt als ergriffen, eher hilflos als fassungslos. In dieser Strasse wohnte der Massenmörder Grossmann. In einem Vorderhaus im ersten Stock. Diese Gegend um den Schlesischen Bahnhof ist berüchtigt. Unser Weg führt immer die gleiche Tour, immer durch die Höfe, nach dem dritten, vierten Hof, immer treppab, wenn wir kommen, treppauf, wenn wir gehen. Es ist eine völlig andere Gesellschafts-, um nicht zu sagen Weltordnung hier.

Das Zimmer hat zwei Fenster, ein Schacht bringt Luft und Licht heran. Die Familie ist vollzählig versammelt. Der Mann, die Frau, fünf Kinder. Sie sprechen nicht, als wir kommen. Sie beantworten wie auf Verabredung keine unserer Fragen. Dabei

hockt in diesem Raum, körperlich sichtbar, Not und Elend, das mich jetzt sogar noch zusammenfahren lässt. Das älteste, dreijährige Kind schaut mich an, und sein Ausdruck ist der einer alten Frau. Um ein paar glanzlose Augen liegen Schatten der Freudlosigkeit. Dieses Kind hat bereits genug gelebt. Auf einmal kommt Bewegung in die Familie. Wir wussten nicht, dass eines der Kinder ein Nachbarskind war, vor dem die Eltern nichts von ihren Sorgen erzählen wollten. Der Mann berichtet mir: er könnte arbeiten, aber er ist hochgradig lungenkrank. Er hält keine Arbeit lang aus. Vor dem Krieg war er gesund, im Krieg hat er sich das Leiden geholt. Jedoch der Arzt hat aufgeschrieben, seine Krankheit sei chronisch. Deswegen zahlt ihm die Militärverwaltung keine Rente. Der Mann sagt das so, wie einer erzählt, mein Los war eine Niete. Höchstens noch sachlicher. Unbeteiligter. Ich begreife das nicht. Mir steigt ein elender Zorn den Buckel hoch: 50, vielleicht 60 Mark monatlich hätten dem Armen mit vier Kindern seine beiden zerstörten Lungen eingebracht und die vier Jahre, die er im Kriege seine Haut zu Markt getragen hat. Einer streicht sie ihm weg. Radiert damit seine Existenz aus. Mir-nicht ihm-fällt die Denkschrift der Reichsregierung ein; die Pensionen des Direktors der Hapag und Reichskanzlers a. D. Dr. Cuno; des Kronprinzen von Bayern und Generals a. D. Ruprecht von Wittelsbach. Man hält sich wie an einem Geländer fest an dem Bibelspruch, dass nicht alles in der Welt gerecht und gut ist. Aber nicht die Ärmsten! möchte ich rufen, nicht die lungenkranken Frontkämpfer mit vier Kindern, die zusammen an Not und Elend tausend Jahre alt sind. Wer hört? Einmal im Jahre ist es vielleicht erlaubt, so etwas mitzuteilen. Ich teile es mit.

Wir stehen und es ist totenstill im Raum. Ich schaue an den Wänden hinauf, die keine Einrichtung zudeckt. Hinten steht ein Bett. Die Frau folgt mir. «Dort liegt meine Älteste. Der Schularzt hat sie heute nach Hause geschickt.» Das Kind, nicht aus

der Ehe, ist wahrscheinlich der einzige gesunde Mensch der Familie. Wie es in einem Buch stehen könnte, liegt in dem Bett ein bildschönes Mädchen von zwölf Jahren, mit glühendem Kopf, mit hohem Fieber. Ich spüre zuerst, wie schön das Kind ist, ich spüre nichts anderes. Ich vergesse es nicht. Man wird, auf einen Haufen alter Bretter, die im Hof liegen, starrend, schwerlich eine Empfindung haben. Auf einmal bricht die Sonne hindurch; ein Strahl legt sich zwischen die Bretter, wir sehen das Holz und die Risse, die Späne. Es kommt einem manchmal in solchem Augenblick die aufrichtige Sehnsucht nach der Natur, die Gewissheit der Erde, die Überzeugung des Lebens. So liegt das Kind unter all den Menschen, die ich besucht habe; allein schön. Eine soziale Ordnung, die man gelernt hat, zerbricht, eine Leiter, die man ganz bewusst, fast wissenschaftlich eingestellt, herabgestiegen ist, wird weggezogen. Man ist im leeren Raum allein mit dem lebendigen, atmenden Menschen, der gut ist und schön. Und man geht, weil es Strassen gibt, Häuser und ein tägliches Leben, weiter.

*Aufstieg.* Aus der letzten Wohnung, die wir besuchen, heraufsteigend, ist die Schwester sichtlich erfreut. «Sie hätten dieses Loch vor einem Jahr sehen sollen. Damals lief das Wasser an den Wänden herunter. Die Leute kamen zu uns, als sie sich in ihrer Verzweiflung das Leben nehmen wollten. Man konnte ihnen ein wenig helfen. Jetzt gehts bergauf.» Eine junge Frau hatte uns unten mit überschüssiger Kraft von ihrem Kampf mit dem Wohnungsamt erzählt. Sie hatte es geschafft, vieles durchgesetzt. Der Mann hatte Arbeit gefunden. Ihr Leben ist gut geworden.

*Kreislauf.* Es wird also geholfen. Die Tropfen fallen auf den heißen Stein. Die Zivilisation versucht umfassend zu sein, wie die Registratur der Polizei. Dem Verhungern wird ein Stück Brot vorgeschoben. Wie die Ausläufer eines Gebirges ziehen sich die äussersten Vorposten der Bourgeoisie in die untersten Schichten der Bevölkerung hinein.

Jedoch unbeweglich, starr ist jene Struktur wie diese. Die Bewegung geht nicht von ihr aus, nicht einmal durch sie hindurch, sondern über sie hinweg. Es gibt nicht ein Gemeinsames zwischen dem Kurfürstendamm und der Brückenstrasse, obgleich alles Wichtige, Primärlebendige hüben wie drüben das gleiche ist: Hunger, Durst, Liebe.

Die Stadtkapitänin antwortet mir, dass eine sehr grosse Berliner Bank monatlich den Betrag überweist, den sie für die tägliche Armenspeisung benötigt. Aufgebracht wird das Geld jedoch durch die Angestellten der Bank, denen pro Tag 30 Pfennig in der Kantine auf die Rechnung draufgeschlagen werden. Es sind immer die Armen, die mit den Armen sind. Das besagt nicht, dass sie allein Herz haben. Es sagt überhaupt moralisch nichts aus. Es zeigt nur den Kreislauf. Es ist hier eine Welt und dort eine Welt. Diese Erkenntnis ist noch sehr jung. Man verwechsle nicht mit den beiden unsere Schulbuchvorstellung von arm und reich. So wird man nicht mehr trennen können. Exakt verwandeln sich, ganz allmählich, die Besitzenden in hochbezahlte Besitzlose. Furchtbar aber wäre eine Verwandlung der Besitzlosen in solche, die gerade das besitzen oder zugebracht bekommen, was sie am Leben erhält, um nicht zu sagen, vor dem Verhungern schützt.

*Republik.* Am Potsdamer Platz sausen die Autobusse wie wahnsinnig in die Kurven. Die Lichtreklame schnellte wie eine Schlange empor, erlischt, empor, erlischt. Man geht seine Einkäufe machen. Weihnachten ist nahe. Da ist der Topf und das Mädchen von der Heilsarmee daneben ruft: Halt den Topf am Kochen. Und wenn ich tausend Mark hineingäbe? Es ist besser als nichts, aber es ist nicht gut.

## Verständigung

Die geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich waren nie schlecht. Bloss verhinderten sie den Krieg nicht. Auch die anderen Beziehungen waren nie so, wie der Hass sie schilderte, den sie auch nicht zu bändigen vermocht hatten. Es ist jetzt etwa eine Woche her, da erschien plötzlich wie ein Geschwader von Flugzeugen eine *Reihe französischer Schriftsteller* in *Berlin*. Das Publikum, oder sagen wir lieber die Gesellschaft, blieb stehen, reckte die Köpfe, erstaunt, neugierig, nicht unwillig, abwartend, aber bereit. Man spitzte die Ohren. Das Geräusch schien stärker zu werden. Und als die Landung vor sich gegangen war, das heisst, als einer den Anfang gemacht hatte, galt es, wurde es Parole, dabeigewesen zu sein.

Still, mehr wie ein in besonderer Mission beauftragter Diplomat als wie ein amtlicher Botschafter, tauchte zuerst Herr André Germain auf, kam, sah und wurde eingeladen. Die deutsch-französische Verständigung, nach Thoiry durch allerlei Diskussionen sehr belebt, war noch aktuell, und die Annehmlichkeiten, nur Dichter vor sich zu haben (die man nicht ernst zu nehmen braucht, wenn man nicht will), erleichterte, was ohnehin niemandem schwer fiel, das Reden. Herr Germain erschien gleichzeitig überall. Man sah ihn am frühen Abend unter den Schriftstellern mit Mut und Ausdauer Bekanntschaften machen, bewaffnet mit einem Notizbuch, welches er, wenn er Deutschland verlassen hat, getrost mit Kürschners Literaturkalender vertauschen kann. Man sah ihn eine Weile später am Vortragstisch und zu guter Letzt im Salon. Er verriet damals noch nicht, dass Paul Valéry nach Berlin kommen werde. Doch, der Nachfolger von Anatole France in der Akademie der Unsterblichen von Paris erschien und blieb auch nicht verborgen.

Endlich traf es sich, dass Reinhardt in diesen Tagen sein 25-jähriges Bühnenjubiläum feierte, wozu Tristan Bernard aus Paris herüberkam, um mitzujubeln. Die nichts versäumen wollten (und fleissig sind wir ja), hatten viel zu tun. Die Wege sind hier weit. Dazu kam, dass man, weil es sich so ergeben hatte, abwechselnd im schwarzen Anzug und im Frack erschien, was ebenfalls und abgesehen von dem, was man zu hören bekam und zu sagen hatte, anstrengend war. André Germain sprach verschiedentlich. Er sprach über Politik und über moderne französische Literatur. Seine Vorträge zeichneten sich dadurch aus, dass er von solchen französischen Schriftstellern (und mit Begeisterung) sprach, die noch nicht im Konversationslexikon stehen, und dadurch die etwas leichtflüssige Unterhaltung der Zuhörer ins Stocken kam. Die Namen, die er nannte, Aragon, Soupault und andere, hatte man hier noch nicht oft gehört. Jetzt plötzlich genannt und mit dem Akzent auf ihrer neuen Gesinnung, welche sich für Europa einsetzt, auf Deutschland schaut, erwartend, interessiert, hätten sie doch nach den hier gültigen Regeln rasch in den Wortschatz der Gebildeten einrücken müssen. Das gelang nicht. Denn man kann hier zwar von deutschen Schriftstellern reden, die man nicht gelesen hat, weil es Zeitungen gibt, aber von französischen reden, die man nicht kennt, ist schon gefährlicher. Dies war nicht ohne Bedeutung. Denn eine neue Welt, die wirklich existiert und eigentlich so, wie man sie haben will, wurde hier genannt und konnte doch nicht, weil sie im Halbdunkel blieb, sogleich durch müssige Bemerkungen abgenutzt werden. Also entstand Schweigen, vielleicht sogar Nachdenken.

Paul Valéry, zum ersten Mal in Berlin, sprach in der französischen Botschaft. Man erlebte dort den ersten grossen Empfang seit dem Krieg. Der Einladung waren viele Politiker, Diplomaten, Schriftsteller, Journalisten gefolgt. Die Zuhörer sassen bunt durcheinandergewürfelt, ein in Berlin seltenes Bild. Valéry

sprach frei. Er ist klein von Statur, mit grauem, in der Mitte gescheiteltem Haar und unter schwarzen, dicken Brauen stehen zwei dunkle Augen, die eher die Augen eines Mathematikers als eines Lyrikers sind. Er selber scheint, im Gespräch, eine Mischung aus diesen beiden Begabungen zu sein. Sein Interesse für Architektur, für die Antike und die der französischen Kathedralen, und sein aussergewöhnliches Gefühl für die Form wollen es verraten. Er sprach von *Europa*. Er prägte ein Wort wie «*Leibnicisme*» (französisch ausgesprochen). Er verteidigt den Geist Europas, den er ununterbrochen sieht, seit den frühesten Zeiten bis heute. Er will ihn gegen alles verteidigen, was gegen ihn angeht (und er sieht ihm viele Gegner, auch Amerika). Er verspricht sich Hilfe vom engeren Zusammenschluss der europäischen Staaten. Seine Zuhörer waren von seiner vollendet geformten Rede sehr begeistert.

Ein zweites Mal sprach er im PEN-Club. Dort erzählte er sehr anmutig, als habe ihn eine Frau darum gebeten, literarische Erinnerungen an Mallarmé, an Huysmans, Degas und Monet, die ihn, als er jung war, in die literarische Welt Frankreichs einführten. Darauf las Elisabeth Bergner, etwas nachlässig, vier Gedichte von ihm in der Übersetzung seines Freundes Rainer Maria Rilke vor. Tristan Bernard beschränkte sich darauf, einige Reden zu halten. Eine davon wurde veröffentlicht. Gerhart Hauptmann hatte ihm zu Ehren ein Essen im Adlon gegeben und Bernard sprach dort, indem er, des Deutschen nicht mächtig, den deutschen Text vom Blatt las. Seine Worte waren so freundlich wie diese Geste.

Es war augenscheinlich, dass die Franzosen die Initiative ergriffen, sich mit den Deutschen zu verständigen. Man ging hier bereitwillig darauf ein. Bei solcher beiderseitigen Einstellung wirkten Ereignisse, wie die beschriebenen, und Reden, wie die in letzter Woche in Berlin gehörten, im guten Sinne. Man versuchte nicht, sich einander anzunähern, man näherte sich ein-

fach. Da zeigte es sich, wie nah und wie weit Paris und Berlin auseinanderliegen, wie ähnlich und wie verschieden Franzosen und Deutsche sind. Was aber eben noch eine halbwissenschaftliche Angelegenheit, ein Problem war, wurde eine rein menschliche Sache, wie jedes andere Zusammentreffen in einer Gemeinschaft auch.

Das Beste an dieser Woche und dem Erscheinen der Franzosen in Berlin war vielleicht, dass diese sich sehr wenig um das deutsch-französische Problem kümmerten. In ihren Reden war mehr von Europa und weniger von dieser Frage die Rede, als es – unsere Neugier erwartet hatte. Viele Zuhörer dachten an Thoiry. Für die Redner war das längst gewesen, eine bereits (in unser aller Sinn) erledigte Frage.

Ob dies auch wirklich, in Wirklichkeit so ist, werden viele bezweifeln. Sie werden vom Versailler Vertrag und von den Armeen am Rhein sprechen und eine Antwort darauf suchen, die nicht gegeben wurde. Diese sollten jedoch bedenken, dass man über den Versailler Vertrag mit den Politikern reden muss und über die Armeen am Rhein mit den Generälen; nicht mit den *Schriftstellern*. Wenn nämlich diese Woche voller deutsch-französischer Gespräche überhaupt eine praktische Bedeutung hatte, so war es, dass sie den Unterschied zwischen denen aufzeigte, die sich mit den geistigen Problemen beschäftigen, und denen, die, wie man sagt, praktische Politik machen. Wenn es manchen wertvoller erscheint, dass sich deutsche und französische Industrielle zusammensetzen und sich vereinigen, als dass Dichter über die Grenzen kommen und von Voraussetzungen ausgehend, die doch nicht de facto gegeben sind, über Dinge reden, die noch nicht spruchreif zu sein scheinen, so wird es andere geben, die der Ansicht sind, dass solche Verträge der Industrie auch wieder gelöst werden können, wenn sie sich nicht mehr rentieren oder etwas anderes sich besser rentiert. Wahrscheinlich ist vieles gut. Aber notwendig ist auch, dass jene Generation von Schriftstellern und Intellektuellen, welche jetzt in Europa



heranwächst, sich mit Europa beschäftigt. Es muss, nach einem Wort von Valéry, Männer geben, die Politik machen, und andere, die darüber nachdenken. Deren Aufgabe wird es sein, nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft zu sehen. Politik besteht aus Fragen und Antworten; aber der Wortschatz Europas erschöpft sich, wenn wir weiter wie bisher lediglich vom Erbe vergangener Jahrhunderte zehren. Die Fragen unserer Zeit sind gegeben. Sie heissen nicht nur Deutschland und Frankreich, sie heissen auch Europa, Russland, Amerika, Krieg, Friede, Sozialismus, Faschismus, und reihenweise könnte man hier Worte hinschütten, von denen noch jedes einzelne ein Problem ist. Dazu die Antworten zu formulieren, wird eine Aufgabe der Schriftsteller sein, wie sie es immer gewesen ist.

### Aus fremden Ländern

Regen oder Nebel – man kann es nicht unterscheiden – macht die Strasse feucht und glänzend. Aber ein warmer Wind erlaubt, langsam seines Weges zu gehen. Die weihnachtliche Kauflust ballt schon kleine Ansammlungen vor die Schaufenster. Eines ist neben dem anderen; die ganze Strasse, hüben und drüben, ein parzelliertes Kaufhaus des – *Nordens*.

Wer hat noch Zeit, die Auslagen zu betrachten? Ich denke: es ist immer dasselbe. Die Füsse laufen, ich brauche es nicht zu befehlen, unaufhaltsam mit mir davon. Eine Besprechung hat mich so weit in die nördliche Stadt geführt. Ich habe Grund und Berechtigung, hier zu gehen. Ich komme von meinem Ziel und gehe nach Hause. Man überlegt das so. Wieviel kleingewachsene Menschen es hier gibt.

Männer und Frauen, die mir knapp an die Schulter reichen. Wie wenig seidene Strümpfe. Wie viele tausend Meter Lodenstoff! Ich habe das sonderbare Gefühl, der Tag sei zu Ende. Eine Uhr zeigt halb sieben abends. Hier gehen alle Vorüberwandernden nach Hause, von Tag und Tätigkeit fort, zu sich, zum Ofen, Essen, Bett. Ich habe noch viel vor.

Über meinem Kopf sausen die leuchtenden Schlangen der Eisenbahn. Trambahnen, Autobusse, Autos, Wagen stürmen von allen Seiten gegen mich und gegeneinander an. Es ist wie im Film. Zwanzig übereinander photographierte Bilder erst geben ein Bild. Auch der Lärm könnte von der Kapelle eines Ufatheaters hergestellt sein. Das Gebrüll der Hupen. Dort würde aber das Rufen der Eckensteher fehlen, die wieder seidene Kragenschoner anbieten. Wie viele günstige Angebote habe ich in meinem Leben schon abgelehnt.

Die Auslagen interessieren mich nicht. Höchstens die Reihenfolge fällt auf: jeder fünfte Laden verkauft Schokolade und Süßigkeiten. Dazwischen liegen ein Geschäft für Butter, Eier und Käse; eines für Strümpfe, Wäsche, Hüte, Bänder; eine Obst- und Gemüsehandlung und nach Wahl ein Laden, in dem ich mir als Junge meine Nägel und ab und zu einen Hammer oder etwas Draht erstand oder eine Drogerie. Der Nagelladen hat ein neuartiges Schaufenster: eins für *Radio*. Das gab es noch nicht, als ich Draht einkaufen ging. Das neue Fenster ist langweilig. Es ist aus der Fabrik, wie es aufgestellt ist, und man versteht nicht, was es feilbietet. Die anderen Fenster gefallen mir besser. Gut kenne ich noch den alten Sioux, der Petroleum anpreist. Der Geruch der Drogerie ist nicht zeitgemässer geworden, und noch immer sind die weissen Mäntel der Verkäuferinnen schmutzig. Was hier wohl ein buntes Hemd kostet? Oder ein Paar Sockenhalter, die man brauchen könnte? Oder ein Schirm, der mir fehlt?

Die Bücher sind wirklich billiger und billig. Die Inselbänd-

chen kosten nur 40 Pfennig. Tacitus: Germania. Humboldt: Ausgewählte Briefe. Mein Leben lang habe ich ausgewählte Briefe gelesen. Sie verraten nichts. In der Brückenstrasse werden sie ausgeboten. War völlig überflüssig, das Gesetz Külz. Alle Wirtschaften sind voll. Wäre es wärmer, würde ich ein kleines Helles trinken. Es kostet 10 Pfennig. Hier lebt man billig, wenn man im – Westen verdient. Es ist den Leuten ganz egal, ob man mit einer braunen Melone auf dem Kopf an der Theke steht. Aber von ihrer gesprächigen Lebendigkeit geben sie kein Quentchen her. Und der Zuschauer wird blind; er sieht gar nichts.

Die Mädchen sind alle lustig, die hier vorüberkommen. Mit den kleinen Ohren hören sie, was ihnen der Jüngling sagt, der hübsch links geht. Mit den Augen huschen sie an den Schaufenstern vorüber: Schuhe – Strümpfe – Hüte – Mäntel. Vor einem billigen Pelzmantel bleiben alle stehen. Ich habe ihn mir auch angesehen. Gefärbte, langhaarige Katze, aber hübsch gemacht und bunt gefüttert. Ein einziges Mädchen ging vorüber, ohne ihn zu grüssen.

Alle Mädchen sind entzückend, denen ich hier begegne, obgleich keine hübsch ist und keine eine Pelzjacke trägt. Ich weiss, was ich schreibe. – Sie sind listig, wo die Männer höchstens erregt, aufgeregter gestikulieren. Ihre Augen hüpfen wie die Hasen vor einem betrunkenen Jäger. Sie haben kleine, schnelle Bewegungen und soviel überflüssige, überschüssige Eitelkeit, dass sie einem fortwährend davon abgeben. Und alle nehmen. Und alle schreiben sich einen Blick zu, der ihnen gar nicht gilt. Sie gehen so über die Strasse und gehen nach Hause. Sie verdienen nicht, was sie brauchen, aber sie brauchen noch nicht einmal, was sie verdienen. Sogar, wer das nicht weiss, wie es viele von ihren Festen her wissen, in den Blumensälen, im Nibelungensaal, merkt es. Sie haben keine lockeren, höchstens gelockerte Sitten, aber sie tragen, wie die Eskimofrauen ihre Kinder, ihre Mütterlichkeit in den Taschen, die wie Brotbeutel aussehen,

und hüten sie, listig, in diesen Strassen, die wie Schützengräben sind mit dem Donner des Schicksals und den Drahtverhauen vor den Kassenschaltern, hinter denen das Geld liegt und – der Kurfürstendamm.

Die rückständigen Laternen leuchten nicht weit. Hundert Meter voraus sinkt der Blick ins Dunkel. Der Himmel ist graubraun. Ein kalter Mond empfängt sein Licht von der Stadt und wärmt niemand. Ich gehe über eine Brücke, unter der ein schmales Wasser steht. Ein freier Platz ist von Buden besiedelt. Längst ist hier Weihnachten und – hoffentlich wird es, was es ist, ein Geschäft. Nur ein Auto kann mich nach Hause bringen. Ich steige ein. Der Chauffeur lacht vergnügt. Der Westen ist so weit, so weit. Er wird wenigstens drei Mark fünfzig nehmen.

## Das Gesetz

In der vergangenen Woche, als das *Gesetz gegen die Literatur* noch über uns hing, am Bindfaden einer Gesinnung, ein zweischneidiges Damoklesschwert in einer papierenen Scheide, wurde auf einmal in den Kaffeehäusern allerlei erzählt. Schriftsteller, die man seit Tagen in grosser Zahl auf den Tribünen des Reichstages bemerkte, wollten, so hiess es, von diesem illegalen Podium herab eine Kundgebung an ihr Volk richten, das sich im Plenum so wenig (oder so eifrig) um ihre Interessen kümmerte. Aber die Tage der Abstimmung kamen und gingen, und es ereignete sich nichts.

Die *rechte* Seite des Hohen Hauses waren bei den entscheidenden Sitzungen stärker besetzt als die linke. Die Bank der Minister füllte allein Herr Külz. Vor den Plätzen der Stenographen lagen noch die bunt betitelten Bändchen Dresdner Romanfabriken, die zunächst einmal verboten werden sollen. Die Abgeord-

neten betrachteten eifrig ihre Opfer, die vor Vergriffenheit nicht wussten, was sie sagen sollten. Aber noch muss Spannung zwischen ihren schlechtgedruckten Zeilen gegessen haben; ihre Leser wurden nicht alle.

Die Anträge der Parteien wurden verlesen, und die Abstimmung begann. Diejenigen, die uns wenigstens eine Besserung bedeutet hätten, wurden sofort von der Rechten, die diesmal weit über die Mitte hinausging, verworfen. Bei anderen war eine Mehrheit nicht sogleich festzustellen. Der *Hammelsprung* begann, die Polonaise unserer Vertreter, die das Plenum durch die Tür ihrer politischen Gesinnung verlassen, um es durch die Tür ihrer Gegner, einer hinter dem andern und abgezählt, wieder zu betreten.

Die sich enthalten, verlassen und betreten den Saal durch die rückwärtigen Türen, man könnte sagen, durch die Hintertüren. Dort erschien auch einmal der Herr Reichskanzler, mit Freund und Gegner freundlich im Gespräch, und verschwand wieder.

Einmal gab es *namentliche Abstimmung*. Aus seinem Pult holte sich jeder der Vierhundert einen roten oder weissen Zettel heraus; die Saaldiener liefen mit den Urnen umher und sammelten für die deutsche Literatur. Als beim Tisch des Präsidenten bereits gezählt wurde, erschien noch der Abg. Koch. Er wurde seinen weissen Zettel nicht mehr los. Die deutsche Literatur hatte einen Helfer weniger gehabt bei diesem Antrag, der auch niedergestimmt wurde. Es war ein Antrag, der Zeitungen und Zeitschriften Mores lehren will. Hei, denken die einen, die werden es jetzt zu spüren bekommen. Was denken die andern?

Derweil sassen, gering *gerechnet, fünfhundert Schriftsteller* in Berlin, Gott allein weiss, wie viele im übrigen Bereich des Vaterlandes, fleissig an der Arbeit; zimmerten Verse, Dramen, Romane; erzählten von guten, bösen, alten, jungen Männern, Frauen, Kindern; hatten Geld oder keines, einen Verleger oder

noch keinen, waren berühmt oder unbekannt, aber alle lebendig, hungrig, frisch oder müde, Mitbürger, Freunde, Deutsche.

Sie hatten sich darum vergebens bemerkbar zu machen versucht, weil weder sie noch ihre Werke zur Diskussion standen. Also ihre brotlose Kunst wird von jetzt ab auch wieder *bodenlos* sein. Sie werden arbeiten, ohne zu wissen, was sie tun, sie werden schreiben, ohne zu wissen, was sie sagen. Denn man hat es ihnen nicht verraten, was man auf der Regierungsbank unter Schmutz und Schund versteht. Den Dieb warnt das Gesetz, den Schriftsteller wird es *überraschen*. Von Fall zu Fall wird er es am eigenen Leibe erfahren, und seine Enkel können sich vielleicht eine deutlichere Vorstellung von Schmutz machen als die Mitglieder des Ausschusses, der in 25 Sitzungen nicht zu formulieren vermochte, was er eigentlich verbieten will.

Dieses sonderbare Unvermögen ist noch der geringste Anlass zu einem Vorwurf. Wie ein Keil treibt sich die zeitgenössische Literatur in die Tendenz der Gegenwart, das Geschehene ungeschehen zu machen, den Krieg, die Revolution als historische Ereignisse den Lehrbüchern zu überantworten, die Republik als gegebene, aber nicht definierte Grösse ausser Diskussion zu stellen. Was geschrieben wird, ist keinem recht und erwünscht. Revolutionärer als der Potemkinfilm waren die sachlichen Kritiken, die darüber in einigen grossen Blättern erschienen. Ihre Worte bejahten etwas, was keiner verneinen will. Das ist unangenehm. Da liegt es: es wird geschrieben, was jeder zu wissen glaubt, aber niemand aussprechen will. Z. B. dass der Potemkinfilm ein Kunstwerk ist und die Reichswehr keine republikanische Armee.

Wir haben eine Revolution gehabt, aber wir reden nicht davon, weil nicht sein kann, was nicht sein darf, und Revolutionen dürfen nicht sein. In den Büchern steht geschrieben, dass die Frauen kurze Röcke tragen, aber – die Mode ist eine Industrie.

Es gibt Werke, in denen zu sehen ist, dass die Armen reich sind. Wozu darüber reden? Doch nur, um das Volk aufzureizen. Nicht etwa, um die Wahrheit zu sagen, um das Kind beim Namen zu nennen. Die Republik liebt die Schriftsteller nicht, denn die Schriftsteller haben die Republik gewollt. Der Mohr hat seine Arbeit getan. Er geht nicht.

### Javanische Spiele

Schon im Vorraum wehte ein Duft, der an eine katholische Kirche und den süßen Weihrauch erinnerte. Das intellektuelle und das exotische Publikum Berlins drängte sich in den Saal. Es braucht seine Nahrung.

Der ‚Ausschuss der Deutsch-Niederländischen Gesellschaft‘ in Berlin, eine Vereinigung von Freunden beider Staaten, hatte zu einem Abend javanischer Spiele geladen. Junge javanische Adlige waren die Schauspieler und Tänzer und – in fließendem Deutsch – die Sprecher ihrer Kultur.

Nach einer kurzen Einleitung begannen sie ihr Spiel. Wajang bedeutet Schatten oder Schemen; das javanische Theater kennt nicht den Schauspieler, sondern nur Puppen, Marionetten, sehr feine, aus Büffelhart mit der Hand geschnitzte und bunt bemalte Figuren, deren Schattenriss eine Lampe auf eine vorgepannte Leinwand wirft.

Man sah ein Fragment aus einem alten Heldenepos, das die Schicksale und Kämpfe der mächtigen Geschlechter der Pandawas und Kauravas behandelt. Der Text blieb unverständlich. Aber die ziselierte Beweglichkeit der Figuren erzeugte ehrliches Interesse und Spannung genug in den Zuschauern. Der schwächliche, aber charakterstarke Mensch, diese Figur stellt sich nie breitbeinig hin, siegt am Ende über den Keulenschwin-

ger, den Muskelmenschen. Drachen und Dämonen greifen in den Kampf ein. Mystisch, symbolhaft wie die Figuren, die nichts Menschenähnliches haben, ist auch das Spiel. Aber wenn sich ihre übermässig langen Arme beim Reden bewegen, greifen sie direkt nach dem Herzen der Zuschauer, und es ist aufregend, zu sehen, wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil hin und her – das ist ganz weit – über die Bühne fliegt, bis er den Feind trifft oder ein Ungeheuer erlegt.

Die Pausen füllt und den Auftritt der einzelnen Personen begleitet eine monotone, klagende Musik. Ihr Klang ist dem Läuten unserer Glocken, manchmal einem Glockenspiel, ähnlich. Die Töne lösen einander ab, einzeln anhebend, jeder für sich singend und wohl auch jeder von eigener Bedeutung.

Es folgten Tänze. Die Musikinstrumente wurden auf die Bühne gestellt und von den Künstlern in hockender Stellung bedient. Aus deutschen Museen sind sie – für diese Abende – einzeln zusammengetragen worden. Aber trotz einer tiefen und schönen Erklärung, die der Prinz Mas Jodjana gab, verstand ich die Tänze nicht.

Niemand kann sie verstehen. Die Sprache des Spiels, das voranging, war verständlich, obgleich die einzelnen Worte – die javanischen – nur ein Klang für das Ohr, kein Zeichen für das Gehirn waren. Die Sprache der Glieder, der Arme und Hände, die Bewegungen des Körpers, die so allgütig scheinen, weil wir alle, wir Menschen, solche Hände und Arme haben und ähnliche, sogar gleiche Bewegungen ausführen können, diese Sprache ist geheim. Hier ist sie doppelt geheimnisvoll, weil sie nicht Ausdruck von Empfindung und Leidenschaft ist, sondern streng überlieferte Form, Konvention, beinahe Worte, die nur einen Sinn und eine Bedeutung haben.

Mit geschlossenen Augen tanzte eine Javanerin den Pfauentanz. Ihr buntes Gewand, goldverbrämt, das unbewegliche Ge-



sicht, die Anmut ihrer Bewegungen machten sie zu einer Erscheinung. Aber unverstündlich unterbrach diese Linie ein gleitendes Trippeln und das Spiel ihrer Hände.

Niemand kann es verstehen.

Alle werden es bewundern. Denn der Weg von Java nach Deutschland ist weit. Die Stärke einer alten Kultur hat eine Brücke gebaut und ihn bezwungen. Das Meer liegt darunter und viele Länder. Deswegen seien diese Gäste begrüsst und bewundert. Sie kommen nicht, um zu handeln und Verträge zu unterschreiben; sie treten auf, um zu sein. Sie sind mehr als die Gesandten, sie sind die Schauspieler ihres Landes. Sie verbergen uns nicht, was sie wollen, sie zeigen uns, was sie sind. Sie begehren nicht, was wir haben, sondern sie bringen uns, was sie ausmacht.

Sie sprechen schon unsere Sprache. Und es fragt sich sehr, ob wir uns nicht mit der ihrigen beschäftigen müssen, wenn wir uns nicht allzu reichlich beschenken lassen wollen.

### Die blauen Blusen

In der Nacht vom Freitag zum Samstag, gegen 12 Uhr, stand der Noliendorfplatz auf einmal voll Menschen. Auffallend war, dass er voll junger Leute stand, Jünglingen, wie sie geschrieben stehen, mit langen blonden Haaren, Mädchen mit Schuhen ohne Absätze und dem Lodenmantel, wie ihn die Jungsozialisten tragen. Das alles war Premierenpublikum, das hier vor der Piscatorbühne stand und auf Einlass wartete, um sich das russische *Arbeiter-Kabarett*: «Die blauen Blusen» anzusehen.

Man hätte russisch verstehen müssen. Manchmal war die Situation peinlich: irgendwo in dem grossen, dichtbesetzten Theater lachten zwei, drei Leute hellauf bei einer gewissen Stelle

eines Liedes, das in ungeheurem Tempo auf der Bühne vorge-  
tragen wurde. Die andern sassen, schwiegen und glaubten, denn  
sie verstanden ja keine Silbe. Trotzdem war die Stimmung zwei  
Stunden lang vorzüglich; Begeisterung empfing und begleitete  
die Darsteller; der Schwung, mit dem sie bei der Sache waren,  
kurbelte das Parkett an und befeuerte die Ränge, die sich zum  
Schluss stehend mit dem Gesang der Internationale befreiten.

Die blauen Blusen, ihr Gewand, trugen zwölf junge Leute,  
acht Männer und vier Mädchen; alles Arbeiter, wie deutlich zu  
sehen war. Sie kommen auf ihrer Wanderung durch Russland –  
wo sie sich, Berichten zufolge, ein bisschen ausgewandert ha-  
ben sollen – jetzt aus Breslau nach Berlin und fahren von hier  
aus weiter, durch Deutschland. Sie spielen Zeitung. Ihr Kabarett  
ist eine russische Staatseinrichtung, Abteilung Propaganda.

Sie ziehen auf die Dörfer und machen Russland mit Russland  
vertraut; oder die Vergangenheit, die sie verspotten, mit der Ge-  
genwart, die sie lieben. Ihre Ausdrucksmittel sind Gesang, Tanz  
und Bewegung, eine Art von Gymnastik, die ein bisschen un-  
beholfen ist, etwa wie die eines Turnvereins, dessen jüngere  
Mitglieder ein paar Artistennummern einstudiert haben. Ohne  
den ‚Blauen Vogel‘, den wohl jeder gesehen hat, wären sie  
nicht, was sie sind, aber sie sind besser, weil sie voll von Be-  
geisterung für die Zukunft sind.

Weil man ihre Lieder nicht verstand, blieben hier dem Zu-  
schauer nur ihre lebenden Bilder zur Ergötzung. Davon waren  
einige reizend; etwa die Darstellung einer Zeitung, wie sie ge-  
schrieben, gesetzt, gedruckt, gefalzt und versandt wird, – dies  
alles durch die Bewegung von Gruppen und Körpern ausge-  
drückt.

Sie verspotten die alte Zeit, die Wolgaschiffer, die schwere  
Schiffe ziehen und – von der Liebe singen. Wir – in Berlin –  
hörten auf einmal jene ungefähr bekannten schwermütigen  
Volkslieder. Wir verstanden den Text nicht, der sie verspottete

– wir hörten nur die Melodie. Das ergab eine sehr gegenteilige Wirkung auf die Zuhörer, denen gefiel, was ihnen eben nicht mehr gefallen sollte. Jedoch, gegen was man Opposition macht, davon ist man selber ein kleines Stückchen – und irgendwo waren diese jungen Leute *gutes altes Russland*, Volk vom Volk, junge Leute aus der Gegenwart, die sich aus Vergangenheit und Zukunft zusammensetzten. Und wenn sie, zum Schluss, die Rote Armee spielten und deren einzelne Truppenteile darstellten und besangen, dann hätten sie auch aus Stolz in Pommern sein können und dort vom Turnverein. Bloss sehr begabt, entzückend begabt.

### „Sein Mahnruf“

Die Filmproduktionsgesellschaft der „Internationalen Arbeiterhilfe“ in Moskau hat einen Film hergestellt: «Sein Mahnruf». Nachdem er die Zensur passiert hat und gründlich beschnitten worden ist, gelangt er in Berlin zur Aufführung. Die Theater spielen ihn (noch) nicht.

Er lief an jenem Abend, an dem ich ihn mir ansehen wollte, im Turnsaal des Hohenzollerngymnasiums in Wilmersdorf. Diese Schule liegt im Westen, an der Peripherie der Stadt. In ihrer Strasse ist sie das einzige Haus. Es ist eine sehr schöne Strasse. Denn hier, wo man die Häuser nicht für die Ewigkeit baut und nach den Gesetzen der Schönheit errichtet, sondern, weil man Bedarf hat, und nach den Regeln der Mode, ist ein Zaun schön, der einen Bauplatz voll Gerümpel umgibt, an einem Novemberabend vom schwachen Licht einer Vorstadtlaterne beleuchtet. In der Ferne aber, zu Fuss oder mit der Strassenbahn erreichbar, braust die gewaltige Stadt, und in allen Far-

ben steht bis zum Morgen ihr Schein am Himmel, der die Sterne verdunkelt.

Dieser Film ist ein russischer Propagandafilm und, um es gleich vorwegzunehmen: «Sein Mahnruf» ist Lenins Mahnruf. Man kann nun sagen: in dieser Stadt muss man sich mit diesem Film beschäftigen. Oder: da er in Berlin läuft, ist es Pflicht des Reporters, über ihn zu berichten. Aber alle diese guten Gründe werden von einem gewichtigen unterstützt: dieser Film ist ein grosses Kunstwerk.

Seine Überschrift ist eine schlechte Reklame. Wir haben die Tendenz aus dem Kunstwerk verbannt und verurteilen sie, wo wir ihr begegnen. Hier ist Tendenz nicht versteckt, sondern Überschrift, nicht heimlich lebt sie zwischen den Zeilen, sondern ohne Hinterhalt ist sie Absicht, sogar Ursache.

Die Handlung ist etwa folgende: Die Tochter eines Arbeiters in Moskau, der während der Revolution im Strassenkampf erschossen wird, wandert mit ihrer Grossmutter in eine kleine Stadt und wird dort Arbeiterin in einer Fabrik. Der Besitzer der Fabrik und sein Sohn, der jenen Arbeiter erschossen hat, fliehen nach Paris. Während sich in Russland die Verhältnisse bessern, die Fabriken arbeiten und für das Volk gute Zeiten kommen, geht den Flüchtlingen, die in Paris zu leben wissen, das Geld aus. Da beschliesst der Sohn, verkleidet und mit falschem Pass nach Russland zurückzukehren, um Juwelen und Gold, die sein Vater vor der Flucht im Fussboden seines Zimmers versteckt hat, zu holen. Er gelangt nach Russland. Die Fabrik ist in den Besitz des Volkes übergegangen, sein prächtiges Elternhaus ist ein Klub der Arbeiter geworden. Als Chauffeur erlangt er Zutritt und die Liebe der jungen Arbeiterin, die nicht ahnt, wer er – gar nicht, dass er der Mörder ihres Vaters ist. Sie hilft ihm zu seinem Vorhaben. Im letzten Augenblick wird er überrascht, mit Gewalt bahnt er sich den Weg, aber auf der Flucht wird er von den Arbeitern, die ihn verfolgen, erschossen. Lenins Erkrankung und

Tod, von denen man nur durch Telegramme in diesem einsamen Städtchen erfährt, und die Wandlung des jungen Mädchens zur begeisterten Anhängerin der Partei bilden den Abschluss.

Die Farben sind schwarz und weiss; die Menschen sind gut und böse. Die Handlung ist einfach wie ihre Träger. Aber die Fabel ist wahr. Jeder von uns hat – zum mindesten – Teile in der Zeitung gelesen: Emigranten, denen immer noch ein Grossfürst imponiert, selbst, wenn er sie anpumpt; ihr leises Heimweh, das sie sich beinahe selber nicht einzugestehen wagen, und die Not, die ihren Blick wieder nach Russland lenkt. Viele haben Wertsachen dort gelassen. Sie sind ihr Eigentum, und die Rettung aus dem Elend, das wie die Sintflut wächst. Sie schmieden Pläne, sie wollen ihr Gut wiedererlangen.

Die Arbeiter und ihr ans Werk gebundenes, aber jetzt freies und glückliches Leben kennen wir nicht, aber wir wünschen es. Wir – nicht nur die Arbeiter selbst – spielen mit Gedanken, die einen solchen Zustand ausmachen. Nicht nur der Republikaner, sogar der Reaktionär erstrebt ihn, wenn er auch nichts dafür tut.

Dieser Film zeigt Gruppen. Er zeigt Lager von Menschen, die eine Idee eint. Die Idee des Kommunismus und die des Kapitalismus. Nur wer sich aus diesen Lagern heraushebt zu persönlichem Handeln, wie der Flüchtling, wird Spieler. Nicht Held. Nicht Rolle. Nur der Sprecher der Seinen; Verkörperung der Vielen. Das zeigt ihn deutlich und gibt seinem Auftreten Wirkung, die für den Zuschauer ungeheure Spannung ist. Wenn der Flüchtling nach Russland kommt, seinem Haus sich nähert, um sein Geld zu holen, und misstrauisch als Fremder betrachtet wird, ist er nicht einer der unbekanntenen Arbeiter, die da im Schnee stehen, sondern Lenins Gegenspieler. Wenn er sein Geld erbeutet, unterliegt die Revolution. Der Zuschauer fühlt es.

(Ich rede nicht von Russland, ich rede von diesem Film.) Der Arbeiter wird auf der Flucht erschossen. Sein Mut hat unsere

Sympathie. Die Gefahr, die ihm droht, erhöht sie. Aber sein Tod ist einfach wie der Tod des Polonius. Hier musste er sterben. Das Schicksal greift ein, er hat zu Ende gelebt. Und er wird nicht hingerichtet, er fällt.

Es liesse sich gegen diesen Film einwenden, dass er kein Film, sondern ein Schauspiel ist. Aber wer wollte – heute – diesen Einwand tun?

Und das Lob ist verdächtig. So stark ist der Film. Es ist hier nicht der Ort, um den Künstlern zu predigen und den Schriftstellern Ratschläge zu erteilen. Es ist hier geboten, einen persönlichen Eindruck wahrheitsgemäss wiederzugeben. Aber die Kunst, die immer auf dem Spiel steht, wenn ein neues und bedeutendes Werk auftaucht, verlangt das Gericht. Wenn man sich deswegen fragt, wie dieser Film so gut geschrieben werden konnte, bleibt Russland stehen. Tendenz ist die Einseitigkeit der Grösse, aber die Grösse der Einseitigkeit schafft Kunstwerke.

## Sichel und Liebe

Der Potemkinregisseur Eisenstein schliesst einen Artikel: ‚Masenkino‘ mit den Worten: «Wir wissen, dass unsere Methode die einzig richtige ist und dass ihre Möglichkeiten unbegrenzt sind.» Das ist naiv, aber das ist grossartig, und so spricht ein Künstler. Welches sind seine Methoden? «Wenn das kleine Kollektiv, das ich leite, eine Sache anfängt, setzen wir uns nicht in einem Büro zusammen und entwerfen Pläne. Unser Schlagwort ist: Nieder mit der intuitiven Schöpfung! Anstatt zu träumen, wälzen wir uns ins Leben. Gegenstand unserer letzten Produktion («Die Hauptlinie») ist das Dorf; wir vergraben uns also in die Ackerbaukommissariats. Tausende Beschwerden der

Bauern werden geprüft... Der szenische Effekt wird bei uns immer scharf durchdacht; ebenso der *ideelle Effekt*. Wir beginnen niemals einen Film, ohne zu wissen, warum...» Eisenstein drückt sich in diesem an sich sehr lesenswerten Artikel nicht sehr klar aus; aber man versteht, was er meint. (Merkwürdig ist, dass die Einstellung zur neuen Produktion bei einer neuen Generation im Grunde auf der ganzen Erde zur Zeit die gleiche ist; in Deutschland wie in Russland und in Amerika.) Überliest man einen solchen Artikel (der, wie gesagt, als Interview eines kraftvollen jungen Regisseurs gewertet werden muss) und geht darauf wieder einmal in einen deutschen Film, kann einem angst und bange werden. Der Film heisst: ‚Die Liebe der Jeanne Ney‘, und diesmal kommt uns die Ufa russisch-bolschewistisch, wozu sie ja besonders viel innere Beziehungen hat. Der Film wurde nach einem Roman von I. Ehrenburg, vom Verfasser und Herrn Vajda geschrieben. G.W. Pabst war immer einer unserer besten Regisseure; an diesem Manuskripte versagte er.

Also: Da ist Andreas, junger, rabiater Revolutionär in einer Stadt der Krim. Erschiesst einen Korrespondenten einer Pariser Zeitung, dessen Tochter er liebt. Der politische Mord ändert nichts an der Tochter Liebe. Jedoch als die roten Truppen die Stadt erobern, flieht sie mit Hilfe eines sehr korrupten roten Komitees, das ihr den jungen Freund bald (zu Propagandazwecken) nach Frankreich nachschickt. In Paris findet sie mit Hilfe einer blinden Kusine Stellung bei ihrem Onkel, welchen die Autoren mit Hilfe einer neuen Handlung von einem gestohlenen Brillanten und eines gleichfalls aus der Krim entflohenen Bösewichts ermorden lassen. So kann sich nun Verdacht auf den roten Liebhaber wenden; man verhaftet ihn, aber die Braut entlarvt, was da dunkel ist und der Film ist aus.

Es ist schwer, es ist wirklich schwer, einen Film, dessen Held ein russischer Bolschewist ist, ohne Gesinnung zu machen; es

ist möglich (und dann schon wieder gleichgültig), wenn man aus so was einen festen *Reisser* zimmert. Aber Gesinnungslosigkeit plus Dummheit plus Leere, das gibt eben zur Zeit, und wir klagen es Gott, bei uns häufig einen Film. Da verwandeln sich denn jene Revolutionäre über Nacht in verliebte Gentlemen zu Paris; wenn sie mit der Geliebten in ein Hotel gehen, schlafen sie in einem Zimmer, aber auf zwei Stühlen; am Morgen geht man, wie es jetzt in Russland Sitte ist, Blumen an den Altar der Mutter Gottes tragen. Und solche Dinge mehr.

Wenn Herr Pabst einen Geldschrank photographiert, ein Büro in Paris, eine Strasse, ist er der alte Könner. Dann sieht man, wer er ist. Sonst sucht man seine Hand vergebens in den langen, dünnen Bildern dieses Films. Und vergebens bei den Schauspielern. Wozu berief man Fräulein Jehanne (Jeanne Ney) aus Paris zur Ufa? Sie ist nicht hübsch und wirklich keine Schauspielerin. Brigitte Helm ist wieder schwer zu ertragen. Rasp steigert seine Rolle vom Bösewicht einfach ins Groteske, ein billiger Ausweg. Und in einer winzigen Nebenrolle spielt grossartig ein solcher Schauspieler wie Sokoloff.

Letzte Woche hatte man hier Gelegenheit, einige ukrainische Filme zu sehen. Dort hat sich in der Zeit nach der Revolution überraschend schnell eine grosse Produktion entwickelt, die 1924 noch fünf bis sechs Grossfilme im Jahr herstellte; heute bereits vierunddreissig. Im Prospekt der All-Ukrainischen Photo-Kino-Zentrale liest man: «Deutsche Firmen, welche unsere Filme besichtigen, werfen uns vor, unsere Filme hätten lokalen Charakter. Es ist richtig, dass in einem gewissen Sinn bei uns Sujets mit nationalem ukrainischem Inhalt vorliegen. Aber wir sehen hierin nicht bloss Nachteile, sondern auch Vorteile. Die Organisation der russischen Republik ermöglicht den vom Zarenjoch befreiten Völkern eine weitgehende Entwicklung, von der diese auch Gebrauch machen. Die Filmkunst ermöglicht



auch in schnellerem Tempo die Renaissance des Volkes. Die historischen Filme haben eine kolossal erzieherische Bedeutung.» In diesen paar Sätzen, in schlechtes Deutsch übertragen, steckt viel drin. Hat man in Deutschland schon anständige historische Filme gemacht? Freilich braucht es dazu richtige Gesinnung.

So sah man denn Teile jener ukrainischen Produktion, die sehr hübsch ist, manchmal ein bisschen naiv und breit, aber immer echt, echt wie ein Land, voll Geruch und Farbe, voll Schwung und Tiefe und gespielt von Bauern und Mädchen, weder aus Paris noch sonst woher, sondern aus dem Land, dessen neue Ideen sie anfeuern.

### **Der Film des Intendanten**

Der Intendant der Staatstheater hat für die Nationalfilm-A.-G. seinen ersten Film gemacht. Das heisst, die Sache stellt sich so dar: Der Leopold-Jessner-Film «Maria Stuart». Ein Frauenleben, erzählt von Anton Kuh und Friedrich Feher mit Leopold Jessner. Jedoch bei der Recherche nach der paternité ergibt sich – Jessner. Der Film läuft im Tauentzienpalast.

Die Handlung ist: in viel Intrigen wird, zeit ihres kurzen Lebens, die schöne Königin Maria Stuart verstrickt. Halb schuldig, halb unschuldig, geht sie den abenteuerlichen Weg ihres Lebens bis zum schlimmen Ende des Schafotts. Das weiss jeder Deutsche. Denn Schiller lebt.

Als sich Jessner an die Arbeit machte, ging er Schillers Drama in weitem Bogen aus dem Weg; als Jessner seine Arbeit beendet hatte, hatte er jene unsterbliche Tragödie verfilmt. Denn auf dem weiten Umweg, den Jessner um Schillers Drama machte, begegnete er den gespenstischen Gestalten, die Schiller nach

reiflicher Prüfung ihrer Persönlichkeit als nicht erwähnenswert aus seinem Drama fortgelassen hatte. Mit diesem Geisterzug der Trabanten, die ohne eigene Flamme irgendwo einmal in den Lichtschein der grossen Abenteurerin geraten waren, was ihre gleichgültigen Gesichtszüge auf einen Augenblick beleuchtete, setzte sich Jessner an seinen Tisch und machte aus dem Wirbel ihrer Existenzen einen Film. Der Vorgang ist durchaus bemerkenswert. Er zeigt zwei Dinge; einmal zeigt er, dass dieser Film *nicht* aus einer neuen Vision der Geschichte von der Königin Maria Stuart entstand, sondern aus einer kritischen Haltung gegenüber dem Werke Schillers. Aus einer kritischen Haltung kann aber niemals ein Kunstwerk entstehen. Und so zeigt dieser Film ferner, dass diese Haltung der Verfasser eine *unbewusste* war. Sie gingen nämlich mit löblicher Absicht zu Werke. Das etwas lyrische Trauerspiel Schillers war, wie es vorliegt, nicht zu verfilmen. Dafür schien aber die Fülle der Gestalten, die den wilden Weg der Stuart gekreuzt hatten, reichen Stoff zu geben. Denn Maria Stuart war nicht nur eine wirklich tragische Gestalt; ihr Leben war auch, von einem Chronisten aufgezeichnet, ein Epos seiner Zeit. Jedoch ein Epos zu verfilmen, erfordert weit mehr Mühe, als sich ein Mann träumen lässt, dem bei der Entdeckung vieler bunter Gestalten gleich ein farbenreicher Film vor Augen steht. Der Versuch ist öfters unternommen worden und bis heute noch niemandem geglückt. Jessner liess sich verleiten, für Stoff zu halten, was *Farbe* war. Er nahm, was Schiller verschmäht hatte, und siehe – wir verschmähen es auch.

So läuft sein Film von Mord zu Totschlag, von Brand und Schrecken zum Schafott und ergreift nicht. Dadurch, dass ihn der Schauspieler Jansen spielt, wird der Stuart erster Mann, Darnley, nicht wichtig; noch nicht einmal durch den gewaltigen Schauspieler Kortner wird der Marschall Bothwell interessant. Der Zuschauer wird Zuschauer schrecklicher Ereignisse; das

genügt ihm nicht. Er will nicht zusehen; er will miterleben. Miterleben aber kann nur der Eingeweihte. Um uns aber in eine so tatenreiche Handlung, in soviel Ereignisse überzeugend einzuweißen – dazu hätte dieser Film statt zwei Stunden wahrscheinlich zehn dauern müssen. Oder er hätte ganz anders sein müssen – nämlich nicht Illustration zu einem halb bekannten, halb unbekanntem historischen Ereignis; sondern – ein Film.

Auf der Bühne ist folgende Szene immer wirksam: eine Frau, die der Zuschauer schon kennt, steht vor einem Richtertisch als Angeklagte. Im Film ist sie das nicht. Der Film ist eine neue Kunstform, welche durchaus ihre eigenen Gesetze hat. Auf der Bühne wird die Spannung, die den Zuschauer packt, wenn er eine Frau vor einem Richtertisch stehen sieht, gesteigert und ausgelöst durch das gesprochene Wort, das durch unser Ohr zu unserm Herz und Hirn läuft. Dem Film fehlt das Wort. Der optische Eindruck – Frau vor Richtertisch – ist nur eine Sekunde lang spannend; dann wird die Szene gleichgültig, wenn nicht die Schauspielerin das gesprochene Wort durch Spiel in Handlung übersetzt, die unser Auge ebenso unserm Herzen zuträgt wie das Ohr das Wort. Ich entsinne mich folgender Szene aus Chaplins ‚Goldrausch‘: der Mann steht in einem überfüllten Lokal und ist in ein Mädchen verliebt, mit dem er noch kein Wort hat sprechen können. An sich eine spannende Szene. Nun soll der Zuschauer erfahren, was geschieht. Und Chaplin spielt seine Liebe. Er steht mit dem Rücken zum Publikum; aber jede Bewegung, die er macht, verrät, da sie entweder eine kleine *Handlung ist* oder eine solche *auslöst*, was er fühlt und was vorgeht. Hiermit kommen wir in Jessners Film zu den Schauspielern. Es sind lauter ausgesprochene Bühnenschauspieler, die da agieren. Kortner kann auch filmen; niemals tat er es so wenig wie in diesem Film. Magda Sonja ist durchaus gut in manchen Momenten; aber sie filmt nicht. Sie spielt Sprechbühne.

Wenn sie in diesem Film als angeklagte Königin vor dem Richtertisch der Lords von England steht, muss sie anfangen zu spielen. Sie wird etwas gefragt; sie antwortet; jetzt muss sie spielen. Es genügt nicht, dass der Zuschauer mit Hilfe der Texte und seiner Phantasie *errät*, um was es da geht; um Wirkung, Erschütterung auszulösen, muss jetzt Spiel kommen. Das heisst: es muss Filmhandlung ersonnen werden, gemeinsam von Regisseur und Schauspielerin. Alles andere, die Tatsache, dass da Richter sind und eine Angeklagte, ist nur Ursache, nur Mittel zum Zweck, der Spiel heisst. Denn im Film ist Spiel gleich Handlung. Da genügt es nicht, entsetzt zum Himmel aufzublicken; das sind Bühnenformen, die ohne das gesprochene Wort, das uns dort mit der Geste der Schauspielerin fühlen lässt, unerträglich wären. Die Schauspielerin muss etwas tun. Aber daran, dass dies hier in keiner Weise gelingt, sind nicht die Schauspieler schuld. Der Regisseur hätte die geschriebene Handlung des Manuskripts in optische Vorgänge übersetzen müssen, die spielbar sind. Dann allerdings ist es die spezifische Aufgabe der Filmschauspielerin, diese Vorgänge so gut und so deutlich zu spielen, dass sie der Zuschauer sofort begreift.

Das war bei diesem Film überhaupt nicht zu machen. Das Manuskript war falsch, die Regie war falsch, die Schauspieler waren falsch. Trotz alledem ist dieser Jessnerfilm, verglichen mit dem, was bei uns sonst hergestellt wird, ein ausgezeichnetes Werk. Es trägt sichtbar die Spuren der Persönlichkeit Jessners. Es hat eine hohe, *menschlich hohe* Linie, die hoch wie ein Flugzeug über dem niederen Zeug anderer Produktion dahingeht.

Im Staatstheater wäre diese Maria Stuart eine fabelhafte Aufführung gewesen.

## Sonderbare Ereignisse

Das hat man lange gewusst, dass es köstlich sein muss, in einem *Berliner Kino* zu sitzen und auf der Leinwand bei Orgelbegleitung von der russischen Revolution, gesehen durch die Augen eines *amerikanischen* Filmregisseurs, ergötzt zu werden. Es kam schlimmer. Der Film, der solche Erwartungen übertraf, heisst: «Die Wolgaschiffer» (im Ufapalast). Er zeigt, dass historische Ereignisse auch die Herzen verwirren und dass es Zeit braucht, bis sie einander wieder finden; trotz Tod und Teufel. Der edle Böse, der rote Liebhaber, der Jüngling, blond, aus dem Volke und die weisse Geliebte, die verständnisvolle Prinzessin, die Erbin der Bastille an der Wolga – sie werden ein Paar. Daran ändert auch Lenin nichts, und die russische Revolution, dazu verhilft sie nur.

Dieses Jahr hat schon viele schlechte Filme gesehen. Darüber wäre kein Wort zu verlieren; wir sind Kummer gewohnt. Aber noch waren die Sessel dieser Premiere warm, da schrieb schon die „Tägliche Rundschau“ Ein zweiter Potemkin; ihr Kritiker liess alle ästhetischen und künstlerischen Gesichtspunkte ausser Acht, womit er nicht viel liess, und deutete erschrocken auf die politischen. Sogar Amerika hatte ihn enttäuscht. Ist das Verwirrung?

Man hat so das Gefühl, als seien die Zeiten Friedrichs II. vorüber. Auch seiner Auferstehung musste eine Himmelfahrt folgen, die ihn irdischen Blicken wieder entrückt. Mit Riesenschritten marschiert die Branche auf der Suche nach Stoffen weiter. Sie scheint sich den Revolutionen zu nähern. Bei näherem Zusehen zeigt es sich, welche leichten Triumphe dort auf dem Schlachtfeld der Gemüter zu holen sind. Die Charakterlosigkeit, Objektivität genannt, wird mit der Geste eines Danton zu Werk gehen können. Der Spieler und der Gegenspieler Schuld wird nur so über die Leinwand hüpfen. (Wenn sich die

Tugend erbricht, setzt sich das Laster zu Tisch.) Die Blicke der Sterbenden zielen wie Diagonalen auf die Parteien. Die Welt als Rechteck wird fürchterlich und ausbalanciert an der Strippe des Regisseurs hängen.

Und die ‚Tägliche Rundschau‘? Ihre Äusserungen sind nur ein erster Schrecken. Die Berührung überhaupt mit Ereignissen, die nach Ansicht solcher Art von Zeitungen nur ein Irrtum waren, lässt sie zusammenzucken. Die Branche wird ihnen schon klarmachen, dass auch die Untat einmal beim Namen genannt werden muss. Der Kritiker wird sein Haupt verhüllen und seine Augen aufmachen. Sieht er dann Kugeln fliegen, werden es doch Kugeln sein, die er ja liebhat. Und: Wenn auch die Tugend erbricht, sitzt doch das Laster am Tisch.

Wir aber? Es könnte sein, dass uns noch eine Sehnsucht nach «Fridericus» kommt, die selbst unsereiner nicht gewagt hätte vorauszusagen. Wen soll ein Lenin trösten, der verliebt ist? Ausgestossen aus der Gemeinschaft der Kinobesucher, werden wir vor den Toren stehen, weder kluge noch törichte Jungfrauen. Und hat die Branche erst die Gegenwart erreicht, die Wochenschau dramatisierend, dann werden wir von soviel ausgleichender Gerechtigkeit zu Boden geschmettert, vielleicht anfangen, ungerecht zu werden?

\*

Dokumente zur Kriegsschuldfrage haben schon viele in Buchform veröffentlicht. Die Firma Bruckmann macht aus den ihren einen Film. Er heisst: «Brandstifter Europas, ein Beitrag zur Kriegsschuldfrage». Er zeigt, dass so um 1913 eine schöne Tänzerin, eine Russin, erst den Oberst Redl, später den Mönch Rasputin ans Messer lieferte, woraus erst ein Krieg und dann kein Friede entstanden sein soll. Egon Erwin Kisch hat ein Buch geschrieben: «Der Fall Redl.»

Diese knappe Broschüre, die ein Roman, ein Film, eine Tragödie ist, war den Herren Bruckmann wahrscheinlich unbekannt. Die Erfahrung lehrt, dass die Schriftsteller zwischen Etsch und Belt umsonst schreiben. Allerdings schreiben sie ja auch nicht um der Kriegsschuldfrage, sondern um der Wahrheit willen. Das fängt an, ein bedenklicher Unterschied zu werden.

Nachwort: Es muss dem Lebendigen, der sich bewusst ist, dass er nur einmal lebt, und dass er Pflichten gegen seine Zeit hat, vor solchen Filmen weh ums Herz werden. Die Stoffe sind unser, die da gezeigt werden. Der Geist ist anderer. Schon einmal hat Europa gutes Metall zu Granaten gedreht und in die Luft gesetzt. Beabsichtigt es jetzt, seine Geschichte durch das Scheinfernrohr zu photographieren?

Also ist dieser Film gut, sogar sehr gut, wirkungsvoll, ergreifend, auch packend, auch begeisternd und – doch ein Kriegsfilm. Erst wenn man schon eine ganze Weile das Theater verlassen hat, kommt man wieder zur Besinnung und zu den eigenen Gedanken zurück. Langsam erinnert man sich, *dass der Krieg ja gar nicht so* war, so mit Stubenmädchen und voller Abenteuer mutiger und schöner Offiziere. Man erinnert sich, gar nicht erschrocken, daran, dass er ganz anders war. Und es fragt sich nur immer wieder: wie war er eigentlich? Dieser Film ist ein schöner Traum. Oder eine süsse Unwahrheit, die man gern glauben möchte. Es geht aber nicht. Sogar wenn einem dieser Film gefallen könnte, er darf einem nicht gefallen. Das ist eine bittere Sache, so bitter wie diese Zeit um 1926, in der so viele hübsche Blumen frisch über Gräbern blühen. Wir sind verloren, wenn die Toten tot sind. Zweimal verloren, wenn uns das die Amerikaner sagen können, die keine Ahnung haben.

## «Es lebe der König»

Also das können sie. Und wenn die näher Beteiligten auch nicht geneigt sind, diesen Ausruf erklingen zu lassen, verfilmen können sie ihn, aus dem Handgelenk, unnachahmlich, Beuschel mit Knödel, Geschäft und Charakter! Der Bebapalast in Wilmersdorf hat seinen Weihnachtserfolg: «Die Jugend der Königin Luise». Terrafilm. Manuskript: Ludwig Berger; Regie: Karl Grune. War es nicht Herr Grune, der vor einigen Monaten aufs Pazifistischste allein am Rande der Welt stand gegen Kriegsvater Hugenberg? Jener Antikriegsfilm, sozusagen deutscher Provenienz, war zu schlecht, um ein Geschäft zu sein; Preussens Königin wird ihren Freunden ein kleines Vermögen einbringen.

Selbst Hauptmanns Dorothea Angermann wünschte sich eine Auffahrt vor ihrem Theater, wie sie der Bebapalast zu Weihnachten sah: Autos in Fülle, Herren und Damen in Pelz und Seide, eine halbe Stunde vor Beginn der Vorstellung bereits dicht gedrängt, und dazwischen «Volk», wie es im Personenverzeichnis des Films heisst. Zehn Minuten vor Anfang war das Kino bis auf den letzten Platz besetzt.

Ist dieser Film nun gut oder schlecht?

Zu Frankfurt a.M. hält der König von Preussen für seine beiden Söhne bei der Prinzessin von Hessen-Darmstadt um die Hand ihrer Enkelinnen an, der Prinzessinnen von Mecklenburg. Rasch und einfach geht die Sache vor sich; auf Verlobung folgt Hochzeit in Berlin und lustiges Leben; auf lustiges Leben folgt – im kgl. preussischen Berlin – ernster Widerspruch und kleines Getändel der Kronprinzessin mit dem Vetter Louis Ferdinand. Folgt Paretz, ländliche Stille, und die Heldin wird «unsere liebe Frau von Paretz». Der Mann muss hinaus ins feindliche Leben, nach Polen in den Krieg. Die Frau gebiert ein totes Kind. Aber der ehelichen Liebe ist kein Ende zu machen.

Dies wird man sehen in dieses Filmes zweitem Teil.



Was ich hier erzählt habe, ist der Inhalt des Films. Er ist gar nicht schlecht gemacht; den Mangel an Handlung, an wirklich interessierendem Geschehen ersetzt die frische Laune. Mady Christians, die stellenweise wie ein kleiner Wirbelwind spielt. Und den Mangel an Gesinnung ersetzt Gesinnungslosigkeit, was einstweilen für einen guten Teil unseres Publikums aufs Gleiche herauskommt. Der Film hat die allen Zuschauern vertraute Haltung unsrer Schulbücher. Königstreu, königsanbetend in der grossen Linie, erlaubt er sich kleine Freiheiten im einzelnen, die heute, wo wir Republikaner die grosse Linie der Vergangenheit sehen, Geschmacklosigkeiten sind: Der König ist jovial wie ein Kneipenwirt; der Kronprinz steif und dumm wie ein Leutnant; wo er auftritt, steht er stramm, sogar vor seiner Frau; die Königin ist faul und dumm, dafür aber besteht das Volk zu Mainz aus nackten Weibern, die hysterisch um den Freiheitsbaum herumtanzen, bis der König von Preussen endlich mit Granaten in dieses Gesindel hineinfuert. Das Volk zu Berlin macht brav: Winke, Winke! Dafür lädt die Kronprinzessin sich Strassenkinder zum Kaffee ein, was den Hof empört. Überhaupt ist Frau Luise sehr freiheitlich, bei Hof tanzt sie den entsetzlichen Modetanz: Walzer, aber als der König sie bittet, die Gräfin Lichtenau, seine Freundin, zu begrüessen, ist sie hart-hochmütig. Das ist eine unfreiwillig gute Stelle des Films: noch nicht einmal mit Mätressen verstand man am Hof zu Berlin um-zugehen.

So ist der Film: ein paar gute Schauspieler in guten Kostümen spielen die älteste, allen Kinderfrauen vertraute Schablone preussischer Hofgeschichte herunter. Das Publikum geht mit; warum sollte es nicht? Es ging auch bei der Historie Potemkin mit. Der Stoff ist gut: unsere Geschichte; aber der Film ist schlecht: Hohenzollersch Hausgemachtes.

Gegen diesen Film liesse sich eine Menge sagen; es lohnt aber nicht. Wem nützt es, wenn man sagt, dass es einem auf-richtigen Mann das Blut zu Kopf treibt, wenn er sieht, wie in

diesem Film das Volk in Mainz dargestellt wird? Unbeschadet aller Kritik wird die endlose Szene auf ihr Publikum wirken, da die Preussische Armee unter den Klängen des Fridericusmarches gegen Polen zieht. Interessant allein ist die Feststellung, dass Herr Berger auch dies kann, und Grune, noch warm von seinen pazifistischen Kämpfen gegen Hugenberg, nationalistische Filme verfertigt. Kunst ohne Gesinnung ist nicht Kunst, und wir müssen endlich den Regisseuren auch dann misstrauen, wenn sie künstlerisch werden. Dass aber der Republik bislang kein einziger Film gelungen ist, ist die andere Seite der deutschen Filmindustrie. Ich weiss nicht, ob der Stoff: ‚Der Sohn König Friedrich Wilhelms II. verlobt sich!‘ besonders interessant ist; interessanter, als er von Herrn Grune und Berger gemacht wurde, konnte er leicht gemacht werden. Dazu bedurfte es nur einiger historischer Kenntnisse (statt oberflächlicher Schwindeleien), welche den Tatbestand, der damals gegeben war, zeigten. Nicht uninteressant wäre es, den Kampf gegen die französische Revolution durch die deutschen Fürsten zu sehen; zu erfahren, wie und wer jener Friedrich Wilhelm II. war (der bestimmt nicht jener joviale Trottel war); zu erkennen, dass man damals gegen Polen marschierte und warum dies geschah. Immer interessant ist die Wahrheit.

Einen solchen Film hätte Herr Berger allerdings nicht mit den Worten schliessen können: Es lebe der König! Hätten nämlich seine Zuschauer erfahren, welche erbärmliche Rolle in den kommenden Freiheitskriegen zu spielen sich jener neue König anschickte, und sie würden, statt frenetisch Beifall zu klatschen, ernst und nicht ohne nachzudenken das Theater verlassen haben, Männer und Frauen, aufs Neue angeregt, Deutschlands Zukunft zu schaffen.

## Ein Trauerspiel

Bei der gesamten Berliner Kritik ist ein neuer russischer Film durchgefallen, glatt aber weich und ohne Lärm durchgefallen, der in einem mittleren Theater, unten am Kurfürstendamm (Emelkahauss) zu sehen ist. Der Film (Sowkino) heisst «Sühne» und ist einer der besten Filme, die man gesehen hat, steht gross und einfach in der obersten Reihe bei «Potemkin» und «Goldrausch», gleich an Wert, aber nicht zu vergleichen, weil er etwas Neues bringt: das erste Trauerspiel, von den Alten Tragödie genannt und in deren Sinn hier in gewaltigen Linien komponiert. Die Schauspieler sind alle vorzüglich; die einzige Schauspielerin – sie heisst Chochlowa – ist die beste Filmschauspielerin, die ich bis heute gesehen habe. Ich weiss, was ich schreibe. Die Chochlowa ist nicht schön. Beim ersten Anblick erschrickt man. Aber schon wünscht man, tief berührt, sie wiederzusehen. Dann hat sie über jeden Widerstand gesiegt. Ihr Gesicht ist schmal und hart. Aber ihre Augen leuchten wie ihre Haare. Ihre eckigen Schultern, ihre nachlässige Art, sich auf eine raffiniert überzeugende Weise zu kleiden, ihr Spiel ohne Worte, wirklich Filmspiel des Gesichts und der Hände-hier ist alle Literatur hinweggeschwemmt, und ein neuer, unbelasteter Mensch, seiner eigenen Empfindungen fähig, erscheint auf der Bühne.

In Alaska sind drei Männer und eine Frau am Goldgraben. Sie finden nichts, und die Zeit rückt vor. Da entdeckt der vierte Mann, der nicht auf Anteil mitging, sondern, ein armer Teufel, sich als Knecht verdingen musste, eine ergiebige Goldgrube. Bald wird es in New York drei Millionäre mehr geben, frohlocken die Männer. Den Knecht, der weiss, was er gefunden hat, hänseln sie in ihrem Übermut: Ja, mein Lieber, du musst auch einmal Gold graben gehen! usw. wie die Männer sind, wenn sie unverdientes Glück haben.

Einmal sitzen sie am Tisch, da kommt der Knecht, es fallen ein paar Worte, im Nu reisst der Knecht sein Gewehr hoch, schieisst, der Deutsche fällt, schieisst, der Russe fällt, der Engländer und seine Frau springen voll Todesangst auf. Der Mann steht starr, die Frau wirft sich auf den Mörder und entreisst ihm das Gewehr. Jetzt springt der Mann hinzu und will diesen kaltblütigen Hundsfoth erwürgen. Die Frau rettet ihn. Sie binden ihn mit Stricken, dass er sich nicht rühren kann. Wenn ich freikomme, bringe ich euch alle um, sagt der Knecht. Gleich will ihn der Mann wieder erschlagen. In der Nacht begräbt das Ehepaar seine toten Kameraden. Derweil kämpft der Gefesselte einen verzweifelten, vergeblichen Kampf, sich zu befreien. Abwechselnd bewachen ihn der Mann und die Frau Tag und Nacht, bis ihre Nerven vor Zorn, Qual, Übermüdung zu reissen anfangen. Der Frühling kommt, und das Wasser steigt. Die Hütte wird überschwemmt, und es ist nicht abzusehen, wann man von hier wird fortkommen können. Immer ist der Mörder da. Immer muss er bewacht werden. Einmal, am Geburtstag der Frau wird er losgebunden. Er ist kein Unmensch, er weint. Er weiss, was er angestellt hat. Aber er konnte nicht mehr. Er wollte nicht als armer Teufel heimfahren, wo er doch das Gold gefunden hatte. Die Zeit geht hin, die Wächter sind am Ende ihrer Kraft angelangt. Da beschliessen sie, ihn zu richten. Immer wollte ihn der Mann wie einen tollen Hund erschiessen, immer hat es die Frau verhindert. In die Gerichtsverhandlung willigt sie ein. Abwechselnd sind die beiden Richter, Geschworener und Verteidiger: Das Urteil lautet auf Hängen. Der Mörder nimmt seine Strafe an und sie gehen hinaus und hängen ihn an einem Baum auf.

Das ist dieser Film, in grossen Zügen erzählt. Der Bericht gibt seinen Inhalt kaum wieder. Kein Bericht würde das tun, denn nur die Schauspieler vermögen das, und man muss gehen und sich ansehen, wie sie das vermögen.

Dieser Film ist eine Synthese zwischen Russland, das seine

unvergleichlichen Schauspieler und Regisseure gibt, und Amerika, nach dessen Dichter, Jack Londons Novelle, harter Eisbergnovelle, der Film gedreht wurde. Leicht werden die Russen im Stoff weich und zerfliessen. Sie lieben die Einzelheit zu sehr über der grossen Linie. Hier, wo ihnen London kurz und knapp den Weg weist, mussten sie weitermachen, durften sie nicht stehenbleiben. Diese Synthese zwischen Russland und Amerika ist was man sich für Deutschland wünscht, was Deutschland vielleicht einmal herstellen wird. – Plötzlich wird auf dem Kurfürstendamm eine moderne Tragödie gespielt. Der Zuschauer sieht klar und deutlich, dass es nicht erlaubt ist, zu töten, dass es wider das Gesetz des Kosmos ist, und jene Kugel, durch des Feindes Brust hindurchfliegend, im Laufe des Äquators zum Mörder zurückkehrt, ihn fällend. Das Publikum, andere Ware gewöhnt, versteht nichts. Leute gehen entrüstet fort, andere pfeifen und lachen. Nur wenige standen nach der Vorstellung auf und klatschten, aber leise, weil sie sehr erschüttert waren. Den ‚Potemkin‘ hat man hier verstanden. Das macht die politische Schule, in der wir jetzt seit 1914 dreizehn Jahresklassen absolviert haben. Jetzt kommt das alte Neue, die Tragödie des Menschen, das Trauerspiel, und ist schwer verständlich.

Wäre ich ein Regisseur, ich reiste nach Moskau und holte mir die Schauspielerin Chochlowa. Dann wäre uns endlich ganz Hollywood – Kalifornien.

## ***Bildnachweis***

S. 8: Photo Lerski

Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz: Abb. 1, 2, 4, 6, 7

Landesbildstelle Berlin: Abb. 3, 5, 8

Berlinische Galerie, Fotografische Abteilung: Abb. 9